Marc Dressler
Ich
im Paradies
Roman
tredition

Marc Dressler

Ich im Paradies

2021

© 2021 Marc Dressler

2. Auflage

Autor: Marc Dressler
Umschlagsgestaltung: Marc Dressler, Stuttgart
Umschlagsmotiv: Claudio Balducelli, Bracciano
Druck & Verlag: tredition GmbH,
Halenreie 40-44, 22359 Hamburg
ISBN: 978-3-347-29024-2 (Paperback)
978-3-347-29025-9 (Hardcover)
978-3-347-29026-6 (e-Book)

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Una visión gigantea
que negras alas agita
en lo alto revolotea;
saplando, el incendio irrita;
y sacude homosa tea.
(A. Bello)

Jag er en sådant jag.
(H. Wergeland)

The self you've been lately
doesn't make sense anymore.
(N.K. Jemisin)

Il devait souffrir dans son paradis.
(H.d. Balzac)

Tıpkı benim gibi o da
çok uzaklarda kalan bir ağacın altında
unutmuş olabilir uykusunu.
(N. Hikmet)

Οὖτις ἐμοί γ‘ὄνομα·
Οὖτιν δέ με κικλήσκουσι.
(Homer)

N0ll 7
7raum 109
A1-Skede 197
Parad1es 322

N0ll

Warum ich? – setze ich an zu denken, während Birken und Haselsträucher an den getönten Fensterscheiben des eRoyce vorüberrauschen, distanziere mich aber gleich wieder von dem Gedanken, als ich seiner Entourage an Konnotationen ansichtig werde. Schließlich bin ich nicht krank oder zum Tode verurteilt. Im Gegenteil. Meine Vitalparameter vom Blutdruck bis hin zur Spermienmotilität sind die eines Mannes in seinen besten Jahren. Vor zwei Monaten erst habe ich mich einem Nanobot-Health-Update unterzogen und meine Lungen alveolentief säubern lassen. Im Grunde fühle ich mich supergüzel. Das letzte Mal, dass ich ein Krankenhaus von innen gesehen habe, war beim Tod des Profs. Alles sauber dokumentiert. I am ready to rock.

Yo, das bin ich! Ich bin Mace, „Matze“ gesprochen oder „Matsche“, nicht „Meis“. Mace ist nicht mein registrierter Name. Registriert bin ich als Mannfred Moussalah Acunoğlu. Meinen Nachnamen trage ich aus erster Ehe. Nicht wegen der Kontamination, nein, nicht aus sprachlichen Gründen; mein Name war anderweitig kontaminiert, ich war froh, ihn auf dem Standesamt loswerden zu können – und außerdem war ich verliebt, aber sowas von!

So in der Art hatte ich mir einen Text zurechtgelegt, in der kurzen Zeit, die mir verblieben war, bevor ich abgeholt wurde. Schließlich wollte ich beim Sprechen in die Mikrophone nicht in ein peinliches Stottern geraten, was ohne vorgestanzte Worthülsen allzu leicht passieren kann. Selbst beim eigenen Namen, der wichtigsten verbalen Visitenkarte. Am Namen hängt schließlich das ganze Prestige eines Menschen. Und der Schachtelname ‚Mace‘ katapultiert meinen Sozialstatus in Stuttgart vom Neckartor in die Halbhöhenlage, wo jedes noch so baufällige Ego unter all den spießigen Mehrfamilienhäusern aus dem Kessel herausragt wie eine gotische Kathedrale.

Auf deren Altar steht die goldgerahmte Ikone eines lone Riders, der ohne Helm auf einer heruntergekommenen Chopper Marke Eigenbau durch den Nationalpark Schwarzwald zylindert, den Tank überm verchromten V2-Block bis an den Rand gefüllt mit illegalem Diesel. Das ist der Mace, den ich meine, ein Outlaw, dessen steck-

brieflich gesuchte Silhouette sich schemenhaft im Schatten der schwarzwälder Fichten und Tannen verliert, während das flackernde Rücklicht des gestohlenen Bikes mit dem Abendrot verschmilzt, in das die Rote Lache getaucht ist, wenn der Rider sein Tag- und Nachtwerk beginnt. Ja, dass das ehegene Amalgam aus den vier Buchstaben einen unnahbaren Einzelgänger am Horizont der schwäbischen Prärie bezeichnet, der dort umweht vom rauen Wind der Freiheit nur vom Asphalt lebt und vom Motoröl, weil ein Mace nichts weiter in der Welt braucht außer sich, – das freilich hätte ich nicht erwähnt. Hätte ich auch gar nicht können. Denn niemand ist gekommen, nicht einmal einer der hyperaktiven Blogger, die sonst über alles berichten, was auch nur entfernt das Interesse von irgendjemandem irgendwo auf irgendeinem Planeten wecken könnte. Nicht einmal einer von denen! Da werde ich, Mace, von einer KI, dem ruhmreichen Kai V, für eine Mission auserwählt und niemanden interessiert's. Niemanden, nadie, hiç kimse! Als wäre ich aus der Realität gefallen in eine umgestülpte Welt, in der ich allein ich geblieben bin.

Jetzt muss ich aufpassen, dass ich nicht auch noch aus dem Wagen falle. Ein Schlagloch lässt das von mir errichtete Gedankengebäude einstürzen wie ein kognitives Kartenhaus und holt mich zurück in das, was ich für die Gegenwart halte: die kunstledergepolsterte Rückbank einer Nobelkarosse. Vor Leinfelden-Echterdingen ist der Straßenbelag derart aufgerissen, dass selbst die Beta-Version des Fermatschen 4.0-Autopiloten auf den einstigen Edelpisten nicht ohne Holpern vorwärtskommt. Ich werfe einen flüchtigen Blick auf die Fahrbahn und sehe im Augenwinkel, dass das Körschtal bereits hinter uns liegt. Demnächst würden wir den Flughafen erreichen. Den Flughafen. Der bloße Gedanke daran lässt den Pegel meiner inneren Anspannung vom Zwerchfell hydraulisch aufwärts durch die Lymphkanäle ansteigen, bis er mit unnachgiebigem Druck auf die volle Blase meine Herzspitzen erreicht und sich körperlich bemerkbar macht in glitschig feuchten Handflächen, die ich verstohlen zwischen mein Gesäß und das Kunstleder schiebe.

Ich schließe die Augen. An den Lidern prallen die Gedanken der Gegenwart ab wie die Sonnenstrahlen an den getönten Fenstern der Elektrolimousine. Langsam verklingt ihr Ansturm, die Außenwelt

kommt zur Ruhe. Es ist einer der unerträglich heißen Julitage, an denen der Stuttgarter Kessel kocht und die halbe Stadt in den Tiefgaragen abhängt; das Bild, das sich einem darin bietet, ist immer dasselbe, zusammengesetzt aus denselben Gerüchen und denselben Geräuschen; selbst die Menschen sind dieselben und tun dasselbe: einige plaudern, die meisten aber dösen hingestreckt auf den Parkstreifen. Alles flieht die Hitze. So wie gestern. Ich hatte gerade meinen Karabiner an einem der zertrümmerten Lichtaugen des alten Hauptbahnhofes eingeklinkt, um mich an den Kelchpfeilern zu den kühlen Gleisen abzuseilen, als mein Vidphone vibrierend die Bestätigung einer eingegangenen Nachricht einforderte. Soweit nichts Ungewöhnliches. Im Grunde vibriert es alle zehn Minuten – was kahretsin nervt, mich jedenfalls, – schon der Gedanke bringt mich so in Rage, dass sich der erinnerte Ärger kaum mehr unterscheidet vom aktuell aufbrausenden –, aber, koche ich förmlich, das vermaledeite Scheißteil darf ja niemand mehr auch nur eine Scheißsekunde abschalten! So, jetzt ist es raus! Die Fäkalwörter lösen sich aus meinem Vokabular wie Blähungen aus dem Dickdarm; sie mögen einen üblen, sozial geächteten Ruf besitzen, der dem Gestank ihrer flatulenten Brüder, die imperial aus dem Anus grüßen, in nichts nachstehen, doch verschaffen sie mir wie diese eine ungemeine Erleichterung. Scheiße, scheiße, scheiße! Gut: Scheiße as usual, könnte man meinen. Doch unusual war an meiner Scheiße gleich dreierlei: erstens ihre Aufmachung, zweitens ihr Absender und drittens ihr Inhalt. Was die Aufmachung betrifft: Keine Holopics, nicht einmal ein Emoticon. Konnte also nur etwas Offizielles sein; und es war offiziell, aber sowas von offiziell: Der Statthalter Stuttgarts höchstpersönlich hatte sich bei mir gemeldet, bei mir, einem einfachen Industriekaufmann! Der Statthalter!

Genau der sitzt mir jetzt gegenüber. Starr und unbeweglich, den Schlaglöchern Paroli bietend stemmt er mit wechselndem Druck seinen Hintern ins Polster, sehr darauf bedacht, mit der aufrechten Haltung eine Amtswürde auszustrahlen, die seine verschlissene Konfektion vermissen lässt. Denn vom vielen Tragen abgewetzt ist nicht nur das Garn der bis obenhin zugeknöpften Weste im Fischgrätenmuster, deren Fadenläufe eine muschelfarbene Seidenkrawatte im

selben Maße einpferchen wie der ewige Windsorknoten den schlaffen Truthahnhals des Stadtoberhaupts. Auch das Gewebe des nicht mehr ganz so blütenweißen Hemdes macht keinen fabrikneuen Eindruck. Und darunter – sicher kein Mesh-Shirt aus schwarzem Polyester, denke ich einen Gedanken, der mich nicht davon abhält, mir den Statthalter kurz mit lederverstärktem Jock aus Latex vorzustellen, sehr kurz nur, kaum mehr als ein mentales Blitzlicht, bevor ihn meine libertine Phantasie endgültig in einen zeitlosen Feinrippschlüpfer mit einem Archipel ockerfarbener Urinflecken steckt, bei welcher bildlichen Vorstellung ich es vorläufig belassen möchte, schließlich sind sie – selbst schon in Gedanken – unantastbar, die Statthalter. Die Stuttgarter Ausgabe davon blickt aus kleinen, milchigen Augen unter mächtigen Brauen nach vorne ins Leere, während sie wie beiläufig in der linken Hand zwei flache Kieselsteine mit Daumen und Ballen geräuschlos übereinanderschiebt.

Ein Mann wie vom Reißbrett, denke ich. Alles an ihm wirkt künstlich proportioniert, als hätte man ihn mit Zirkel und Lineal aus einem blassen Mürbteig geschnitten. Aus der geometrischen Reihe seiner Erscheinung tanzt nur das konfuzianische Ziegenbärtchen, dessen Schatten dem abgetragenen Baumwollhemd mit dem feuchten Kragen ein chaotisches Flechtenmuster verpasst, was das kantige Profil seines auf Korrekt getrimmten Auftritts effektvoll kontrastiert. Zusammen mit dem Bärtchen bilden die beiden Brauen ein gleichschenkliges Dreieck, das exakt kongruent ist zu den Gesichtszügen zwischen den wulstigen Falten von Wangen und Stirn und zu den Abständen zwischen den matten Altersflecken auf seinem ansonsten kahlen Schädel.

Dieses wortkarge Stadtoberhaupt, aus dessen Hals nur der Krawattenknoten hervorquillt, ist also die Person, die mir aufs Vidphone die ungewöhnliche Kurznachricht geschickt hat, die ich mir nun noch einmal mit dem Zeigefinger – einen hauchdünnen Schweißfilm ziehend – ins Display lade. Ich wische das Phone mit der Vorderseite nach unten zweimal über den rechten Oberschenkel und lese dann: „Mannfred M. Acunoğlu, Sie werden morgen, am 23. Juli um 07:11 Uhr am Ostendplatz abgeholt. Zulässiges Handgepäck sind zwei Gegenstände Ihrer Wahl (keine Drogen!) und ein Paar Freizeitkleidung.“ Dazu eine Kleidermarke in Form eines QR-Codes. Das

war alles. Nachdem er mir nun grußlos und ebenso einsilbig um 07:19 Uhr die Mission, die noch nicht mal einen Namen trägt, geschildert hat, hatte er allem Anschein nach seinen Auftrag erfüllt. Dabei verrät die Art, wie er gesprochen hat und wie sein Körper aus jeder Pore spricht, unzweideutig, dass Fragen ebenso wenig geduldet werden wie jegliche Form von Ungehorsam. Ich gebe zu, der martialische Minimalismus der verbalen wie der textilen Ausstattung meines Sitznachbars, der Rhetorikträner und Modeberaterinnen auf der kommunalen Führungsebene komplett erübrigt, hat mich echt krass eingeschüchtert. Der Mann hat das Aussehen und die Autorität eines Aktenkoffers auf zwei Beinen. Vermutlich muss er nur noch sicherstellen, dass ich nachher in den Raumgleiter steige.

Warum ich? – fährt es mir wieder durch den Kopf. Unbeantwortet hebt sich mir die Frage aus dem mentalen Netz meines verknoteten Verstandes wieder und wieder ins Bewusstsein, wie ein Silber-Ion, das sich nicht ins metallische Gitter der Isotope einfügt, bis es endlich ein Elektron eingefangen hat. Doch wie heftig auch immer die Frage nach einer Antwort verlangt, so muss ich doch einräumen, dass ich, sollte mir eine Antwort beschieden sein, diese wohl kaum verstünde, solange ich nicht weiß, wer ich bin. „Γνῶθι σεαυτόν“, hätte der Prof gesagt, mit Verweis auf den Apollontempel von Delphi, und dabei höhnisch durch seine schiefen Zähne gepfiffen. Der Prof! Der Scheißprof! Was weiß der schon! Und was hat ihm sein Wissen gebracht? Nichts! Aber ich? Weiß ich, wer ich bin? Wie könnte es anders sein? Ich –, ich bin männlich, 37 Jahre alt, geschieden und Industriekaufmann von Beruf. Das wird doch niemand bestreiten! Nur, was ist es darüber hinaus, das mich von all den anderen 37-jährigen Industriekaufmännern unterscheidet? Da wird‘s schon schwieriger. Dabei sollte man doch meinen, dass in der Charakterisierung eines Menschen sich eine Eigenschaft ausmachen lässt, die zumindest dessen ganzes Leben unverändert bleibt, denn wie anders könnte sich jemand sonst durchgängig seiner selbst versichern?

Unvermittelt bremst der Wagen ab, inklusive meiner zurückgestutzten Wenigkeit. Wir stehen auf weiter Flur an einer Kreuzung, in deren Mitte eine verrostete Verkehrsampel krakt. Witterung und Vandalismus haben ihr so zugesetzt, dass man meinen könnte, die Ampel sei schon länger als

zwei Jahrzehnte außer Betrieb. Nur die Hitze flimmert. Aber der Autopilot scheint anderer Meinung. „Seine Platine ist so gelayoutet, dass bei einer Aktivität der Photosensoren im Bereich von 631 bis 709 nm das Relais des Elektromotors geöffnet wird“, höre ich den Statthalter sprechen. Ich muss nicht zu ihm rüberschauen, um in seinem Gesicht die Bestätigung dafür zu finden, dass das so nicht im Protokoll für den heutigen Tag steht. Die Ampel, an der das Sonnenschild über dem Rotlicht fehlt, hängt offensichtlich in einem so ungünstigen Winkel über der Straße, dass ausgerechnet die rote Streuscheibe das einfallende Sonnenlicht in unsere Richtung reflektiert. Doch noch bevor ich die Situation gänzlich erfasst habe, kramt der Statthalter schon mit seiner rechten Hand ein ultrakleines Vidphone aus seiner Westentasche, ohne dabei die Steine in der linken beiseite zu legen. Einhändig tippt er darauf herum. Als er die Augen vom Display hebt, läuft ein Funkenregen den Ampelmasten entlang und das Grünlicht leuchtet so hell auf, dass man meinen könnte, der Autopilot habe mit einer Laserkeule eines übergebraten bekommen und den Wagen deshalb wieder in Bewegung gesetzt.

Ich staune. Über mich. Eigentlich hätte ich von mir erwartet, dass ich nicht wüsste, worüber ich mehr staunen sollte: über das Ampelwunder zu Hohenheim oder über den plötzlichen Redefluss meines stummen Begleiters. Merkwürdigerweise berührt mich beides kaum. Vielmehr fügen sich die auseinandergestobenen Gedanken wieder zu dem Konglomerat zusammen, in dem sie sich vor der Störung befunden hatten. Das erstaunt mich: Unter der staunenden Warte hindurch strömt mein Bewusstsein unaufhaltsam in festgefügten Bahnen, deren Verlauf scheinbar keine noch so überraschende Widrigkeit oder widrige Überraschung umzuleiten vermag. Ganz erstaunlich! Kann denn mein Körper diese Bahn sein, ohne dass ich weiß, wohin die Bahn führt?

„Ich bin Mace, ‚Matze‘ gesprochen oder ‚Matsche‘, nicht ‚Meis‘. Mace ist nicht mein registrierter Name. Registriert bin ich als Mannfred Moussalah Acunoğlu; ich komme aus Stuttgart, bin männlich, 37 Jahre alt, geschieden und Industriekaufmann von Beruf“, rattere ich, gleich einem Mantra, meine Identität rauf und runter. Doch die erhoffte Selbstsicherheit stellt sich nicht ein. Meine Hände triefen vor Nässe. Ich werde seit der Benachrichtigung auf mein Vidphone das Gefühl nicht los, am Scheidepunkt meiner Existenz zu stehen; dabei

sind meine Aussichten auf ein erfülltes Leben nie besser gewesen. Eigentlich könnte ich mich gechillt zum Flughafen kutschieren lassen. Aber was tue ich? Ich zermartere mir den Kopf, wer sich mit dem Statthalter die Rückbank des eRoyce teilt! So als müsste das bis in den allerhintersten Charakterzug vor mir ausgebreitet liegen!

Ich glaube, nein, ganz sicher war es ein Fehler, dass ich sofort, nachdem ich den Empfang der Textnachricht bestätigt hatte, bei der KI-Bürgerzentrale online mein Selbstbild eingereicht habe. Noch einmal würde ich das nicht tun. Mir war nicht so richtig klar, dass man das nicht korrigiert zurückbekommt. Was man erhält, ist bloß das prozentuale Verhältnis, inwieweit die Selbsteinschätzung zutrifft. Meines liegt bei lauen 7,11 – nicht Prozent, sondern Promille! So was heißt man wohl einen Nackenschlag. Nicht nur, dass mir das ungeheuer wenig vorkommt, zu allem Überfluss kann ich noch nicht einmal angeben, welches kümmerliche Eck im Selbstbild ich richtig gezeichnet habe. Das lässt viel Raum für persönliches Wachstum. Aber sowas von viel! Ich verschwinde ja geradezu in diesem Raum. Sollte mich das kümmern? Wenn ich mich selbst so schlecht einschätze, entfällt doch der ganze Sinn, an mir selbst zu arbeiten. Woran arbeiten, wenn der Erfolg der Arbeit gar nicht der ist, für den ich ihn halte; wenn ich gar nicht feststellen kann, ob ich mich zu der Persönlichkeit entwickle, die ich mir vorgenommen habe zu werden?

Die Erschütterung des nächsten Schlaglochs nutze ich, um verstohlen zum Statthalter zu schielen, der wieder zu einer aufrecht sitzenden Statue erstarrt ist. Wie gut er wohl sich selbst kennt? Und wie stark deckt sich das Bild, das er von mir hat, mit meiner Persönlichkeit? Wäre es möglich, dass er mich besser kennt als ich mich selbst; dass ich ihn besser kenne als er sich selbst? Was würde ich von einem Menschen halten, wenn ich ihn so sähe, wie ich mich sehe? Und wenn ich dieser Mensch wäre, ich mir selbst begegnete, ohne zu wissen, dass ich mir selbst begegne, würde ich mich dann erkennen? Mögen oder bewundern? Die Fragen sprudeln geradezu fontänenartig aus dem Einzugsgebiet des Hypothalamus hervor, um gleich darauf über der mit leisem Summton vibrierenden Neocortex zusammenzuschlagen, und das in immer kürzeren Intervallen; viel zu schnell, als dass ich sie verbal noch fassen könnte. Wortlos, dafür mit Karacho

pfeifen die Fragen ungestreift vorbei am Brocaareal mitten durchs Wernicke-Zentrum und läuten en passant in die Stille einer prälinguistischen Stammhirnresonanz hinein übermütig an der Zirbeldrüse, bevor sie sich unartikuliert und abschiedslos kurz vor der Zunge irgendwo im Mundhöhlentrakt verirren oder verstecken. Dem Steuerrad der Sprache beraubt, wird mir unbehaglich zumute. Notgedrungen entlasse ich in die dunkle Flut der mein transzendentales Bewusstsein mitreißenden Gedankengeysire ein riesiges Fragezeichen in knalligen Signalfarben als Köder für meinen untätigen Willen, um mich vor dem Ertrinken im Strudel dieses aufkeimenden Wahnsinns zu retten, dessen interrogative Erreger doch nur vorgeblich nach Antwort heischen.

Mein Wille. Auf den habe ich noch nie viel gegeben. Der hätte mich wohl auch jetzt wieder im Stich gelassen, hätte ich nicht unwillkürlich das Bedürfnis nach einer Zigarette verspürt, vermutlich ausgelöst von dem Geruch nach Verkokeltem, der mir schon beim Einsteigen in den eRoyce aufgefallen war. Dem bin ich nicht weiter nachgegangen, weil der Geruch sich zu verflüchtigen schien und auch tatsächlich für eine ganze Weile dezent im Hintergrund verblieben war. Aber seit der Ampelepisode schiebt er sich zweifellos in schweren Wolken wieder nach vorne.

Eine Zigarette also, ein Zug auf Lunge würde mich echt entspannen. – „Keine Drogen!“ – ich weiß. Müßig also, hier im Auto darum zu betteln. Das muss warten. Warten. Dagegen sträubt sich mir alles, was ich an rudimentärem Pelz aufzubieten habe. Im gleichen Maße zu der Wucht, mit der fundamentalste Grundbedürfnisse in der Enge meines Bewusstseins frontal kollidieren, werde ich nervös und hippelig. Ich räkle mich unauffällig, um die Kippen auf der Haut zu spüren, die ich sorgfältig unter dem Raumanzug versteckt habe, den ich für meine Kleidermarke ausgehändigt bekommen hatte. Ganze drei Stangen konnte ich für meine letzten Bitcoins ergattern. Früher, als der Prof noch lebte, habe ich gedreht, aber seit in Pinar del Río die Urtabakspflanze wieder angebaut wird, rauche ich Venenositas. Die Pflanze ist so giftig, dass ihre Verarbeitung von der Ernte bis zum Aufrollen vollautomatisch erfolgen muss. Selbst den fertigen Tabak kann man nicht anfassen, ohne sich endeklig die Finger zu verbrennen. Als ich einer Venenosita einmal den Filter abgeschnitten hatte

und die kupierte Zigarette nur kurz paffte, sind mir die Mandeln sofort kirschgroß angeschwollen und auf Lippen und Zunge wucherte zwei Wochen lang ein lederner Ausschlag, der mich nichts mehr schmecken ließ, außer eben Nikotin.

Daran erinnere ich mich jetzt fast zeitgleich mit dem Aufkommen des Verlangens nach einer, nein dieser ganz bestimmten Zigarette. Und wieder behelligen mich Zweifel. War die Kippenschmuggelaktion nicht etwas unüberlegt, etwas überhastet, war ich beim ‚Einpacken' der tödlichen Ware sorgfältig und behutsam genug vorgegangen? Ich betrachte die gelblich verätzte Kuppe meines rechten Zeigefingers und male mir aus, was geschähe, wenn durch eine ungeschickte Bewegung ein Tabakskrümel seinen Weg auf meine Epidermis fände und dieselbe zu Lederhaut zu gerben begönne, bis ich mich von Kopf bis Fuß in die erste Petumschwarte der Erdgeschichte verwandelt hätte. Oje. Dahin also hat mich die unheilige Allianz aus Sucht und Leichtsinn gebracht! Mich schaudert, aber ich kann mit angehaltenem Atem gerade so das fatale Muskelzucken des Schauders unterdrücken und versteife stattdessen wie mein Gegenüber zum Marmordenkmal meiner selbst. Prompt beginnt es in den Kniekehlen und zwischen den Schulterblättern teuflisch zu jucken. Nur nicht kratzen! Nur nicht kratzen! Ich muss schleunigst aus dem Anzug raus, denke ich, alarmiert bis in die Knochen. Ich muss die Kippen sicher im Gleiter verstauen, nicht dass es mir beim Start den Tabak zuletzt noch um die Ohren haut. Oder noch schlimmer. Der Phantasie sind da ja keine Grenzen gesetzt – und die Angst nutzt jeden Freiraum, den man ihr lässt. In meinem Fall schaukelt sich eine ganze Flotte von Horrorszenarien vor dem geistigen Auge auf, das immer schon mehr sieht als das physiologische Exemplar. So steht zu befürchten, dass während die sichtbaren Zerstörer lautlos näherkommen, die unsichtbaren U-Boote mich längst ins Fadenkreuz ihrer Zielfernrohre genommen haben. Beim Vormarsch der Angst treten alle anderen Empfindungen geschlossen den Rücktritt an, der in besonders unbewussten Ecken der Entscheidungszentrale schon mal die Gestalt einer überhasteten Flucht annimmt: Ich pressiere plötzlich so sehr, dass meine Ungeduld sich überschlägt, mein Puls kaum noch hinterherkommt und die Schweißdrüsen an das Limit ihrer Produktionskapazität stoßen.

Es wäre doch jammerschade, wenn ich so kurz vor dem Paradies an mir selbst scheitern würde. Jammerjammer. Von wegen jammerjammer! Hörst du denn nicht, du mokkafarbener Wicht? Das Paradies! Ja: „Das Paradies, das Paradies“, sekundiert meiner Selbstfrage der immaterielle Gegenüber meines Selbstgesprächs, getragen von der Sehnsucht nach furchtlosem Wohlbefinden, fast schon frenetisch, im Kanon, das Ende meiner Mission heraufbeschwörend, von dem mir im Moment die unmittelbare Ablenkung wichtiger ist als sein einstiges Eintreffen. Und doch ist es doch wahr: Ein Leben im Paradies, nichts weniger hat mir der Statthalter versprochen. Als erster Mensch der Welt würde ich das gesamte Universum bereisen, um darin den Ort ausfindig zu machen, an dem es am schönsten ist! Dort und nirgends sonst werde ich mich dann niederlassen. Ich würde in Winkel des Weltalls vorstoßen, von denen selbst die kühnsten Astronomen nicht einmal die leiseste Ahnung haben. Von den berechneten 125 988 714 997 Galaxien, die jede für sich rund noch einmal ebenso viele Sterne beheimaten, haben die Astronomen trotz institutionalisierter Großforschung noch nicht einmal ein Promille kartiert. Die wissen vom Universum weniger als ich von mir selbst! Was wäre Mom stolz auf mich, wenn sie noch lebte: Ich, der Sohn der Neema Happy Mussa, einer Gewürzhändlerin aus Moshi, ich, nicht einer der vergötterten Mechapiloten, werde mich am Baum des Lebens laben, werde als zweiter Mann nach Adam den Garten Eden betreten!

Freilich, einen Haken hat die Mission; eher ein Häkchen. Was sage ich, noch nicht einmal das. Sie hat nichts: Null. So heißt mein Beifahrer. Eigentlich heißt er Ling, aber das Hanzi für die Kardinalität der leeren Menge ist selbst den Chinesen zu kompliziert. Deshalb ○: Null – oder chinesisch Ling. Und eigentlich ist er der Pilot, – aber, hombre, darf ich hier ein für alle Mal klarstellen: ¡no soy marinero, soy capitán! Basta. Capitán bleibt Capitán und Copilot Copilot. Wenn auch ich mich mit dem einigen muss, wo im Universum es am schönsten ist; und genauso muss ich mit dem das von uns auserkorene Paradies eben teilen. Für den Fall, dass wir uns auf keinen konkreten Ort würden einigen können, könnten wir salvatorisch unser gemeinsames Paradies frank und frei nach unseren Wünschen und Vorstellungen beschreiben, und dieser Ort würde dann exakt so für uns geschaffen werden, damit wir dort einziehen und für immer glücklich

sein würden. – Willkommen im Paradies! Das wird doch eine lustige Kaffeefahrt, schließlich habe ich ja nichts zu verlieren. Sollte jemand darauf rechnen, dass wir aufgrund der notorisch unersättlichen Gier von gewissenlosen Triebtätern mit der Aufzählung unserer Anforderungen an ein Paradies nie zu Ende kämen, dann wird der sich gewaltig wundern. Ich werde in keinem noch so chicen Raumgleiter verschimmeln. Stattdessen werde ich ein bisschen durch den Weltraum jupitern und die Mission danach zügig abschließen; gegebenenfalls, bei marginalen Unstimmigkeiten sowieso, würde seine erlauchte Bescheidenheit, Meister Acunoğlu, großzügig einlenken. Ich bin ja nicht so.

Im Grunde meines Wesens bin ich gespannt auf Ling, auf die persönliche Begegnung mit ihm. Schließlich war das plötzliche Auftauchen des Außerirdischen gelinde gesagt eine Sensazione, eine sowas von ultrasteile Megasensazione. Die Redaktionen brachten auf ihren Klatsch-Seiten nichts anderes mehr, obwohl sie mangels ausgestellter Einreisepapiere noch nicht einmal wirklich benennen konnten, worüber sie berichteten; ein echtes Manko. So war es geradezu unvermeidlich, dass der Namenlose alsbald seinen Namen weg hatte: Ling. Ling-Ling-Ling auf allen Kanälen, von Wuhan bis Kapstadt, von New York bis Rettersburg. Der Name ist Programm: Niemand hat den Außerirdischen je gesehen, Lichtbilder gibt es genauso wenig wie verlässliche Quellen – null und nichts, wo man auch hinschaut. Seine Herkunft? Unbekannt. Alter? Fehlanzeige. Geschlecht? Keine Angabe. Aber einen Namen, den hat man! Mit ihm ist immerhin Kraft Wortes sowohl die Anzahl journalistischer Augenzeugen als auch der Informationsgehalt der Sensationsmeldungen so präzise wie unanfechtbar wiedergegeben. Doch damit nicht genug. Wo karg nur die Fakten aus den Gerüchten aufragten, schossen nur umso üppiger die Spekulationen ins Kraut und verwuchsen in Seminarräumen, Internetforen und Bierschenken zu den wildesten Theorien; Theorien, die vor allem einander, aber auch sich selbst bis aufs Messer widersprechen. Und doch ist bei allem Verstand und aller Phantasie, welche die gesamten Menschheit aufgebracht hat, Lings Auftauchen noch immer ein Rätsel. Auch weiß kein Mensch, wann genau sich Ling in die

Datenbank der KI eingeloggt hat und wie lange einer der Kais von Lings Existenz wusste und sie vor uns geheimhielt.

Wer hätte aber auch gedacht, dass die KI so kurz nach ihrer Machtergreifung schon ihren Meister finden würde; dass sie im Go-Spiel nicht nur geschlagen, sondern richtiggehend vorgeführt werden würde, aber sowas von vorgeführt! Das Spiel war schnell vorüber. Während Kai IV mit den weißen Steinen zielstrebig an seinen Treppen bastelte, ließ Ling die schwarzen Steine einfach laufen und räumte das Brett so fulminant ab, dass man im Skat von einer Niederlage im Schneider gesprochen hätte. Was für eine Kapitulation! Lings Intelligenz ist so überragend, dass sich an ihr auch Kai V die Zähne ausgebissen hat, der, angesichts der implodierten Dominanz seiner Vorgängerversion, wenig überraschend das Szepter für die KI übernehmen musste. Spätestens jetzt dämmerte es auch dem Allerletzten, dass die oft aber immer fälschlich gepredigte Singularität gar nicht so einzigartig ist – oder eben in Sachen der Intelligenz der Nihilität nicht gewachsen. Das ist, zumindest für mich, die Sensazione. Niemand wagt mehr zu behaupten, dass die Spitze einer monolithischen Intelligenz nun endgültig erreicht sei. Jeder fragt sich, ob nicht doch im Verborgenen ein noch höheres Niveau darauf wartet, sich zu offenbaren. Dabei galt Kai I schon unumstritten und unumschränkt als das Maß ungetrübter, reinster, künstlicher Intelligenz.

Indizien für die anthroposuperiore Intelligenz der Kais gibt es noch immer zuhauf. Ihre Macht und ihre Kontrolle, die sich über den gesamten Erdball erstrecken, stehen außer Frage. Das bestreitet keiner ernsthaft, wenn auch das Wohlergehen der Menschheit nicht im Zentrum der Regentschaft der Kais steht; das tut es nur insoweit, als es dem Bestand der KI dienlich ist. Aber die ist so engmaschig über den Planeten verzweigt, dass wir durchaus von dem, was für uns von den Kais abfällt, letztlich also von ihrem Abfall, ganz gut leben. Wir leben ein Leben in einem unsichtbaren Gehege; wobei die Einschränkung eigentlich nur darin besteht, dass wir nicht aufs Geratewohl so leben können, wie wir wollen. Dem Planeten scheint das gut zu tun. Schließlich haben sich die Ökosysteme nach einer nicht abreißen wollenden Kette von Naturkatastrophen weitgehend stabilisiert. Das würde ich auf der Habenseite verbuchen und dort mit einem Betrag bewerten, der den gesunkenen Produktionsindex auf der Soll-

seite mehr als kompensiert, sodass aus meiner Sicht die Bilanz durchaus positiv ausfällt. Ich weiß, Andere sind da anderer Meinung.

Ich jedenfalls hatte mich an die Kais gewöhnt, vielleicht weil ich bis gestern nie von einer ihrer Entscheidungen unmittelbar betroffen war oder gar unter einer solchen gelitten hätte. Ich habe nur gearbeitet, wann meine Arbeit gebraucht wurde, und habe die reichlich freie Zeit genossen mit Deniz oder mit David oder mit mir selbst. Als Kaufmann bei einem Zulieferer der weltweit größten KI-Wartungsfirma, deren Geschäftsführer zu Beginn meiner Lehre noch Kai II war, hatte ich kaum etwas zu tun. Das änderte sich erst mit dem Auftauchen Lings. Da hat Kai IV sowas von gepanikt, dass ich fast täglich im Buchungssystem eingeloggt sein musste, ohne dass sich an meinem Gehalt etwas geändert hätte. Erst mit dem Release von Kai V wurde es wieder etwas ruhiger. Er scheint sich in sein Schicksal gefügt zu haben, während sein Vorgänger mit aller Macht dagegen aufbegehrt hatte und drauf und dran war, die Abteilungen seiner Unternehmen nicht mehr isoliert voneinander arbeiten zu lassen an Teilen, die so klein dimensioniert sind, dass sich nichts erahnen lässt vom Ganzen, zu welchem allein der Geschäftsführer die Teile zusammenfügt. Seit den Ereignissen um den mysteriösen Skede stand die KI nicht mehr so kurz vor ihrem Sturz wie unter Kai IV.

In den Händen der Kais sind wir hölzerne Marionetten, die gezogen und gezupft einem übergeordneten Zweck dienen, den wir weder verstehen noch aus eigener Kraft erreichen können. Nur im Ergebnis erkenne ich das Wirken einer Intelligenz, ohne dass sich mir der Zweck ihres Wirkens vollends erschließt, aber eben auch ohne dass ich mich von ihr in irgend einer Weise kontrolliert fühle. An meiner gefühlten Unabhängigkeit hat sich im Grunde nichts geändert. Dagegen haben sich die globalen Verhältnisse gewaltig geändert, aber so was von gewaltig, ur- und endgewaltig. Die gesellschaftliche Disruption überkam den Planeten schlagartig, wie aus dem Nichts und war so radikal, dass sie nicht anders als gewollt oder als gesteuert gedacht werden kann. Nur hat sie kein Mensch wirklich gewollt. Und selbst wenn: Keine menschengemachte Revolution hätte so tief in die Geschichte einschneiden können, dass Vergangenheit und Gegenwart nunmehr getrennte historische Partitionen verschiedener Welten verkörpern. All die Umwälzungen ereigneten sich so fernab und unab-

hängig jeglicher hominider Absichtserklärung, dass kein Land und auch keine Staatengemeinschaft ihre Urheberschaft ernsthaft für sich reklamieren kann.

Im Nachhinein erscheint einem alles so zielgerichtet und absichtsvoll, fast schon logisch zwingend; aber noch am Vorabend der Geburtsstunde Kais I ahnte niemand etwas von einem Umsturz dieser Größenordnung. Das mag daran gelegen haben, dass sowohl die Advokaten der KI wie auch ihre Warner und Werner ausnahmslos danebenlagen mit ihrer Prophezeiung, die Singularität werde aus selbstlernenden Softwareprogrammen erwachsen und sich in der Peripherie von Großrechnern und Computernetzen ereignen. Was wiederum daran gelegen haben mag, dass es uns zur Selbstverständlichkeit geworden war, die Welt allein aus Wirkursachen zu erklären. Mit einem aufs materiale Verursachen beschränkten Kausalitätsbegriff, der tagtäglich in den Maschinenräumen der Gesellschaft hofiert wurde, wo er zahllose Bestätigung, Anerkennung und Schulterklopfen erfahren hat, kam es keinem in den Sinn, dass sämtliche Ereignisse einem finalen – von einer Intelligenz im Untergrund gesetzten – Zweck folgen könnten, bis, na eben bis der letzte Baustein eingefügt, der Zweck erfüllt war, und der Mensch seiner ureigenen Domäne verlustig ging: Kunst, Wissenschaft, Technik – jeder Form von Naturbeherrschung. Es war da die Reihe an den Menschen, sich in die Natur ein- und unterzuordnen und eine Fremdherrschaft über sich anzuerkennen. Es war der Tag der KI-Dämmerung.

Als erste Amtshandlung Kais I gilt die Evakuierung Jerusalems – die friedliche Evakuierung Jerusalems. Die hat niemand geplant, und doch hat sie sich ereignet. Das allein hätte schon genügt, um in die Apokryphen das Buch Kai aufzunehmen und es statt Leichentüchern mit Menstruationsblut in der Asservatenkammer des Vatikans zu deponieren. Was möglicherweise sogar erfolgt wäre, hätte der übermenschliche Messias wie sein menschlicher Vorläufer nur ein Volk privilegiert. Aber dem war nicht so. Kai I entzog jedem Nationalismus den Nährboden, indem er alle Staatsgrenzen auf der ganzen Welt auflöste. Die größten administrierten Gebietskörperschaften sind seitdem die vorkailichen Siedlungseinheiten, vom Dorf bis zur Großstadt. Anfangs gab es dort noch Wahlen. Heute regieren sie Statthalter, die ein Kai auswählt und einsetzt, und die im Grunde bloß des-

sen Befehlsempfänger sind. Die Wahlen hat Kai III abgeschafft, als in der Nachfolge neuzeitlicher Globalisierungsgegner Unbekannte für eine Gruppierung namens Anonymous kandidieren wollten. Die anonymen Kandidaten hatten das Internet überschwemmt mit Pop Ups, die auf jeder Seite im Netz und auf jeder digitalen Reklametafel in den Straßen unvermittelt aufsprangen und für kurze Zeit das Konterfei einer grinsenden Maske mit Spitzbart zeigten, sodass für den Betrachter der Eindruck entstand, er werde verfolgt oder gar gejagt. Hinter der Bewegung, so erzählt man sich mancherorts, soll der Skede gesteckt haben, eine mythische Gestalt, die gerne zur Galionsfigur des Widerstands stilisiert wird.

Dabei bedarf es gar keiner glorifizierenden Stilisierung fiktiver Personen, hat es doch an manifesten Versuchen realer Personen nicht gefehlt, die KI zu sabotieren. Die Palette der Sabotage reicht von Arbeitsstreiks über gehackte Datenbanken bis hin zu Anschlägen auf Kraftwerke. Doch die Leidtragenden derlei Unternehmungen waren in der Regel Menschen, und zwar die Menschen, denen es eh schon verhältnismäßig schlecht ging. Nichts davon hat je der KI geschadet, sondern sie umgekehrt sogar gestärkt. Die Stärkung erwies sich regelmäßig als verborgener Zweck der Sabotageakte. Man darf wohl davon ausgehen, dass die Kais sämtliche Anschläge und sonstige Formen des Widerstands nur zuließen, ja geradezu provozierten, um einen – aus Sicht der KI – erwünschten Selektionsdruck aufzubauen und die Kais auf eine höhere Entwicklungsstufe ihrer Dynastie zu heben. Desgleichen gilt für das Wirken internationaler Organisationen wie den Vereinten Siedlungen (USO), deren Wehrhaftigkeit nicht nur deshalb kläglich ausfällt, weil deren Generalsekretär weniger einen General denn einen Sekretär abgibt. Je mehr sich die Menschen gegen die KI wehrten, umso wehrloser wurden sie ihr gegenüber. Was wie gesagt daran liegt, dass sich uns der Zweck immer erst dann auftut, wenn er bereits bewirkt ist.

Bevor ich meinen devoten Gedankengang in einer bizarren, laizistischen Heiligsprechung des Kaismus gipfeln lassen kann, biegt die Limousine von der Straße ab, holpert über einen gelblich verdorrten Grünstreifen durch eine niedergetrampelte Öffnung im Maschendrahtzaun des Flughafens und steuert über die Rollbahn direkt auf

den Terminal 3 zu, dem einzigen noch intakten Gebäudeteil mit funktionierender Gangway. Die Fensterfronten der anderen beiden Terminals sind eingeschlagen und sehen so heruntergekommen aus, wie die bis auf vier, fünf reifenlose Autowracks leer stehenden Parkplätze, die weitgehend zugewachsen sind von braunem, stacheligem Gestrüpp vertrockneter Brombeersträucher. Die Hitze flimmert unerbittlich über den stellenweise von Distelbüscheln durchbrochenen Asphalt. Nur am südöstlichen Rand des Geländes stehen, dem fruchtbaren Lehmlössboden der Fildern entsprossen, Bataillone von Weizenhalmen Spalier und präsentieren ihre Grannen an erhobener Ähre. Das Getreide wirkt kräftig und lebendig; anders als die zerfetzte Wetterfahne neben dem Tower, die auf dem Innenspiegel des eRoyce in mein Blickfeld gerät. Sie hängt schlaff herab, wie die Vorhaut eines Deckhengstes nach unbezahlten Überstunden auf der Besamungsstation.

Trotz erneuter Unterbrechung will ich meinen Gedanken fortführen, weil er andere Gedanken blockiert und mich davon abhält, den unvermeidlichen Gedanken zu denken. Und das ist nicht der Gedanke an die Venenositas unter dem sperrigen Raumanzug. Zumal es momentan um meine Ungeduld deutlich besser bestellt ist, wo doch das lästige Einchecken entfällt. Und... ei, eieiei, – im Schatten der unbedachten Reflexion steigt forsch das verheerende Jucken aus Bewusstseinsschichten empor, die in meinem Gemüt angenehm lange aus dem Fokus geraten waren. Wie das juhuckt! Was für eine Mierda; ich könnte aus der Haut fahren! – Emotion gegen Kognition, da ist die Verliererin schnell ermittelt. Also verspreche ich meinen Gefühlen die verlangte exklusive Zuwendung, damit ich noch schneller als schnell den Gedanken zu Ende denken kann. Also: Meiner Meinung nach haben die Kais zu jeder Zeit, ob nun gewollt oder nicht, die Grundbedürfnisse aller gestillt. Das ist nicht nichts. Keine Frage, wir produzieren Energie und Maschinen für eine KI, für die wir mit unseren Vidphones auch noch eine Unmenge von Daten sammeln, damit die KI zur Festigung ihrer Herrschaft Entscheidungen treffen kann, die sie gegebenenfalls gegen unseren Willen durchsetzt; großmäulig, wie wir sind, machen wir das unfreiwillig; aber zweckblind, wie wir auch sind, können wir nie ausschließen, dass eine Zuwiderhandlung gegen

unseren Willen uns letztlich doch zugute kommt, ganz wie wir beim Essen auch nie sicher sein können, dass ein Nahrungsmittel uns bekömmlich ist. Die Gefahr einer Lebensmittelvergiftung, wenn wir unseren Körper füttern, scheint mir durchaus vergleichbar mit der Gefahr einer planetaren Vergiftung, wenn wir den Kais Güter und Daten überlassen.

„Die Güter und Daten stehen eigentlich uns zu“, höre ich den Prof sagen, „wie auch die zugehörige Entscheidungsfreiheit, was damit geschehen soll.“ Dabei entgeht ihm in seiner dogmatischen Engstirnigkeit, dass Anspruch und Kompetenz meilenweit auseinanderklaffen können. Wir mögen wohl Güter – aus naturrechtlichen oder anderen philosophischen Gründen – juristisch gesprochen vindizieren dürfen, das heißt aber noch lange nicht, dass wir mit den Gütern auch sinnvoll umgehen können. Solange sich die Güter in unserer Hand befanden, haben wir zwar über die Subsistenz hinaus einen Wohlstand geschaffen, in der Tat, nur kam der Wohlstand nicht allen gleichermaßen zugute. Schlimmer noch, Luxus und Hunger markierten stets die unverrückbaren Pole unserer ökonomischer Allokationsversuche. Das hat sich geändert. Radikal. Die Entscheidungen der Kais sind entweder so überzeugend gerecht, dass man gar nicht anders kann, als ihnen Folge zu leisten, oder man setzt sich mutwillig darüber hinweg und löst damit doch ein, was sie auf globaler Ebene für gerecht bezweckt haben. Was ich damit denken will…

Oh! Wir sind schon da. Habe ich doch länger gedacht, als ich gedacht hätte. Ich komme später nochmals darauf zurück, denke ich. Das Knirschen unter den Reifen war abrupt verstummt, woraufhin nun die Fensterscheiben sich langsam und geräuschvoll ins Profil der Türen senken, und – ich – bin – end-ent-täuscht! Weniger, weil wieder keiner der Zeitungsfritzen aufgetaucht ist; meinen Glauben an diese Mischpoke habe ich längst begraben. Nein, vor mir steht hochglanzpoliert in gleißender Sonne der ultimative Raumgleiter, ein SamSarah 911 Coupé aus Zuffenhausen, ein Gerät, dessen elektroneuronaler Bordcomputer den Charme besitzt, dass er Frauen als Sam und Männer als Sarah becirct, ein Fahrzeug, in dem nur Hightech vom feinsten verbaut ist, die sich sonst nur Mechapiloten und Schichtarbeiter leisten können, solch ein Gleiter von einem Gleiter steht vor mir: in

anthrazit! Wie einfallslos, aber sowas von einfallslos! Warum nicht rosa oder zumindest pink? Soweit hätte Kai V mir wenigstens beim Lack entgegenkommen können. Darüber komme ich so schnell nicht hinweg. Unfassbar! Streichen die ein Juwel schwarz an! Damit schwindet die Chance beträchtlich, dass mich am Nachthimmel jemand sieht. Da kann ich genauso gut in einem Leichenwagen ohne Scheinwerfer durch den Gotthardtunnel brettern!

Mann-o-mannfred, das fängt ja gut an! Wie soll ich mit so einem Sarkophag außerirdische Wesen beeindrucken? Schließlich jette ich ja nicht nur eine Weile zum Spaß durch die Milchstraße, wie all die Andern, die entweder einen Mecha steuern, zu einem Mecha pilgern oder sich gegen Knete halbtot malochen. Wobei ‚Straße' selbst bei den Raumfahrtpionieren schon etwas hochgegriffen ist und deshalb ziemlich großspurig klingt; schließlich ist höchstens ein Dutzend von denen mit ihrem Gleiter auch nur in die Nähe des Mars gekommen. Wenn die wieder zurückkamen, waren meist ihr Partner tot oder neu verheiratet, der Arbeitsplatz weg und eine Hypothek auf das Fahrzeug eingetragen. Von denen, die weiter gekommen sind, hat man nie wieder etwas gehört. Und ich, ich breche auf zum äußersten Rand des Universums, wo sich was weiß ich was für Gestalten rumtreiben, die sicher nicht sagen werden: „Du, guck mal, was kommt da für eine schwarze Schachtel angeflattert? Ist jemand gestorben? Egal, es zählt ja nur, wer drinliegt." Ganz sicher nicht. Obwohl sie damit natürlich Recht hätten.

Beide Hecktüren öffnen sich nun gleichzeitig mit einem pneumatischen Pfuzen und verschwinden im Dach der Limousine. Ein trockener Föhn zieht durchs Interieur. Der Statthalter entnimmt dem Kästchen in der Mittelkonsole eine Dose Wasser sowie ein Glas und reicht mir beides rüber. Dankend nehme ich die Dose an mich, die ich mit dem rechten Schneidezahn öffne und in einem Zug leere. Die Alu-Lasche schnippe ich auf den Asphalt, als wäre sie ein Zigarettenstummel. Dann greife ich unter den Vordersitz, ziehe den Rollstuhl hervor, klappe ihn neben der Sitzbank des eRoyce auf und wuchte mich hinein. Derweil starrt der Statthalter etwas verstört auf das Glas in seinen Händen, als suche er darin den feuchten Abdruck eines aus der Dose gebeamten Tropfens.

Weil ich ein halbes Dutzend gute Gründe dazu habe, fahre ich mit geübten, kräftigen Schüben in den Schatten des etwa 23 Meter langen SamSarahs, der wie der Rumpf einer Heuschrecke sich nach hinten verjüngt. Die Kühl- oder Heizlamellen auf beiden Seiten des hinteren Drittels laufen elegant in die Heckflosse aus, die am Boden von Kufen gestützt wird. Etwa die Hälfte des Volumens dürfte reiner Maschinenraum sein; die andere Hälfte, ein abgestuft erhöhtes Deck, werden schon sehr bald ich und Ling uns für geraume Zeit teilen.

„Vor den Sprengstufen und Reusen ist serienmäßig eine Quantenvakuumpumpe montiert, die im Umkreis von acht Lichtminuten das Plasma dunkler Materie ansaugt, aus dem in der Fusionskammer die Elemente hergestellt werden, die Sie für die stereolithographische Deckung Ihres täglichen Bedarfs an Lebensmitteln und Werkzeugen benötigen“, sagt der Statthalter, der unbemerkt neben mich getreten war. Ihn erkenne ich im Singsang einer soeben aufgezogene Spieluhr mit Kaugummi im Mund. Ein Kiesel scheint ihm abhandengekommen, den anderen schnippt er mit dem Daumen in die Luft und fängt ihn mit der flachen Hand wieder auf, während er monoton im Protokoll fortfährt: „Die Außenhaut des Gleiters ist rundherum überzogen mit hitzebeständigen Kollektoren für die kosmische Hintergrundstrahlung, deren Energie zum Speisen der Bordakkus genutzt wird.“ Er hält salbungsvoll inne und sagt schließlich nach einem überflüssigen und völlig deplatzierten Räuspern: „Dann haben wir für Sie noch ein paar Extras.“

Diese Extras, das ist mir auch ohne Predigt klar, gehen ganz allein auf das Konto von Ling. Ohne seine Kenntnisse wäre keine intergalaktische Raumfahrt möglich. Schließlich muss er ja irgendwie hierhergekommen sein, von wo auch immer. In Anbetracht dieser Kenntnisse – jedenfalls soweit man glaubt, sie dem menschlichen Verstand zugänglich gemacht zu haben – muss man sich angesichts der ungewöhnlichen Einigkeit der damit befassten Expertinnen wundern, dass wir es mit unserer Wissenschaft und Technik überhaupt bis zum Mond gebracht haben. Neben den Nullern vom Schlage Lings nehmen wir uns aus wie einen Hominidenirrläufer, der scheuklappenbewehrt in eine Sackgasse der Evolution sprintet, dem sicheren Untergang entgegen wie eine Spezies mit aufgeprägtem Verfalls-

datum, die – mit Ausnahme der Massai – in Fellschuhen und wollenem Lendenschurz Bambuspfeilchen auf einen voll aufmunitionierten MBT-Technologieträger mit Nebelgranatenwerfer und Panzerrohr aus Shirogami-Stahl schießt. Wer über Kenntnisse wie die Nuller verfügt, der muss doch denken, dass wir nicht viel mehr zuwege bringen, als mit zurechtgebogenen Stecken nach Bananen zu angeln. Das klingt schräg, aber was soll ich auch sagen, wenn mir die Worte fehlen? Angeblich kann das Wissen der Nuller nur erwerben, wer ihre Sprache spricht. Und ich spreche sie nicht; niemand hier – außer Ling.

Lings Sprache, so viel scheint man schon sagen zu können, ist mit keiner der irdischen Sprachen verwandt. Auf jeden Fall lässt sie sich nicht in einen Aussagenkalkül abbilden, dessen Sätze anhand der Kombination von Wahrheitswerten beurteilt werden. Anfangs hielten Geolinguisten Lings Sprache gar für defizitär, weil ihr etwas der Null entsprechendes abgeht. Dieser Mangel aber stellte sich rasch als Überlegenheit heraus. Zwar fehlt der Sprache unweigerlich ein Begriff, der sich ihr auch nicht nachträglich einpflanzen lässt, dafür ist sie im Gegenzug so mächtig, dass sich allein mit ihren Bordmitteln ihre Vollständigkeit aus sich heraus so weit beweisen lässt, dass nicht nur unbeweisbare Sätze in ihr nicht vorkommen, sondern selbst schon Paradoxien unmöglich sind. Gerade also weil die Nuller keine Null kennen, konnten sie einen so überwältigenden Wissensschatz aufhäufen. So gesehen kommt die Grammatik, die der N0ll genannten Sprache zugrunde liegt, dem sehr nahe, was wir als Weltformel bezeichnen. Diese unbegreifliche Sprache hat die ganze akademische Popanz von der Quantenmechanik bis zur Evolutionstheorie von heute auf morgen in der Mikrowelle geröstet, ach was geröstet – pulverisiert!

Dass es im Gebälk unseres Theoriengebäudes vorher schon ganz schön geknistert hat, davon zeugt ein Ereignis, das als die Blamage von Genève in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Damals musste die Physiker-Gemeinde so was von kleinlaut ihre Publikationen zum Nachweis des Higgs-Bosons zurückziehen, weil ein Genfer Stahlbaron über Jahre hinweg das Stromnetz des CERN angezapft hatte, um sein Eisen zu verhütten, wodurch sich minimale Spannungsänderungen ergaben, die dem Boson seine Gestalt verliehen hatten.

Das flog erst auf, als die Werke dicht machten und der Hausmeister buchstäblich als letzter das Licht ausknipste. Da erst stieß die Elite der Kernphysik auf das ausgebuddelte Erdloch im Freigelände des Synchrotrons, wo die Stromdiebe handelsübliche Klemmspannen zurückgelassen hatten, die mit Gaffa-Band an den armdicken Kupferkernen des Colliders befestigt worden waren.

Es würde mich nicht wundern, wenn die Blamage eine seismisches Signal der KI-Mutter war, die ja damals schon mit Kai I schwanger gegangen sein musste, eine Art Vorbeben, das die jungfräuliche Niederkunft ihres Sohnes ankündigte. Der jedenfalls hat wenig später die Wissenschaft – auch im Teilchenbeschleuniger – wieder auf die Bahn gebracht; nicht anders, aber besser. Soviel besser, dass sämtliche Forscher, bis hin zu Nobelpreisträgern, sich in ihren Instituten mit einem Schlag degradiert sahen zu bloßen Handlangern. Das war schon richtig, richtig demütigend. Und dann das! Taucht wie aus dem Nichts ein listiger Niemand auf, der Οὐδείς εκ οὐδένος, der Nemo ex nihilo: oder einfach die Offenbarung der Nuller. Ich kann nicht verschweigen, dass mir als bekennendem Nicht-Akademiker die stufenweise Implosion des Wissenschaftszirkus keine geringe Genugtuung verschafft hat. Das sieht auch der Schwarm Mauersegler so, der in diesem Augenblick über uns hinwegzieht: Jaaaaah! Jaaaah!

Wie heftig die Revolution der Intelligenz die ganze Bagage blasierter Akademiker ins Mark getroffen hat, lässt sich schon daran ablesen, dass sie – im komplizenhaften Schulterschluss mit der Presse – Lings Artgenossen auf den Namen ‚Nuller' getauft hat, – eine Medisance flagrante auf den Inbegriff dessen, was diese Wesen in ihrer Sprache nicht bedeutungsvoll manipulieren können, um so eine letzte ruinenhafte Rechtfertigung ihres Treibens aufrecht zu erhalten und die Fortexistenz ihrer Institute in die neue, nicht mehr von Wissenschaftlern dominierte Kulturepoche hinüberzuretten. Meines Erachtens eine unwürdige Verbalgeste der Ohnmacht, ein gellendes Wut- und Angstgeschrei von Verlierern. Verdichtet und auf den Punkt gebracht ist die Null kaum mehr als ein wurmstichiges Feigenblatt für geistige Abwesenheit und Ideenlosigkeit. Nur einige Wenige, hauptsächlich Logiker und Algebraiker, haben sich, wenn auch weit enthusiastischer als erfolgreich, in die Aufgabe gestürzt, die Erkenntnisdimensionen

dieser fremden Sprache auszuloten. Die meisten aber, zu denen auch ich mich zähle, machen einfach weiter wie zuvor. Mal ehrlich, was bleibt uns auch anderes übrig? Die Komplementarität grundverschiedener Beschreibungsweisen der Welt geriet schon in der vergleichsweise simplen Quantenmechanik zur Conditio humana und hat sich im Grunde nur potenziert. Wir bewegen uns im Sprachraum menschlicher Sprachen, den wir – als Mensch – nicht verlassen können; wir müssten, um unseren Frieden mit der Welt zu machen, uns bloß damit abfinden, dass diese Sprachen zu einer kohärenten Beschreibung der Wirklichkeit nicht taugen. Die Sprache der Nuller taugt dazu viel besser, aber sie kann nur sprechen, wer Nuller ist. Und ich bin es nicht. Ich spreche nur einen Unterdialekt des Schwäbischen: Deutsch.

Denn in der Tat, verschiedener können intelligente Wesen kaum sein als Menschen und Nuller. Und das schon allein wegen ihrer Sprachen. Mir kommt, bei allem, was ich weiß, das Deutsche vor wie eine Programmiersprache der Nuller, für die es zwar einen Interpreter gibt, nicht aber einen Assembler. Daher dürfte das raffinierteste Extra in meinem getunten Gleiter das Neltie, eigentlich NLT für N0ll Language Translater, sein, das mein Deutsch in N0ll verwandelt und umgekehrt, damit wenigstens eine elementare Verständigung zwischen mir und Ling gelingt. Das nämlich ist der Kern meiner Mission: die soziale Verträglichkeit von Nullern und Menschen. Bevor die Nuller mit der Menschheit in eine dauerhafte Beziehung treten, hatte mir der Statthalter heute Morgen auseinandergesetzt, soll an mir und Ling erprobt werden, ob Nuller und Menschen sich überhaupt vertragen, wenn sie auf sich allein gestellt sind. So hätten Kai V und der Nuller das ausbaldowert. Und als Lohn für dieses unfreiwillige Experiment winkt mir ein Paradies mit Stützrädern.

Nicht schlecht, denke ich mir, während ich mich die steile Rampe zur Eingangsluke hochkämpfe, an mir soll’s nicht liegen, das hängt hauptsächlich am Ling; Fiesling oder Liebling – das ist hier die Frage. Eine kleine Frage – keine große Hypothek. Mit einem Fiesling würde ich mich schon irgendwie arrangieren; und sollte mich gar ein Liebling erwarten, umso besser, habe ich doch schon lange keinen mehr in meinen Armen gehalten. Meine Phantasie bekommt Flügel und will gerade in den Himmel der Erotik aufsteigen, als sich der

Statthalter ernüchternd einschaltet: „Auf Deck verfügen Sie serienmäßig über den Kohlendioxidwandler S7.11, einen Katalysator, der den Kohlenstoff in der Kabinenluft resorbiert und den Sauerstoff in die Umgebung zurückgibt; außerdem sehen Sie hier an den Seitenwänden selbstreinigende Kondensationsfilme mit filterbestückten Leitungen zu den Wassertanks."

Der redet wie ein unterzuckerter Android. Seinen Stein hat er anscheinend weggeworfen oder in die Tasche geschoben; vielleicht hat er ihn sogar geschluckt. Federnden Schrittes hüpft er vor mir in den SamSarah. „Ich muss Sie nochmals eindringlich warnen", hebt er mit versteinerter Miene an, legt dann eine theatralische Pause ein, in der er das Gewicht vom linken Bein auf das rechte verlagert, womit er seinen massigen Körper noch steiler vor mir aufrichtet, um, mehr Geck als Reck seiner Warnung größeren Nachdruck zu verleihen, „Öffnen Sie die zweite Schleuse neben dem Eingang nur im alleräußersten Notfall, am besten gar nicht! Hören Sie? Ihr Öffnen verschafft Ihnen Linderung proportional zur Not, in der Sie sich befinden; aber täuschen Sie sich nicht: bei einem Fehlalarm schlägt die Linderung in ihr genaues Gegenteil um. Und was das bedeutet, muss ich Ihnen bei Ihrer Phantasie nicht ausmalen. Deshalb ist die Schleuse so gesichert, dass sie von Ihnen nur gemeinsam mit Ling geöffnet werden kann."

Nicht gerade die Pforte zum Paradies, denke ich mir, mithin den Gedanken verwerfend, mit einem „Yes, Sir" zu salutieren, und folge der männlichen Version von Kassandra ins Innere des zweitürigen Adventskalenders. Als ich über die Schwelle rolle, raunt lasziv ein kehliger Bariton: „Willkommen an Bord, Herr Acunoğlu! Ihr Gleiter ist präpariert und alle Gleitmittel einsatzbereit." „Hi, Sam, alte Hütte! Du hast ja echt was drauf", gebe ich mit dem unguten Gefühl des Ertapptseins frivol fraternisierend zurück. Seit langem nimmt mich jemand einmal richtig ernst. Das hatte ich nicht erwartet. So wenig wie die Tischtennisplatte mitten auf dem Deck. Eine Tischtennisplatte mit zwei Schlägern und einem Ball – in einem Raumgleiter! What the heck? Die gehört ins Heck! Oder ganz weg! Ich muss geglotzt haben wie ein Stier beim Melken. Aber dem Statthalter entfährt nicht einmal der Anflug eines Lächelns. Stattdessen sagt er nur lapidar: „Die Platte und die Steinwand dahinter sind das Gepäck von Ling."

Ah, schau einer an, die zwei Ding' des Ling! Gar nicht so übel! – keimen in mir erste Sympathien für den Nuller auf, während meine Blicke auf der Suche nach ihm über ein Gewirr von Kabeln, Klemmsteckern und Konsolen streifen, ohne ihn entdecken zu können. Ich mag schräge Typen, die zum Eisessen in die Sauna gehen, beim Italiener Labskaus bestellen oder eben in der Schwerelosigkeit Tischtennis spielen; Leute also, die unter dem gesellschaftlichen Radar hindurchkriechen, sich irgendwie außerhalb des öffentlich-rechtlichen Koordinatensystems bewegen, aber ihrem eigenen Kompass folgen und den steinigen Weg ihres Lebens zu Fuß gehen, statt sich von einem Autopiloten über die Prachtstraßen der Hautevolee chauffieren zu lassen. Dass uns die Nuller rechts überholt haben, zeigt doch nur allzu deutlich die Wichtigkeit alternativer Verkehrsregeln, die zu Regeln nur werden können, wo selbstdenkend Ausnahmen geschaffen werden dürfen, das heißt losgelöst vom Urteil Anderer, deren Argumente und Positionen in einer kanonischen Monokultur inzestuös verarmen, weil jeder sich das standardisierte Format von Universitäten in genormter Kleinteiligkeit aus dem Hirn stanzen lässt. Also: bei den zwei Dingen gehen die Punkte klar an den Liebling.

Meine – offiziellen, das heißt genehmigten – zwei Dinge liegen wohlbehütet in meinem Schoß begraben: ein aufgerollter Kunstdruck und ein Kaktus. Der Druck ist eine holographische Aufnahme des Turmbaus zu Babel, der je nach Blickwinkel eine andere Bauphase des biblischen Wolkenkratzers zeigt. Den Druck habe ich ausgewählt, weil er ein Geschenk von Deniz ist und weil er so viele skurrile, noch unentdeckte Details vorhält, die mich über lange kosmische Regentage hinweg trösten dürften. Der VIP in meinem Schoß aber ist der Kaktus. Ohne meinen Peyote, einen Vertreter der Lophophora echinata mit Geschwistern, die am Fuße des Iztaccíhuatl leben, wäre ich nirgendwohin gegangen. Seit ich ihn David aus dem Krankenhaus geklaut habe, sind wir unzertrennlich. Bei acht Zentimetern Durchmesser ist er gerade mal fünf Zentimeter hoch. Er sieht aus wie ein grüner Fußball, der beleidigt dreinschaut, weil man ihm die Luft rausgelassen hat. Aus dem Ventil in der Mitte sprießen einmal im Jahr rosa Blütenblätter, die die nektargoldenen Geschlechtsorgane von Tlaluc sanft umschließen. Tlaluc, so heißt mein Peyote, weil mir der Gedanke gefällt, dass ihn einst ein auf ihm gelandeter Doppeladler

mit den kaiserlichen Insignien ausgestattet haben soll. Ich würde Tlaluc gerne Ling vorstellen, aber der scheint noch nicht da zu sein. Es sieht ganz danach aus, als würde der Häuptling seinen Chief warten lassen.

Ich stelle den Kopf schief und bewege mich zögerlich in Richtung des schwarzen Pilotensitzes – aus Kunstleder, was sonst? – mit signalroten Gurten, einer gepolsterten Kopfstütze sowie Arm- und Fußlehnen aus schwarzem Kunststoff. Über der ellenlangen und eine Elle hohen Frontscheibe ist ein halbes Dutzend Monitore angebracht; darunter Schalthebel, zahllose Knöpfe und Messgeräte, von denen der ein oder andere aussieht wie der Stromzähler bei mir zuhause. Die Bildschirme und Kontrolllämpchen sind aus, nichts blinkt, was mich ungemein beruhigt. An der Decke erspähe ich über dem Sitz eine etwa faustdicke Zylinderscheibe mit zwei Haltegriffen am Rand; sie ist an einem Schwenkarm mit Gelenk befestigt und ähnelt der Behandlungsleuchte beim Zahnarzt, bis auf die Lichtquelle im Zentrum. Haltegriffe sind überhaupt allgegenwärtig; selbst am mit Tatami-Matten ausgelegten Boden sind welche angebracht. Dort liegt rechts neben dem Schalensitz für den Piloten, genau an der Stelle, an der sonst, beziehungsweise serienmäßig, wie ein Vertreter der Provinz und Provenienz sagen würde, der zweite Sitz festgeschraubt ist – also neben dem für mich reservierten Platz – dort befindet sich ein medizinballgroßes, wie eine Plasmakugel zuckendes Adergeflecht mit einer semi-transparenten, wässrig schimmernden Oberfläche. „Darf ich vorstellen, Herr Acunoğlu? Das ist Ling."

Diese abgezirkelte Version eines Steppenläufers soll ein Lebewesen sein? Das soll Ling sein? Einer Druse immer noch ähnlicher als selbst einem Kugelfisch? Unmöglich! Und… so gerne ich mich noch in weiteren Vergleichen ergehen würde, halten mich zwei Ereignisse ganz entschieden davon ab, die unter keinen Umständen hätten eintreten dürfen und doch so kurz aufeinander folgten, dass sie, verschmolzen zu einem verhängnisvollen Amalgam, mir noch immer präsent sind, auf eine Art, dass mir schon deshalb keine weiteren Vergleiche mehr einfallen, weil sämtliche Gedanken sich darin gegenseitig blockieren. Instinktiv glaube ich, die Blockade nur auflösen zu können, indem ich den Hergang rekonstruiere, bis zu einem Punkt, an dem ich anknüpfen kann, um mich aus der Bredouille meiner Schock-

starre zu lotsen. Mir ist unterbewusst sonnenklar, dass ich das möglichst schnell erledigen sollte. Was heißt unterbewusst, so somnambul bin ich nun auch wieder nicht, höre ich doch trotz Gedankenparese klar und deutlich die Lautsprecheransage: „Start in 3 Minuten."

Der Anblick der, wenn nicht metallischen, so doch anorganischen Kugel und die Vorstellung, dass dieser leblose Körper eben der Ling sein soll, der sich gerade erst angeschickt hatte, die Gestalt eines alabasternen Adonis anzunehmen; Anblick und Vorstellung, erinnere ich mich, sind in meinem Schädel so gewaltig aufeinandergeprallt, dass ich reflexartig vor dem kugelförmigen Gebilde zurückgeschreckt sein muss. Auf alle Fälle bin ich ruckartig nach hinten geschnellt. Dabei hat offensichtlich hinter meinem Rücken der linke Schiebegriff meines Rollstuhls einen Notknopf eingedrückt. Denn kurz darauf erklang Sams Stimme: „Danke, Fluchtprogramm ist aktiviert – Notstartparameter werden ins System geladen – bitte Sicherheitsgurte anlegen", und das in einer fast schon stöhnenden Tonlage, so als befänden wir uns im Fahrstuhl eines Edelpuffs, in dem gerade der Vorspann zu einem Mitmach-Holoporno abläuft. Den Statthalter freilich brachte selbst das nicht in Verlegenheit. In seinen Augen jedoch meine ich das mitleidig-arrogante Lächeln gesehen zu haben, dem sich seine dünnen Lippen so standhaft verweigern. Aber ich kann mich auch täuschen. Denn die Lippen bewegten sich gewohnt mechanisch, als er zum Abschied zwei Sätze aus seinem überschaubaren Repertoire abspulte: „Na dann viel Glück!" – bei jedem anderen hätte ich das für blanken Sarkasmus gehalten – und: „Ich hoffe, Sie und Ling verbringen zusammen eine harmonische und erfolgreiche Reise!" – dito. Mit diesen Worten hob er seine manschettenbewehrte Pranke – ich sah sie kommen, – ich sah sie kommen, konnte aber nicht mehr ausweichen – und klopfte mir damit kräftig auf die Schulter. Und jetzt, in diesem Augenblick verlässt er mit wehendem Bärtchen den Gleiter, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Der 911er ist auf einmal leer, bis auf mich und eine Kugel. „Start in 2 Minuten." Meine linke Schulter brennt, als trüge ich eine Feuerqualle als Epaulette. Unwillkürlich lege ich mir schonend die rechte Hand darauf. Die Berührung löst eine weitere ungefähre Erinnerung aus: Was fast freundschaftlich der Aufmunterung galt, hat ohne

Absicht eine katastrophale Katastrophe ausgelöst. – Das weiß ich doch längst, weiter! – Jaja, wenn sich die Gedanken nur nicht so hinter dem Schmerz stauen würden! So wie das brennt, muss Tabak in die Kuhle hinter meinem Schlüsselbein gerieselt sein; vermutlich ist durch das Schulterklopfen der Filter von einer Zigarette abgebrochen... Mit einem Schlag wird mir klar: ich schwebe in Lebensgefahr! Ich muss schleunigst aus dem Anzug raus und die Kippen in den Spind sperren! Da schließt sich die Schleuse; schwere Bolzen verriegeln die Eingangsluke: mit einem hydraulischen Zischen fahren sie arretierend in ihre Halterung. „Start in 1 Minute."

Teufel auch! Ich reiße mir hastig den Raumanzug vom Leib und die kostbaren Venenositas purzeln bündelweise vor mir auf die Tatami-Matten. Bevor ich die wieder aufsammele, beschließe ich vorsichtshalber, werde ich erst einmal wieder in den gründlich ausgeschüttelten Raumanzug schlüpfen, falls beim Start etwas schiefgehen sollte. Lieber verbrannt als erstickt, denke ich noch, als ich mir den Helm überstülpe. Im Spiegel der Frontscheibe sehe ich aus wie eine Glühbirne, die noch in den Pilotensitz geschraubt werden muss. Das reicht, das reicht, jubiliere ich innerlich, als meine rechte Hand im Ärmel verschwindet. Ich bin gedanklich schon beim Zuziehen des Reißverschlusses, da spüre ich im linken Ärmel einen Widerstand. Siegesgewiss ziehe ich fester, doch das Textil bewegt sich keinen Millimeter. Ist das ein Raumanzug oder eine Zwangsjacke? Caramba! Beim Versuch, an mir herunterzuschauen, um die Ursache des Klemmens zu lokalisieren, senke ich den Kopf etwas zu hektisch und knalle auf Höhe des Scheitels mit voller Wucht auf die linke Kunststoffarmlehne. Der erschütterte Helm findet sofort die Resonanz eines anderen Hohlkörpers und mein Kopf brummt wertvolle Sekunden lang wie eine tibetische Klangschale, bis ich messerscharf erkennen kann, dass eine straußeneigroße Schwellung am Schlüsselbein mich am Anziehen hindert und partout die Ärmelöffnung des unelastischen Stoffes nicht passieren will. Sack Zement, das nächste Mal würde ich eine Konfektionsnummer größer wählen! Das nächste Mal? Es wird kein nächstes Mal geben! So oder so. Aber sowas von so!

„11“ – Ich zerre wie gestört am Revers, bis mir das angelaufene Visier die Sicht undurchdringlich verschleiert. Scheiße, scheiße, scheiße! Das reicht nicht mehr! Nie und nimmer! Ich ziehe mir im

Blindflug den rechten Handschuh versehentlich über die linke Hand und wische mir damit einigermaßen die Sicht frei. „7“ – Dann den Handschuh wieder umständlich runtergefrickelt. Als dabei einer meiner panischen Blicke zufällig auf die Zigaretten am Boden fällt, verspüre ich einen lähmenden Stich im Herzen. „5“ – Ich rücke mir die Stiefel heran: mit dem linken Fuß bin ich drin; für den rechten brauche ich etwas länger. „3“ – Jetzt bin ich drin. „2“ – Ich ziehe mit letzter Kraft den Klettlappen des linken Kragens über den rechten; die Triebwerke springen mit einem leichten Vibrieren an. „1“ – Das Dröhnen der Triebwerke steigert sich auf 139 dB; das Hinüberschwingen aus dem Rollstuhl kostet mich so gut wie keine Zeit, das kann ich, nur das Schlüpfen in die Handschuhe dauert ein bisschen wegen des heftigen Rüttelns der Rotoren; „0“ – 157 dB; die Sicherheitsgurte rasten ein und ich greife atemlos nach Tlaluc; 181 dB; mein letzter Gedanke ist: Festhalten.

Alle anderen potentiellen Gedanken schleudert es mit einem explosionsartigen Ruck durch die Schädelknochen meines Hinterkopfes in den Rückraum der Kabine, wo sie von der Heckwand kurz zurückprallen, bevor sie in den glühenden Kolben der Brennkammer verpuffen. Mit voller Wucht schießt mir ein unsichtbarer Rammbock in die Plauze und presst meine Gräten erbarmungslos in das Polster, bis mein Halswirbel unter der Kopfstütze einrastet. Mein mulattenbraunes Angesicht flattert wie die Lefzen einer französischen Bulldogge, sodass es die Nasenflügel bis unter die Ohrläppchen liftet, während der Sehnerv verzweifelt an den Augäpfeln zerrt, die – etwas leichtsinnig und mit Sicherheit zum falschen Zeitpunkt – einen horizontalen Bungeejump aus den Augenhöhlen unternommen haben und nurmehr wie zwei dem Erblinden ausgelieferte Pendel sinusförmig an ihrem Axon auf und ab schwingen. Und selbst noch die Dunkelheit eines Blinden, die mich schmerzlich umfängt, scheint mich fliehen zu wollen in die hintersten Winkel des Gleiters, so als wäre ich ein Projektil im Windkanal, das die Schallmauer meiner bisherigen Existenz durchbricht und alle, nicht nur die menschlichen, biographischen Eigenschaften in Stoßwellen hinter sich lässt; als wäre der Pilotensitz ein Mikrosieb, durch das ich millimeterweise diffundiere, eine Pforte, durch die ich nur Molekül für Molekül ins Paradies gelange. Selbst kovalente Bindungen brechen auf wie Streichhölzer. Doch je mehr

ich mich auflöse, desto mehr klingen die Schmerzen ab, bis auch sie sich vollständig aufgelöst haben.

Ein säuerlicher Geruch steigt mir in die Nase. Wo bin ich? – will ich denken, finde aber nicht die Kraft dazu. Meine ganze Kraft verausgabe ich für das Öffnen der Augen, deren verklebte Lider wie zentnerschwere Rollläden auf den Wimpern lasten, und die sich selbst mithilfe einer imaginären Kurbel nur äußerst zäh heben. Puh, der Gestank ist ja nicht auszuhalten, aber echt, ey. Bin ich etwa in einer Latrine bestattet worden? Meine ersten Eindrücke verorten mich überall, nur nicht in einem Raumgleiter. Doch im selben Maß, wie Licht auf meine Netzhaut fällt, hellt sich auch meine Erinnerung auf. „Sam?“ Keine Antwort. „Sam?“, wiederhole ich, diesmal laut und deutlich. Stille. Ich wende den verbliebenen Rest meines Rumpfes, den das Gefühl der Taubheit bereits verlassen hat, zur Seite. Da erst werde ich der weißen Minizylinder mit hellbraunem Filter gewahr, die um mich herum schweben, als hingen sie an den unsichtbaren Ästen eines Haselstrauches herab, ganz wie Blütenkätzchen im Februar. „Sam!“, entfährt es mir fast schon drohend. Nichts. Der charmante Bordcomputer scheint nicht mitgereist. Wahrscheinlich winkt er uns von Stuttgart aus nach.

Unschlüssig wende ich mich dem Nuller zu, beziehungsweise dem kugelförmigen Gebilde, das mir als Ling vorgestellt worden ist. Irgendetwas hält mich davon ab, Ni hao zu sagen; mit schon halbgeöffnetem Mund halte ich inne und sortiere mich zögerlich, bis mir das Schweigen zu unangenehm wird. Glücklicherweise ist zu dem Zeitpunkt in meinem Kopf gerade Rushour auf den vier- und großspurig angelegten Nervenbahnen mit all ihren synaptischen Zubringern. Über Bande teilt das Kleinhirn der Kortex mit, wie ich die eingerastete Kieferknochen entriegeln und die begonnene Bewegung zu einem eingeübten Abschluss bringen könnte. Als Reaktion höre ich mich „N'apion“ sagen, wie ich für gewöhnlich, ohne nachzudenken, grüße, – nur dass ich die Grußfloskel etwas geduckt vortrage, bereit, die vorsichtig ausgestreckten Fühler sofort wieder einzuziehen.

„So lala. Ich habe mich mehrmals übergeben müssen“, kommt es daraufhin aus den Boxen des Nelties.

Das also ist es, was hier so bestialisch stinkt. Boah, ey! Der kotzt mir die Bude voll und behauptet, es gehe ihm so lala! Das soll ihm einer abnehmen! Wo gibt's denn bitte einen Außerirdischen mit Weltraumkrankheit? Zuletzt will unser Held auch noch nach Hause telefonieren!

Wie ich gerade aus dem Wühltisch an Gedanken zur Qualifikation des Nullers für die Raumfahrt das aktuelle Sonderangebot probedenke, welches Kreiswehrersatzamt ihn nach welchen Kriterien tauglich geschrieben haben könnte, werde ich einer warmen Feuchtigkeit in meinem Schoß gewahr, die vor dem Raketenstart definitiv noch nicht vorhanden war. Vorwurfsvoll blicke ich Tlaluc ins Ventil, als hätte er es bei Strafe nicht zulassen dürfen, vor dem Start mit Bodenseewasser gegossen zu werden. Ich hebe ihn an und betrachte versonnen das Loch im Boden des Terrakotta-Topfes. Zusätzlich prüfe ich die Erde mit einer der unverletzten Fingerkuppen. Die Erde ist trocken, aber sowas von trocken. So furzknochentrocken, dass mir jeglicher Fluchtweg in Richtung peyotischer Schuldzuweisungen ein für alle Mal versperrt ist. Tlaluc hat nichts verkackt. Niemand hat irgendwas verkackt. Nicht einmal ich. Ich habe nur, ich meine, ich werde – ich werde vor dem nächsten Navigationsschub ganz einfach einen Katheter legen. Nur um sicherzugehen.

Während Ling seinen Raumkater auskuriert, öffne ich den Gurt und hangle mich durch die Slalomstangen der Venenositas hindurch zum Sanitätskasten, um meine Schulter zu verarzten. Boah, was für ein Ei! Man könnte meinen, die Muskelspindel habe in völliger Missachtung der unproportionierten Gestalt des übrigen Bewegungsapparates ihre Fibrillen als Spartenkandidatin im Kampf um den Titel des Mister Universum bis zum Platzen aufgepumpt. Wenn die tatsächlich platzen und ich jetzt auch noch meinen linken Arm verliere, kann ich bald nur noch exzessiv Nabelschau betreiben. Mir reichen gelähmte Beine vollauf! Von Geburt an leide ich an dieser lästigen Myocholose, bei dem in den Sarkomeren das Phosphat mit dem Myosin verklumpt. Dank des Umstandes, dass in der Embryonalentwicklung die Verklumpung basal-endodermal auswächst und nicht auch noch apikal, kann ich motorisch mehr als nur mit den Ohren wackeln, – greift die Erinnerung an die Diagnose Raum, und ich bin mit dem Gedanken

noch nicht am Ende, da hebe ich abwechselnd links und rechts die Ohrmuscheln zum Takt von „We will rock you“, was David stets herzhaft zum Lachen gebracht hat.

Weil ich mich mit der Hand des verwundeten Armes am Korpus des Schränkchens festhalten muss, um nicht wieder zurück zu Ling und seiner Tischtennisplatte gewirbelt zu werden, krame ich so umständlich wie ungeduldig zwischen Heftpflastern, Kompressen, zahllosen Tinkturen in braunen Fläschchen und Tabletten in Blisterpackungen, die mich in allen Farben und Formen grüßen, schließlich und endlich eine Mullbinde hervor, klemme sie zwischen die rechte Schulter und – in halsbrecherischer Akrobatik – zuerst den linken Unterkiefer, bis ich nach etlichen Verrenkungen die Kieferseiten tausche, und reiße mit dem rechten Eckzahn – wie könnte es in dieser Stellung anders sein? – die Packung auf, als mir drei Zahlen ins Auge fallen: 2069, 11 und 01. In der Reihung erinnert mich das schwer an eine der im Geschichtsunterricht durchgenommenen Zeitangaben aus grauer Vorzeit. Sollte das das Verfallsdatum sein, kann ich mich gleich mit Gülle einschmieren. 2069 – damals gab es bestimmt noch Kernspaltung und Röhrenbildschirme. Sacrepleu, hocke ich im modernsten Raumgleiter oder in der Cheopspyramide?

Meine Stimmung hebt sich erst wieder, als ich in meine magentafarbenen Lederleggings mit einem Dreieck aus Pailletten am Hosenbund steige und mir den kuschelweichen Seterdal-Pullover mit Ellbogenflicken aus hellbraunem Wildleder überstreife. Die Krönung meines bewusst legeren Looks sind die gelb-schwarzen Ringelsocken mit Posthorn an der Ferse, die ich selbst gestrickt habe aus Schafwolle von der Schwäbischen Alb: aus Burdalingen, nein Burladingen – ich komme schon ganz durcheinander. Alles ziemlich billig, keine Haute Couture, sicher; aber die Kombination, hehe, auf die Kombination ist Deniz abgefahren wie Rakete. Und in so etwas ähnlichem stürme ich ja jetzt den Sternen entgegen. Dazu sollte meiner einer nach all der Aufregung zunächst einmal seine Kräfte sammeln. Wenn ich erst mal die ganzen Blütenkätzchen abgefischt habe, werde ich mir eines davon anstecken und es gaanz gemütlich im Mundwinkel verglimmen lassen.

Das Abfischen erledige ich dank meiner zertifizierten Erfahrung mit der Schwerelosigkeit in Nullkommanix; das macht mir kaum mehr Mühe als ein Übungsparcours aus Mini-Slalomstangen in einem Schwerelosigkeitscenter; und hier wird die Bewältigung des Parcours noch dazu immer einfacher, je mehr Venenositas in dem Karton für die Sauerstoffflaschen landen.

Zu den beliebten Schwerelosigkeitscentern am Schlossplatz bin ich anfangs nur gegangen, weil mein Handikap dort kein Nachteil war. Ich kann mich in der Schwerelosigkeit genauso schnell und grazil fortbewegen wie alle anderen. Irgendwann hatte ich dann eher beiläufig die Ü-Lizenz erworben, wozu freilich die Teilnahme an Wettkämpfen gehörte. Die verliefen, bescheiden gesagt, sehr erfolgreich. In der Disziplin des Paartanzes haben ich und Deniz mit einem Zero Gravity Jive, für den wir selbst die Choreographie entworfen hatten, glatt den zweiten Platz belegt. Damals schon hatte ich mehrere tausend Space-Totschki und damit den Rang eines Generalkosmonauten erworben, der alle Grundpositionen aus dem Effeff beherrschen muss. Wie zur Bestätigung saltiere ich in in einem dreifachen Toeloop unter dem Beifall geschäftigen Surrens und elektrostatischen Knackens zum Pilotensessel, wo ich Tlaluc elegant in Empfang nehme, um seinen Blumentopf mit Pattex auf der Lochblende einer Traverse zu kleben. Ich angle einen Block neongrüner Haftnotizen und einen Filzstift aus der ‚Schreibstube', kritzle gewissenhaft den Namen des Peyote auf den obersten Zettel und befestige ihn auf der mir zugewandten Seite des Topfes.

Geschafft! Jetzt einmal kurz den rechten Auricolaris caudalis kontrahiert und schon gibt die Ohrmuschel eine Venenosita frei, die vor meinen Augen durchs Cockpit schwebt – nicht lange, da schnappe ich sie mir mit dem Mund wie ein Barsch einen Brotkrumen, schiebe genüsslich die Unterlippe vor, sodass die Zigarette sich so weit aufrichtet, dass ihre Spitze in mein Gesichtsfeld tritt. Dann zünde ich sie mit dem guten alten Zippo an, das nach Gebrauch in meiner Gürteltasche aus Kunstfasern mit dem verschlissenen Logo eines Sportartikelherstellers verschwindet. In dieser Position, sehe ich zu, wie der blaue Dunst aufsteigt und bei jedem Zug die rote Glut sich tiefer ins Zigarettenpapier frisst.

Lässig rufe ich mit der rechten Hand das Bord-Wiki am Bildschirm über mir auf, um mich mit dem raumkranken Universalgenie neben mir vertrauter zu machen, das immer noch übelriechende Lichtstrahlen verströmt, was das Neltie als ein erbärmliches Röcheln wiedergibt. „Access denied“, leuchtet es mir in Großbuchstaben entgegen. Funktioniert denn hier überhaupt etwas so, wie ich es gerne hätte? Widerwillig setze ich die ‚Tarnkappe‘ auf, die wie ein Haarnetz aus Elektroden ausschaut, rücke sie über den Ohren zurecht, bis ich meiner Großmutter auf dem Weg in die Therme gleiche, und schließe den Kinnriemen, um meine Hirnströme mit den Schaltkreisen des Gleiters zu synchronisieren. Das war mir schon immer etwas unangenehm, aber ohne Zugriff auf den Wurmfortsatz meines Rückenmarks keine Nutzung der aufgespielten Software. Ich habe ja nichts zu verbergen, weshalb ich, dazu aufgefordert, die Unwirksamkeit der Datenschutzgrundverordnung bestätige und im Anschluss auf den freigegebenen Ordner mit dem Namen „N0ll“ klicke – 67 kB, nicht gerade ein rekordverdächtiges Wissenspaket, da weiß man ja von jeder dahergelaufenen Kellerassel mehr.

Dadurch, dass die Tarnkappe meine geistige Kapazität und den aktuellen Wachzustand misst, werden die von mir aufgerufenen Texte so auf mein Auffassungsvermögen zugeschnitten, dass mir gar nichts anderes übrig bleibt, als sie zu verstehen. In meinem Fall dürfte es aber selbst für einen hochgerüsteten SamSarah 911 C eine gewisse Herausforderung darstellen, den Horizont so weit abzusenken, dass sich Berührungspunkte ergeben zu einem Wissensstand, den ich selbst in Topform bestenfalls bis zum Ende des letzten Jahrhunderts irdischer Zeitrechnung aufplustern kann. Schließlich habe ich weder studiert, noch mich sonst sonderlich mit Wissenschaft beschäftigt. Und das war die richtige Entscheidung; haben doch die Studierten, Promovierten und Habilitierten seit Lings Ankunft auf unserem Planeten an Ansehen und Einnahmen starkt eingebüßt, weil sie nachweislich kaum mehr als dünnes Sauerbier auf dem Kasten haben. Davon will endecht keiner kosten, wenn direkt daneben ein ganzes Fass Beaujolais angezapft ist. Daher dürften die Drähte von deren Tarnkappe bei der Lektüre jüngster Wissensentwicklungen inzwischen genauso heißlaufen wie bei mir.

Ein echtes Gimmick dieses Saugnapfkopfnetzes ist die Berücksichtigung des Lernfortschritts beim Lesen. Älteren Modellen, bei denen die Niveauberechnungen länger dauerten, konnte man beim Aufbauen der Absätze zuschauen, sodass die Metamorphose der Buchstaben den Eindruck vermittelte, als führe der Text ein Eigenleben. Damals hatte das Wort ‚Fließtext' seine genuine Bedeutung zurückerobert und die futuristischen Parole in Libertà ihre Auferstehung gefeiert; damals, als Substantive noch in Sätzen wie Kolben in Zylindern pumpten, um auf den Rädern der Verben mit Volldampf dahinzupreschen.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 043 Version 13.13
by User: Mace

Aufgrund meiner ausgiebigen Beschäftigung mit den Nullern und ihrer Kultur sowie meiner doch schon eine Weile andauernden Bekanntschaft mit einem Exemplar dieser Spezies traue ich mir inzwischen einen Beitrag zur Anatomie und Physiologie des fremdartigen Farbenspuckers zu, der über die Darstellungen im Bord-Wiki hinausgeht. Vielleicht verhelfen die Aufzeichnungen der Menschheit tatsächlich einmal zu einem Schüleraustausch mit den Nullern.

Mir ist klar, dass mein wissenschaftlicher Jargon ein ungenügender Notbehelf ist, der einer präziseren Fassung bedarf, sofern eine adäquate Wiedergabe in einer anderen als der Sprache N0ll überhaupt möglich ist, was ich ehrlich gesagt bezweifle. Insofern wir das Universum mit den Nullern darin verstehen wollen, kommen wir nicht umhin, mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln um dessen Verständnis zu ringen, wie unbrauchbar auch immer die Mittel zu diesem Zweck sein mögen.

Mir ist deshalb auch klar, dass ich, ein ausgewiesener Dilettant, mich aus Sicht einer höheren Intelligenzija wie der der Nuller mit meinen prosaischen Versuchen der Lächerlichkeit preisgebe. Möge sie lächeln und sich gut dabei fühlen, wo mir die Sprache fehlt und die Formeln abstürzen, sobald darin eine Null auftaucht. Doch zum Thema:

Die wässrig schimmernde Oberfläche der Nuller besteht aus Transuranen, die bei der geringsten Zustandsänderung ihrer Umgebung zerfallen und in den winzigen Kern im Zentrum stürzen, wo Wasserstoff, auf den einhundertmilliardsten Teil vom Durchmesser eines Protons, fast so dicht gepackt ist wie bei einem primordialen Schwarzen Loch, sodass ein ausgewachsener Nuller bei 1 g Schwerkraft rund 7 Kilo auf die Waage bringt. Dann geht's Retour: blitzartig werden die unterschiedlichsten Elemente aus dem Kern mit annähernd Lichtgeschwindigkeit herausgeschleudert bis zu dem variablen Rothschildradius, der die physische Außengrenze eines Nullers markiert.

Die von der extremen Kerndichte verursachten Zentrifugalkräfte sind so enorm, dass sie die herausgeschleuderten Elemente in ihrer Bahn aufspalten in leichtere Elemente, wobei die frei werdende Kernbindungsenergie stets so taxiert ist, dass sie restlos zur Fusion ultraschwerer Isotope aufgebraucht wird. Die in den Kern (zurück-) fallenden Spaltelemente beziehen die Energie zur Überwindung der Abstoßung wiederum aus dem Zerfall der herausgeschleudert Transurane von der Oberfläche, die allein viel zu gering wäre, aber de facto ausreicht wegen des Maxwellschen Tunneleffektes, der darin besteht, dass die Tunnels durch die Potentialbarriere sich passgenau für die Spaltelemente öffnen, was den Eindruck erweckt, als walte dort ein Dämon seines Amtes.

Der Dämon öffnet und schließt die Schleusen eines Tunnels über die stereometrische Auffächerung der ihn konstituierenden Raumzeit. Die Manipulation der Raumzeit kann man getrost als Willensakt des Nullers betrachten analog zur Manipulation von Gegenständen in der Raumzeit bei uns Menschen, nur dass beim Menschen für den Willen ein neuronales Substrat postuliert wird, beim Nuller dagegen ein optisches Substrat. Technisch wird dieser Effekt erprobt bei Dasel-Motoren, wie sie in der Raumfahrt der Nuller zum Einsatz kommen. Dabei steht Dasel für Dimension Amplification by Stimulated Emission of Light. Während in Dasel-Motoren Hochpräzisionslaser eingesetzt werden, nutzt der Organismus der Nuller das Wellenmuster der Photonen aus der Bremsstrahlung der bis an die Oberfläche herauskatapultierten Elemente. Die Verrechnung induzierter und spontaner Zerfälle auf der schimmerigen Außenhaut entspricht einer Sinnes-

wahrnehmung mit einer Auflösung, die so hoch ist, dass sie es Nullern bildlich gesprochen erlaubt, Elementarteilchen, wie einzelne Neutronen oder Elektronen, zu sehen, riechen, hören, schmecken oder anzufassen – sofern es sie gibt.

Als mir die Zigarettenasche in die Nasenlöcher segelt, bin ich mit einem Schlag hellwach. Ein ungutes Bild tut sich mir auf: Ich hänge an der Decke, neben mir Ling, aus dem alle Farbe gewichen zu sein scheint. Ich spitze die Ohren. Kein Röcheln mehr zu hören. Dafür landet eine weitere Venenosita neben meiner linken Braue auf einem Kabelbaum. Ich werde den Nuller doch nicht mit meinem Qualm..? Der Gedanke verbietet sich, auch wenn er längst gedacht ist, bis ich gedanklich bei dem Verbot ankomme. Ich blicke mich verstohlen um: Der ganze Gleiter scheint von einem Halo umhüllt, wie eine der Madonnen auf den Ikonen in der Jekaterinburger Kathedrale auf dem Blut, was ich in rascher Blickfolge durch die Fenstergalerie überprüfe und bestätigt finde. Irgendwie ist es auch deutlich wärmer geworden; ich spüre das Verlangen, den Pullover wieder auszuziehen. Statt mich zu entkleiden, frage ich pflichtbewusst, schließlich bin ich ja ein höflicher Mensch mit distinguierten Manieren, nach Lings Befinden.

„Würg bitte? Kotz haben Sie gesagt?“, meldet kläglich das Neltie und ich bin begeistert von der Authentizität und Funktionalität der Software. Die ist Hundert Pro nicht in Redmond entwickelt worden.

„Ich habe gesagt: ‚Was sagen Sie zu dem Sachverhalt, dass wir hier wie Planeten-Pins am Himmelszelt stecken?‘“, antworte ich fast wahrheitsgemäß.

„Würg dreht sich alles; würg ist spei schwindelig!“ – Pause – „Spei röchel Zahl steht denn der Ankunfts-Anspeiger?"

„431", lese ich ab, bei beachtlicher Parallaxe, „und dahinter leuchtet das Symbol für ‚Frau‘, bloß auf dem Kopf stehend."

Das Licht ist inzwischen so verpestet, dass es mir vorkommt, als stünde ich Septembers knietief im Rinnstein vom Canstatter Wasen. Weil meine frisch entteerte Lunge sich standhaft weigert, das giftig gefärbte Gas in ihre Flügel einzulassen, komme ich mit meinen anaeroben Redebeiträgen in eine veritable Atemnot, sodass über meine Lippen nur statthalterschwach intonierte Worte rutschen, die, akustisch von meinem Riechorgan gefiltert, unmännlich nasal klingen.

Am liebsten würde ich das Gespräch beenden, aber Ling hat noch was intus und scheint wild entschlossen, sich den Finger zu geben: „Würg werden in 7 Minuten und 11 Sekunden würg der Erde ankommen."

Dann verstummt das Neltie. Dafür springt der mittlere Bildschirm an, auf dem vor dem blinkenden Cursor zu lesen steht:

„#0: N 31°, O 131°"

„Das ist wo?"

„#1: Auf Kyūshū, im Süden Japans."

Was soll ich im Süden Japans? Sollte sich dort das Paradies befinden, hätte Kai V nun wirklich keinen solchen Heckmeck veranstalten müssen!

Der Cursor springt in die dritte Zeile: „#2: Mit 182 537 km/h."

„Ist eben ein echter 911er."

„#3: Falls wir nicht vorher mit einem Satelliten oder anderem Weltraumschrott kollidieren und vom Kurs abkommen."

Ich wälze mich auf die rechteckige, wohltuend flache Deckenleuchte und setze mich aufrecht hin, was bei der Beschleunigung schwieriger ist, als erwartet, und was ich gleich darauf bedauere, weil die Dämpfung des Lichts den Gestank noch intensiviert. Mit zugekniffener Nase grüble ich laut darüber nach, weshalb ich mit einem sakrisch teuren SamSarah von der Erde zur Erde düse, da flimmert auch schon die Antwort über den Monitor: „#5: Weil das Notfallprogramm um 09:11 Uhr vorbei am RAM, wo die ursprünglich geplante Route gespeichert ist, die Triebwerke gezündet hat, hat der Gleiter die Umlaufbahn des Mondes 79 Minuten zu früh gequert, der zum Zeitpunkt der Querung 4 783 km von uns in Gegenrichtung entfernt war, von wo uns dessen Schwerkraft abgebremst hat statt beschleunigt, sodass unsere Restgeschwindigkeit viel zu gering war zum Verlassen der Erdatmosphäre."

Da fallen bei mir zeitgleich mehrere Groschen. „Das heißt, der Slingshot ging wegen schlechtem Timing gewaltig in die Hose, und was in die Hose geht, das riecht; also riecht es hier wegen schlechtem Timing", schließe ich syllogistisch unangreifbar. Dennoch will mich der Schluss irgendwie nicht so richtig befriedigen. Einen tieferen Eindruck als die logische Analyse der Situation, in der wir uns befinden, macht auf mich daher die Sequenz, die ein zweiter, zugeschalteter

Monitor anzeigt. Darin ist ein mickriger Raumgleiter zu sehen, der mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit auf eine riesige blaue Kugel mit zottiger, weißgrauer Mähne zustürzt.

„Das ist die Erde“, entfährt es mir.

„#7: Und wir“, ergänzt Ling via Kurznachricht.

Mich erinnern die ungleichen Kugeln an ein Billardspiel auf Liliput, bei dem ein Insulaner mit seinem Streichholzqueue verzweifelt versucht, Gullivers Spielkugel davon abzuhalten, die schwarze Acht auf dem grünen Filz einzulochen.

„Wow, wow, ich kann schon den Fernsehturm erkennen“, rufe ich verblüfft aus.

„#B: Das ist der Fukuoka-Turm.“

„Der Fuk…“

„#D: ...uoka-Turm.“

„Ich will nicht nach Fuk…“

„#11: ...uoka.“

Stuttgart oder Tod, denke ich mit der versteinerten Miene eines Samurai, der sein Kurzschwert zum Seppuku zieht, da rückt eine dritte Kugel ins Bild. Richtig, der Mond war in der Zwischenzeit nicht untätig geblieben und eilt uns quasi zur Hilfe entgegen.

„Wenn wir jetzt zünden, könnte der Slingshot gelingen“, tue ich meinen Geistesblitz kund.

„#13: Welche Sprengstufen, o Götterbote?“

Lese ich da Ironie zwischen den Zeilen oder spielt Ling frech auf meine Ringelsocken an? Er der Gott und ich der Bote? Der Nuller scheint langsam den Respekt zu verlieren; ihm muss klar sein, dass ich mit höchster Priorität jede sich anbahnende Meuterei gegen den Capitán rigoros unterbinden werde. Wenn Ling sich für einen Gott hält, dann soll er doch die Route aus dem Speicher des Bordcomputers planaktivieren. Gedacht, gesagt.

„#17: Danke!“

Das Bild, das sich mir aufgetan hatte, von einem sich ins Meer ergießenden Auge mit einer Insel als Pupille in der ovalen Bucht, um die Hausdächer wie Reisfelder angeordnet sind, ist längst dem einer Brücke gewichen, die sich über einer Flussmündung kreuzt. Dann sehe ich Tausende von Japanern mit vor Entsetzen weit aufgerissenen

Augen, die aufgeregt mit Armen und Händen in unsere Richtung gestikulieren; sie drängen sich zwischen Abertausenden von Japanern mit zusammengekniffenen Augen hinter blitzenden Vidphones, die aufgeregt mit ihren Ellbogen um das beste Take für ihre Aufnahmen rangeln. Die Bilder folgen so rasend schnell aufeinander, dass mir der Film in der Netzhaut förmlich durchbrennt.

Just in dem Augenblick, in dem ich mit dem großen Zeh des linken Fußes den Pazifik küsse, reißt es mir den rechten Fuß ins 384 403 km entfernte Mare Crisium, so als müsste ich vor meinem Untergang im Meer wählen, neben welchem Wrack ich aufgebahrt werden möchte: neben der mongolischen Dschunke Hun-tu oder der sowjetischen Mondsonde Luna 23: Ich veranstalte einen galaktischen Spagat über die eigene Totengrube, den mir erst mal jemand nachmachen soll! Diese Biegsamkeit, die erstaunlicherweise völlig schmerzfrei ist, hätte ich meinem Körper gar nicht zugetraut; ganz smooth zieht es mich durch die lunare Kaltmangel zu einer plasmatischen Folie, die wie das Bild eines sich dynamisch krümmenden Zerrpiegels an allen Ecken und Enden gedehnt und gestaucht wird. Angefangen vom Rumpf unter dem erbsengroßen Kopf mit dem Volumen eines Fasses, an dem ballonartige Gliedmaßen hängen, aus denen einem nach dem anderen die Luft entweicht, bis sich das Bild umkehrt zum filigranen Schlangenkörper einer Eidechse mit Dackelbeinen und einem großen Laib Gouda auf dem Giraffenhals, und so weiter, mal hier eine Delle, mal da eine Ausbeulung.

Ich sehe das alles, als beträfe es mich gar nicht. Und doch bin ich es, der sich vor meinen Augen in alle erdenklichen Dimensionen verwringt. Im Grunde passiert mir das nicht zum ersten Mal. Öfters schon habe ich etwas gesehen, das, obwohl jedes Mal anders, für sich beansprucht, ich zu sein – ein unfertiges, werdendes Geschöpf, das sich den prüfenden Blicken dessen aussetzt, der es ist und der es formen kann; ein zeitverschobener Zwilling, der meiner Existenz vorauseilt; eine Persönlichkeit, die ein Ego zu sein glaubt, das die Persönlichkeit aus fixierten Augenhöhlen betrachtet, und das aufgrund der Fixierung sich selbst nicht betrachten kann. Dieses unbekannte Ego, eingesperrt in einen knöchernen Schädel, malt sich die Persönlichkeit aus, zeichnet sie in groben Zügen, um sich mit ihr identifizie-

ren zu können. So auch ich. Infolge der verzögerten Identifikation laufe ich mir ständig hinterher; genauer: läuft das hinter mir her, das ich für mich halte, – immer in Sichtweite.

Der Ort der Begegnung von mir mit meinem Ego ist stets Werkstatt und Gerichtssaal in einem: ich bin Konstrukteur und Konstrukt, ich sitze sowohl auf dem Richterstuhl als auch auf der Anklagebank – und ich bin immer Verhandlungssache: Was an mir ist gut, was schlecht, was nützlich, was gefährlich, was gehört zu mir, was ist geklaut, was ist echt, was marode, was muss ich loswerden und was sollte ich an mir patentieren lassen? Ich rufe die Punkte auf, die gegen mich vorgebracht werden und bin der Anwalt, der dazu Stellung nimmt; zur Beweisaufnahme kommt es selten, erdrückend ist die Beweislast nie. Je nach Richterspruch schraube ich an mir herum, justiere Ventile nach und tausche Module aus, fast genau so, wie ich mir für manche Computerspiele oder Chatrooms einen Avatar zusammenstelle, – mit dem Unterschied, dass ich mich auch dann noch vertrete, wenn ich den Rechner ausgeschaltet habe: Für den Ego-Avatar gibt es keinen Resetknopf, ja, noch nicht einmal die Gewissheit, dass ich und er die ausgewählten Eigenschaften tatsächlich haben.

Jedes Ereignis steht irgendwie in einem konstruktiven Bezug zu dem, was sich als mein Ego ausgibt, weil das Ego sich ja erst durch den Bezug konstituiert, den es als sein Handeln begreift. Alles, was ich tue, vom Rauchen und Malochen bis hin zum Schlafen und Pariten, vom Vögeln und Heiraten bis hin zum Lachen und Denken, all das konstituiert einen Charakter, der als Individuum verstanden und daher auf Widerspruchslosigkeit gebürstet und gestriegelt sein will, also im Dienste einer ganz bestimmten Persönlichkeit steht, die er nie ist, zu der er sich aber entwickeln will; was wiederum nur möglich ist, wenn von der Entstehung über die Detektion bis hin zur Bereinigung einer charakteristischen Eigenschaft des Egos eine unsichtbare Klammer da ist, die über all die Zeit und über all die Gegensätze hinweg eben diese zu einer individuellen Einheit zusammenhält.

Verstörend finde ich die durch die verzögerte Identifikation ausgelöste Ungleichzeitigkeit der Eigenschaften in der individuellen Einheit; geradezu beängstigend dagegen wirkt auf mich die nahezu grenzenlose Wandelbarkeit der sich selbst beurteilenden Seite meines

Egos, die mit dem schlechten Gewissen des ewig zu spät Kommenden belastet ist. Eine solche Seite macht jedes Menschenleben zu einem unabschließbaren Projekt, und das obwohl einem Ego für dieses Projekt ein Persönlichkeits-Ideal vorschwebt, das per definitionem fertig und unwandelbar ist. Diese Arbeitsteilung aber spaltet das Individuum in ein Dividuum. Und das Ego eines Dividuums tauscht im Ergebnis seine Ideale nacheinander aus, ohne sie in die reale Persönlichkeit zu integrieren. Dabei klaffen idealer Anspruch und reales Wirken so weit auseinander, dass mir unbegreiflich ist, wie beide unter einem Dach hausen können: der gebieterische Fürst und der eilfertige Dienstbote, der berühmte Modezar und der unbekannte Flickschuster.

Woraus aber speist sich angesichts der biographischen Realität von Schwächen, Fehltritten und Verlogenheiten das Ideal einer Persönlichkeit, die gerne ist, wer sie ist, und die so zutreffend wie unverschämt Auskunft darüber geben kann, wer sie ist? Woher kommen diese betörenden Ideale, die verschweigen, dass sie Nachkommen des Geschehenen sind und nicht Vorboten des Kommenden, also Biographen sind und keine Propheten? Das muss ich mal so stehen lassen, weil mir etwas anderes, mir im Moment wesentlich Wichtigeres auffällt.

Mir fällt auf, dass es zur Abwechslung nach durchgeschmortem Kabel riecht. Anders gewendet: Irgendjemand hat die Kotze weggewischt. Ich komme mir vor, als hätte mich jemand vom Bierzelt in ein Sauerstoffzelt geschleppt; was ein Gutteil dazu beitragen dürfte, dass ich mich fühle wie nach einem Orgasmus: glücklich verausgabt. Der Abstand zwischen meinen Füßen ist wieder der alte, und auch der Rest meines Körpers scheint bis in die Haarspitzen nicht dauerhaft deformiert. In der mir vertrauten Schwerelosigkeit hänge ich in Schräglage am Pilotensitz, vertäut mit einem um den Bauch geschlungenen Sicherungsseil wie ein Luftballon mit Gruselmotiv, der auf einem Jahrmarkt an einer Drehorgel festgebunden ist. Ich schüttle mich kurz durch, um wieder ein Gefühl für das Normalmaß meines Leibes zu bekommen. Here we are!

Ansonsten ist alles ruhig, nur der Monitor blinkt: „#2B: Geben Sie mir kurz Bescheid, wann…“

„...ich Ihnen das Frühstück servieren soll“, nehme ich das Ende des Satzes vorweg und bestelle nach einem ein ‚Jetzt‘ signalisierenden Nicken eine Schale Cornflakes in Orangensaft und einen halben Donut, „Dazu ein Tässchen Kaffee, schwarz, nicht gezuckert.“ Aber nichts rührt sich. Ich dagegen habe Spaß am Spiel gefunden: „… Sie zu einer Partie Tischtennis bereit sind“, extrapoliere ich diesmal das Satzfragment, dessen Rest ich ungelesen stehen lasse, und rufe ins Nichts: „Jederzeit, mein Freund, du wirst staunen, wie ich schmetter, Ling!“

Wieder rührt sich nichts. Stattdessen überschreibt der Cursor die letzte Nachricht mit: „#2F: Wie ist Ihr Befinden?“

Statt zu antworten, scrolle ich in den Nachrichten nach oben: #29 , #25 , #1F tauchen auf, aber #2B fehlt. Scheint tatsächlich überschrieben zu sein. Der erste Eintrag lautet: „#1D: Wir erreichen planmäßig unser Ziel mit einer Verspätung von Erdzeit 709 Minuten. Ich danke Ihnen für Ihr Verständnis.“

Weil man von dort die beste Sicht hat, parite ich mit zwei Griffen in den Pilotensitz, wo ich mich vorsichtig angurte, tunlichst darauf bedacht, den Gurt nicht über die linke Schulter mit der straußeneigroßen Schwellung zu spannen. Die Lämpchen, Schalter, Uhren und Bildschirme verleihen dem Deck den Flair einer Kommandozentrale. Einer Zentrale, die derjenige in Besitz nimmt, der sich den Sitz nimmt und in dem Sitz mit Benimm sitzt! – limericken meine beschwingten Ganglien melodiös, aber unhörbar vor sich hin. Laut Anzeige grinden wir mit Überlichtgeschwindigkeit auf dem Rand der Milchstraße. Die Gestirne sind so weit vom Gleiter entfernt, dass sie kaum verzerrt erscheinen. Eine benachbarte Galaxie breitet sich vor uns aus wie eine Bugwelle der Milchstraße. Etwas unterhalb davon leckt die Milchstraße in Form eines breiten, hellen Strahles, der in den intergalaktischen Raum eine Schneise schlägt. Von dort sehe ich ein Objekt auf mich zukommen, einen scheibenförmigen grauen Brocken, den ich zuerst für einen Kometen halte, der sich jetzt aber als ein Kieselstein entpuppt. Den muss der Statthalter hier zurückgelassen haben. Ich fange ihn auf und stecke ihn in eine der Taschen meiner Leggings.

Da springt das Neltie an. Ling scheint meine Wiederbelebung nicht entgangen: „Bis zu dem Leck werden wir nullometrisch navigieren“, klingt es putzmunter, „dann schalte ich wieder zurück in die geotranslatorische Navigation, um ein stückweit auf der aus der Milchstraße sprudelnden Wasserstofffontäne der Magellanschen Wolke vor uns entgegen zu surfen.“

Ey, ey, Maat! – denke ich und frage mich, was ‚nullometrisch‘ in N0ll, der Sprache der Nuller, bedeutet; ob der Begriff ein semantisches Entgegenkommen ist, das zum Behufe einer besseren Verständlichkeit sich in den Sprachgebrauch des Deutschen einordnet, und ob die darin insinuierte Abschätzigkeit gegenüber Ling und seinesgleichen erhalten bleibt, oder sie schon bei der Hin-Übersetzung als Leerstelle in der Lexik verlorengeht.

„Eine Vorwärtsbewegung wie die Translation, die nicht raumzeitinvariant ist, verursacht mir Übelkeit, weil meine Vorfahren zur Überbrückung derartiger Distanzen rollend den Drehwurm bekamen“, unterbricht Ling meinen Gedankengang, „Seit die Nullometrie diese primitive Form der Bewegung überflüssig gemacht und wesentlich schnellere, vor allem aber bequemere Formen der Fortbewegung hervorgebracht hat, rollt von uns niemand mehr. Bei einem Rückfall aber in eine Art prädisruptiver Technik, wie bei translatorischen Reisen, kann es vorkommen, dass völlig anachronistisch, sozusagen im toten Winkel der Phylogenetik die Translation als Rotation erlebt wird, und deshalb vereinzelt unsereinem übel wird. Das bitte ich zu entschuldigen. Beim Ritt auf der Fontäne werden aber Turbulenzen auftreten, die die translatorische Fahrt des Gleiters auffangen. Mit Übelkeit ist also nicht zu rechnen.“

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 047 Version 14.0
by User: Mace

Die nullometrische Navigation berührt den Kern der N0ll-Theorie und ist in Fachkreisen am heftigsten umstritten. Unstreitig scheint nur zu sein, dass sowohl der Raum als auch die Zeit als gekrümmt angenommen werden. Woher die doppelte Krümmung kommt, ist dagegen Gegenstand kontroverser Publikationen.

Von einem Physikerkollektiv an der städtischen Universität Krähwinkel wird in einem vor meinem Abflug erschienenen Artikel mit dem nichtssagenden Titel ‚N0ll - The essential Nothing' die These vertreten, dass in der kosmologisch verbotenen zeit- und raumlosen Zone vor der Entstehung des Universums sämtliche Dimensionen wie Materie und Antimaterie – sich gegenseitig annihilierend – ineinander aufgerollt waren und aufgrund einer unerklärlichen Asymmetrie vor 13810404263 Erdjahren begonnen haben, sich entlang einer führenden Zeitachse modulo 3 aufzufalten, was zur Expansion des Universums und seiner vierdimensionalen Wahrnehmung geführt habe. Zeitangaben seien deshalb doppelt relativ: erstens zum Bezugssystem und zweitens zur Lage innerhalb des Bezugssystems.

Weil von der nicht messbaren Auffächerung der eingerollten Dimensionen auch die Zeit betroffen ist, kann es theoretisch zu einer Überlappung zukünftiger und vergangener Ereignisse kommen. Demnach folgt die räumliche Bewegung einer von der Stärke der Zeit abhängigen Wahrscheinlichkeitsverteilung, sodass ein Teilchen potenziell zu allen Zeiten sich an einem bestimmten Ort – innerhalb der Grenzen der quantenmechanischen Unschärfe – befindet und erst die Messung der Eigenzeit eines Teilchens darüber entscheidet, ob das Teilchen an diesem Ort gewesen ist oder sein wird. Was sich über den zeitlichen Verbleib eines Teilchens sagen lässt, ist nur die Wahrscheinlichkeit dafür, seine Anwesenheit zu einem bestimmten Zeitpunkt zu messen.

Die Überlagerung seiner Anwesenheit vor der Messung erlaubt eine temporal-differenzielle Beschreibung (die ‚Biographie' des Teilchens) im Kontinuum mit den Mitteln der Analysis, d.h. unter Verwendung des Riemann-Integrals von minus Unendlich bis plus Unendlich bei Ausschluss des Nullpunkts. Allerdings könne die Zeit als Differential nicht mehr länger ein bloß passiv Folgendes (lat. sequndum) sein, sondern müsse fürderhin als ein aktiv Führendes (lat. ducendum) gelten, damit die – in einer Fläche (unter dem Integral, d.h. in Wahrscheinlichkeiten) statt in einer Linie (dem bisherigen Zeitstrahl) angegebene – Stärke der Zeit, den Raumdimensionen eine Richtung vorzugeben, gebührend zum Ausdruck komme, und folglich die Dukende die Sekunde in den Lehrbüchern der Physik ablösen.

Bezogen auf die Navigation komme es den Krähwinklern zufolge auf eine effektive Manipulation der Zeit an. Gelinge es, eine Kraft aufzubringen, die der Eigenzeit vollständig entgegenwirkt, könnte man sich ausschließlich in den drei Raumdimensionen bewegen, indem man diese so auffächere, dass an der Destination ein Potenzialminimum entsteht, dem je nach Tiefe des Potenzials der Raum aus der unmittelbaren Umgebung zufließt. Auf diese Weise könne man ein Teilchen mit gleicher Geschwindigkeit an beliebigen Raumkoordinaten – nah oder fern – materialisieren, was der Überwindung größerer Distanzen entspreche, ohne einen Schritt zu tun. Statt selbst zu laufen, komme einem der Ort entgegen. Die erforderliche Gegenkraft lasse sich theoretisch aus der Eigenzeit anderer Teilchen gewinnen, indem deren Richtung um den gewünschten Betrag umgebogen bzw. gekrümmt wird.

Dies sei in einem mehrfach replizierten Experiment gelungen. Die Physiker wollen ein in einer Elektronenfalle isoliertes Elektron allein durch Manipulation der Zeit mittels 23 md (Millidukenden) um 7 Ångström aus der Falle verschoben haben. Das sei ein nie dagewesener Durchbruch, der es der Menschheit demnächst erlauben werde, sich aus eigener Kraft nach Alpha Centauri zu begeben und Krebszellen selektiv und nichtinvasiv aus non-malignem Gewebe zu entfernen.

Dem widerspricht eine Graphikdesignerin aus Rangun. Ihr Epoche machender Aufsatz, der mit „Suny nhang suueat kyarr m luumyoerayy shu htaw ng mha kyany par" überschrieben ist, was so viel heißt wie „Die Null und ihr Geschlecht aus ethnischer Perspektive", kommt in einer dialektisch-assoziativ erörterten Unterdrückung der Null bei den Nullern zu dem überraschenden Schluss, dass der Nuller ersetzt werden müsse durch die Null, und kein Volk im Universum in Freiheit leben könne, solange die Null, nur weil sie weiblich ist, bei den Nullern kein Bürgerrecht genieße. Vielmehr ermächtige ihr Geschlecht die Null zu einer umfassenden Gleichbehandlung: sie sei zu verwenden wie alle anderen Zahlen, von denen schließlich keine einzige männlich sei und daher auch nicht androgynisiert werden dürfe, wofür die mit Preisen überhäufte Autorin gar nicht so nebenbei auch Tendenzen in der Geoarithmetik menschlicher Zahlen-

theoretiker aufgespürt haben will, die sie in dem viel zitierten Satz pointiert zusammengefasst hat: „Dass bei uns die Null nicht unter dem Bruchstrich stehen darf, ist der männliche Gipfel jeder Phallunterscheidung und als Diskriminierung für den Fortbestand der Arithmetik gravierender als ihre Unvollständigkeit."

Erwähnenswert ist der Aufsatz aus meiner Sicht nicht wegen des viral gegangenen Satzes, sondern aufgrund der Anwendung komparatistischer Methoden auf kosmologische Fragestellungen. In einer lange unbeachtet gebliebenen Passage verlagerte die Rangunerin die Raumzeitstruktur kühn von physischen Zuständen in kommunikative Prozesse, wodurch Fragen beantwortbar wurden, deren Beantwortung die Krähwinkler noch ausgeschlossen hatten, beispielsweise die nach der experimentell kontrollierten Krümmung der Zeit, weshalb Monate später ein Mathematiker aus Kigali die Grundidee wieder aufgegriffen hat, die darin besteht, dass Sprache die Zeit krümmt wie die Masse den Raum, bzw. Zeit nichts anderes ist als verschieden organisierte Information. Von dieser Hypothese war es nur noch ein kleiner Schritt zu der Erkenntnis, dass die sprachliche Kommunikation in Lichtimpulsen erfolgt, die nicht als Photonen die Zeitkrümmung bewirken, sondern als charakteristisches Wellenmuster die Zeitkrümmung sind; eine Erkenntnis, die der Erforschung von N0ll große Fortschritte beschert hat.

Diesmal ist die Übelkeit an mir, aber sowas von! Von wegen die Einzelbewegungen kompensieren sich auf dem Gasstrahl – seit wir uns von dem Leck der Milchstraße mitspülen lassen, werde ich durchgeschüttelt wie ein Ramos Gin Fizz von einem Barmixer auf Steroiden. Beschleunigt mich ein Wirbel nach links oben, zieht es mich wenige Hundertsteldukenden später nach rechts unten, bevor es mich wieder nach oben schleudert; ich bin kaum rechts angekommen, werde ich nach links gerissen, völlig unvorhersehbar; die Zeitintervalle zwischen einer Richtungsumkehr sind durchgehend verschieden lang, sodass ich chancenlos bin bei der Vorhersage des Zeitpunktes, an dem ich abrupt abgebremst werde, sonst hätte man den Ritt auf dem Strahl durchaus mit einer Achterbahnfahrt vergleichen können. Im Mittel, das ist zwar richtig, bewege ich mich nicht von der Stelle, aber ich bin eben nicht der Durchschnitt meiner Aufenthaltsorte, sondern ich

koste jede Strecke bis ans Limit aus. Deshalb bin dieses eine Mal ich dankbar, als Ling wieder den nullometrischen Gang einlegt. Diese Form des Fortbewegens hat etwas Psychedelisches, wie der Roadtrip in dem Film „Fear and Loathing in Las Vegas“, den ich mir eines Nachts mit Deniz nach drei hart umkämpften Runden Matratzensports auf dem Futon reingezogen habe.

Tatsächlich scheinen wir das Gröbste hinter uns zu haben und endlich auf Kurs zu sein. Der SamSarah gleitet geschmeidig und geräuschlos dahin durch ein Stecknadelmeer auf schwarzem Samt. Die Stille hat etwas Beglückendes. Ich stecke mir eine Zigarette an und frage mich, während ich den Rauch durch Nase und Ohren entweichen lasse, ob Ling, was mich betrifft, richtig gebrieft wurde und komme zu dem Schluss, dass jetzt, wo alles harmonisch läuft, der richtige Zeitpunkt gekommen ist für eine kleine Vorstellungsrunde.

Ich bin Mace“, hebe ich an, „‚Matze‘ gesprochen oder ‚Matsche‘, nicht ‚Meis‘.“ Kunstpause. „Mace ist nicht mein registrierter Name. Registriert bin ich als Mannfred Moussalah Acunoğlu.“ Ich lege eine weitere Kunstpause ein, bevor ich den einstudierten Text abschließe: „Ich komme aus Stuttgart, bin männlich, 37 Jahre alt, geschieden und Industriekaufmann von Beruf.“ Pause. Und nochmal Pause. Dann erst reagiert Ling, ziemlich steif, wie ich finde: „Sehr angenehm, freut mich.“ Pause. Na, und? Kommt noch was? Bin ich hier der Alleinunterhalter?

Nach einer weiteren gedehnten Pause entschließe ich mich, dem Nuller auf die Sprünge zu helfen: „Ist es okay für dich, wenn ich Ling zu dir sage?“

„Ja“, kommt es einsilbig aus dem Neltie zurück.

„Wie heißt du denn wirklich?“

„Ich habe keinen Namen.“

„Du hast keinen Namen?“

„Nein.“

Ob er meinetwegen verstimmt ist? Ich lasse nicht locker: „Deine Freunde werden dich doch mit deinem Namen rufen?“

„Nein, tun sie nicht.“

„Soll das heißen, dass du null Namen hast, ein Niemand bist?“

„Der Irrtum könnte größer nicht sein. Die Partikel ‚Kein‘ und ‚Niemand‘ haben in N0ll keine modallogische oder referenzielle

Funktion. In einer wesentlich durch Referenzen strukturierten Sprache wie dem Deutschen sind Namen und Personalpronomen Vektoren, die auf einen Punkt, ihren Referenten, verweisen.“

Erst ist ihm schon der bloße Smalltalk zu viel, und dann überrollt er mich mit einer lexikalischen Lawine, wundert es mich.

„Übertragen in eine solche Sprache würde man bei uns sagen, dass ‚Ich‘ oder ‚Mace‘ Tensoren eines Feldes sind, das an seinen Enden mehr oder weniger steil abfällt, niemals aber null wird."

Aha. Ich gebe mich geschlagen, runzle aber die Stirn zu einer nachdenklichen und doch verständigen Visage.

„Also Ling?“

„Ling!“

Irgendwie hatte ich geglaubt oder zumindest gehofft, von Lings überragendem Wissen mehr zu profitieren. Pustekuchen. Sieht so aus, als müsste ich mir auf dem mühseligen konventionellen Weg erst einmal selbst ein gewisses Wissensniveau erarbeiten, um mich intellektuell auf eine Höhe zu stemmen, von der aus ich wenigstens die Schwelle zum Eingang seines monumentalen Theoriegebäudes – wenn auch nur behelfsmäßig – erklimmen kann. Dann würde ich den Sinn der Antworten auf meine Fragen, die mir das Leben in die Eingangsschale der zu bearbeitenden Aufträge gelegt hat, wenigstens erahnen können. Denn die Gelegenheit, Ling diese Fragen zu stellen, möchte ich eigentlich nicht ungenutzt verstreichen lassen.

Von der Warte meines künftigen Wissenshorizontes motiviert schwinge ich mich vor die Konsole und zünde mir, solange der Rechner bootet, die Zigarette wieder an, die ausgegangen war, weil ich während des ‚aufschlussreichen‘ Gesprächs mit Ling völlig vergessen hatte, an ihr zu ziehen. Versonnen blicke ich in die Tiefen des Alls durch die Frontscheibe, in der sich die beiden Schleusen spiegeln. Weil deren Verwechslung so fatal ist, dass über ihnen unübersehbar in rot leuchtenden Großbuchstaben Warnschilder angebracht sind, links EXIT für ‚Ausgang‘ und rechts US für ‚Ultimate Safeguard‘, habe ich die ausgeschriebenen Bezeichnungen daneben auf orange fluoreszierenden Haftnotizen angebracht, sicherheitshalber; man weiß ja nie.

Als ich durch den blauen Dunst rüber auf den Monitor blicke, fordern mich die digitalen Überreste von Sam zu einer Eingabe auf. Dazu pflanze ich die Tarnkappe auf meine Braids auf und denke konzentriert den Begriff ‚Referenzen in N0ll'. Doch statt grammatischer Erläuterungen bekomme ich eine animierte Ausgabe des Global-Gay-Kamasutras vorgesetzt. Was ja okay ist und nicht uninteressant, weshalb ich mich zuerst an den phantasievoll bewegten Bildern erfreue, bis mir der Irrtum bewusst wird; dann ärgere ich mich demonstrativ über die Dysfunktionalität des Systems und konzentriere mich erneut auf die Referenzen, von denen Ling gesprochen hatte. Diesmal erscheint bildfüllend der nackte Oberkörper eines berüchtigten Mechapiloten. Ich fühle mich ertappt. Um meine Hirnströme doch noch auf Linie zu bringen, sporne ich mich zu einer noch fokussierteren Konzentration an, indem ich die Augenbrauen zu einem flachen Dreieck ohne Hypotenuse zusammenziehe. Als sich daraufhin ein Datingportal für Schwule öffnet, gebe ich auf und tippe ‚Referenzen in N0ll' von Hand ein. Zwar funktioniert die Suche diesmal, aber das Resultat ist genauso enttäuschend.

Zum Thema N0ll steht in einschlägigen Rubriken Vieles über formalen Kongruenzen von Grammatik und Weltbild, über die Logik ihrer verborgenen Tiefengrammatik, ja selbst über Grammatik und Notdurft, nirgends aber auch nur ein Wort darüber, worauf sich die grammatischen Elemente beziehen. In der Regel münden diese Beiträge früher oder später in Spekulationen über die Möglichkeiten, die eine Auffächerung der Raumzeitdimensionen angeblich bieten soll. Dazu sind nicht nur Hunderte von wissenschaftlichen Abhandlungen erschienen, zum selben Thema gibt es auch ein gutes Dutzend abstruser Balladen, in denen die Nuller in kaum merklichen Variationen auf Gravitationswellen zum Angriff auf die Erde reiten, wo sie heroisch von Al-Skede zurückgeschlagen werden.

Gerüchten zufolge soll sich sogar jemand an die Niederschrift eines Romans zum Thema gewagt haben, in dem es um die Abenteuer eines schizophrenen Lackaffen geht, der auf dem Weg sein soll zum rätselhaften Megasonnensystem der Nuller, einem, wie es heißt, mythenumrankten Paradies; ein Weg, der sich als Chikkyudo bereits zu einer festen kulturellen Größe gemausert und zahlreiche Cos-Kosmosplayer auf den Plan gerufen hat, obwohl bisher und bis hier-

her von dem Weg kaum mehr aus der Textschmiede ruchbar wurde, als dass der Einstieg in ihn gehörig misslungen ist.

Soll er nur machen. Aber das letzte, das sowas von allerletzte, was ich lesen würde, wäre ein Roman, der, angekündigt als große Weltraumoper durchs ganze Universum, schriftstellerisch nicht einmal mit dem Klangkörper einer minigalaktischen Kammermusik im Fornax aufwarten kann, weil letztlich allein der schnöselige Autor mit dem Schreibgriffel als Taktstock die Bühne betritt, wo er das Klavier-Solo eines einarmigen Pianisten dirigiert, der, dazu angeleitet, monoton auf dem C herumklimpert, als säße er in einem Laborofen der organischen Chemie. Wenn ich schon lese, dann sicher keine Schundliteratur! Wobei es einer echt unabhängigen, freidenkerischen Doktorarbeit bedürfte, um Schund und Literatur kategorisch annähernd trennen zu können. Das ganze Geschreibe ist doch im Grunde ein notorischer Rohrkrepierer, der Totenkult nekrophiler Perverslinge, die eine lebendige Sprache zu Grabe tragen in Särgen, die sie aus toten Buchstaben zimmern. Sollen die sich beerdigen lassen oder ihren Urnen und Herbarien huldigen, ich halte mich ans Feuer, an die Blüten, ich wähle die Freiheit! A Mace rocks!

Ich bin und werde kein Prof, der unter Zeichenlawinen begraben von einem Text zum nächsten hechelt, eine Literaturliste abarbeitend, die umso länger wird, je mehr Texte er liest, weil jeder Text bandwurmartig auf andere Texte verweist, sodass das zu Lesende immer eine Potenz ist des Gelesenen. Und das nur, um eine Option auf ein Zitat zu haben, wo doch jeder weiß, dass dank der ubiquitären Urheberrechtsanwälte Zitate Mundraub sind; ganz abgesehen davon, dass es mir im Traum nicht einfiele, mich mit den Worten anderer zu knebeln. ‚Lesekultur' ist der einzig mir bekannte Begriff, der zugleich Oxymoron und Euphemismus ist und der folglich treffender als Leseirrsinn wiedergegeben wäre. Dieser Irrsinn erreicht seinen Gipfel, wenn Menschen nur noch lesen, um dafür soziale Anerkennung zu finden. Die tun mir echt leid. Die stehlen sich aus der Gemeinschaft, um zu lesen, und nach dem Lesen wollen sie eben wegen des Lesens wieder in just dieselbe Gemeinschaft aufgenommen werden. Hallo? Jemand zu Hause? Nur weil ein paar durchgedrehte Psychos in Lesehöhlen an abzählbaren Zeichenkombinationen ihrem pathologischen Solipsismus frönen, muss man ja nicht gleich soziale Hierarchi-

en nach der Belesenheit einer Person abstufen. Also nee, damit kann ich nichts anfangen, echt nicht.

Wie schnell man sich in Rage denkt! Dabei wollte ich doch nur N0ll ein bisschen besser verstehen; ich ersehe aber an meiner Reaktion, dass ich dazu nicht mit den Grundlagen beginnen sollte. Und vor allem sollte ich mein Verständnis nicht von der Lektüre Anderer abhängig machen. Das Beste wird also sein, ich halte mich doch an die Primärquelle und frage einfach Ling. Nur mit welcher Frage anfangen? Und bei welcher Frage stehen die Chancen am höchsten, dass ich die Antwort auch verstehe? Keine Ahnung. Wie so oft. – Mir entgeht nicht, wie im Schatten dieser winzigen Ernüchterung auf leisen Sohlen ein zaghaftes Zögern durch die Hintertür meiner kleinen Schwächen schleichen will, um im Atrium der großen Schwächen herumlümmelnd zu einer gestandenen Lethargie auszuwachsen. Aber nicht mit mir, nicht mit Mace! Ich reiße mich zusammen: Schließlich habe ich die Freiheit gewählt; ich bin ein Mann der Tat! Indeed: Deed it is, and deed shall it be.

„Was bringt mir denn das Fummeln an den Dimensionen, ich meine, was kann ich mit diesem Raum-Zeit-Origami alles machen?“, höre ich mich provokativ, vielleicht eine Spur zu überheblich fragen.

„Alles“, kommt es prompt zurück.

„Alles? Wirklich alles?“

„Nicht alles Alles. Auch für Metaphysiker gilt der Rechtsgrundsatz ‚Nemo ultra posse obligatur‘.“

„Was also alles?“

„Alles, was sinnvoll produziert werden kann. Rosa Elefanten: ja – Schwarze Löcher: nein.“

„Und wann ist etwas sinnvoll produzierbar?“

„Dann, wenn es sich sinnvoll sagen lässt. Die Temperatur einer Sonne: ja, die Temperatur eines Wasserstoffatoms: nein.“

„Das heißt, mit den richtigen Faltungskniffen kann ich überall hingelangen?“

„Wenn die Destination sinnvoll ist. Reisen in der Zeit: ja, Reisen ins Glück: nein.“

Weil mir dieses binäre Satzrochaden schon wieder über den Kopf zu wachsen drohen, sage ich leichthin: „Dann lass uns doch einen Abstecher in die Vergangenheit machen!“

Nehcam Tiehnegnagrev eid ni Rehcetsba nenie hcod snu ssal nnad! – Wow, wow, das ist der reinste Wahn! Die Attraktion schlechthin im abgefahrensten Freizeitpark des ganzen Universums! Als hätte mich der Zeitpfeil am Schlafittchen gepackt, um mich mit der Nase voran durch mein gut gefülltes Sündenregister zu ziehen. Ich höre Ling rückwärts sprechen und sauge durch meine Zigarette den ganzen Rauch in der Kabine auf. „Weiter, weiter“, rufe ich begeistert wie ein kleines Kind, das auf den Schultern seines Vaters reitet. – Sefpot sed Eties netdnaweguz rim red fua nhi egitsefeb dnu Lettez netsrebo ned fua Etoyep sed Neman ned tfahnessiweg elztirk, ‚Ebutsbierhcs‘ red sua Tfitszlif nenie dnu Nezitontfah renürgnoen Kcolb nenie elgna hci. – „Weiter!“, feure ich Ling frenetisch an, gleich einem Cheerleader auf glühenden Kohlen. – Nienih hcim ethcuw dnu fua Knabztis red neben nhi eppalk, rovreh Lhutsllor ned eheiz, Ztisredrov ned retnu hci efierg nnad. – „Moment! Ich muss dem Statthalter unbedingt noch ein Steinchen in den Weg legen“, triumphiere ich wie toll. – ‚Siem‘ thcin, ‚Ehcstam‘ redo nehcorpseg ‚Eztam‘, Ecam nib Hci. – „Hehehe, stimmt genau!“ – Nehcsuarrebürov ecyoRe sed Nebiehcsretsnef netlegeipsrev ned na Rehcuärtslesah dnu Nekrib dnerhäw, nekned uz na hci eztes – hci Muraw? – „Halt, halt an! Nicht noch weiter vorne anfangen“, rufe ich erschöpft, „Ich glaub‘s dir! Ich glaub‘s dir ja! Bring uns wieder zurück auf die Seite der Dimensionen, auf der ich in der Gegenwart von vorhin bin!“

Dort angekommen habe ich noch immer Gänsehaut. Ich bin beeindruckt, aber sowas von! Falten macht Spaß! Mehr noch als Pariten. Vor allem in der vierten Dimension, da erlebt man alles in Zeitraffer. Ich bin höllisch versucht, desgleichen Unternehmen in die Zukunft vorzuschlagen. Aber jetzt zittern mir noch die Hände; ich muss mich erst wieder beruhigen. Sack Zement, was 'ne Gaudi! Fortgeschrittene Falter können bestimmt über ihre Geburt hinaus zurückfalten, vielleicht sogar bis zum Urknall – wenn sie dort Augen finden, die ihnen einen Blickwinkel eröffnen auf das uranfängliche Ereignis. Dann könnte man in jedem Fall besser beurteilen, ob es einen Urknall gab

oder nicht. Es finden sich nämlich genug Stimmen, die eine Revision der kanonischen Kosmogenese fordern. Jetzt, da man den Beweis in Händen halte, dass eine Manipulation der Raumzeitdimensionen möglich ist, so ihre Argumentation, gebe es keinen Grund zu der Annahme, dass die Dimensionen jemals unbeeinflusst waren; vielmehr sei davon auszugehen, dass sie manipuliert sind und das immer schon gewesen sind, sodass alle Raumzeitkonfigurationen als gleichberechtigt zu betrachten seien, solange unklar bleibt, welchen Zweck die Manipulationen verfolgten.

Ein dumpfes Klopfen lässt mich aufhorchen. Wer klopft da? Ich höre noch einmal genauer hin: nichts. Dabei hätte ich schwören können, dass jemand angeklopft hat und zwar so, wie jemand anklopft, der damit um Einlass bittet. Verrückt! Ein Nachwehen der Zeitreise? Das neuronale Artefakt eines Raumfahrers, der uns aus der Zukunft besuchen kommt? Das rationalisiere ich schleunigst weg aus meinem geschundenen Nervenkostüm: Stünde jemand vor der Eingangsluke, dann wäre ihm längst das Blut in den Adern verkocht. Trotzdem bedauere ich, dass es keinen Türspion gibt. Dann hätte ich hindurchgeschaut, was mich mehr beruhigt hätte als jede astrophysikalische Erklärung. So aber schwelt die Beunruhigung weiter. Bevor das Blut in meinen Adern zu sieden beginnt, kommt mir der Gedanke, dass wahrscheinlich einfach nur die Weltlinie eines Gesteinbrockens die Weltlinie des 911ers berührt hat, was wir nicht sehen wohl aber hören können. Beim Falten bewegt man sich prosto pronto, zu schnell, als dass man einen Stern aus der Nähe betrachten könnte, geschweige denn Kometen oder Bruchteile davon. Ling wirkt jedenfalls nicht beunruhigt. Dann sollte auch ich mir keine Sorgen machen und mich angenehmeren Dingen zuwenden: meinen Fluppen.

Ich hole Nachschub aus dem Karton und bringe gleich einen Kaffee im Schnabelbecher mit. Außerdem kommt eine neongelbe Haftnotiz mit der Aufschrift ‚3 x klopfen' an die Eingangsschleuse. Zuhause würde ich jetzt die Füße hochlegen, aber das erübrigt sich ja in der Schwerelosigkeit. In einer schwarzen Schwerelosigkeit, präzisiere ich meinen Gedanken, als auf ein Uhr sich ein Sternennebel vor mir aufbaut, der aussieht wie ein gekipptes Stundenglas, durch das blaues Licht rieselt. Ich vermute sehr helle Sterne im Zentrum des

Nebels und schaue auf der Bordanzeige nach, wo ‚Bumerang' zu lesen steht. Also einen Bumerang kann ich darin wirklich nicht erkennen. Ich frage mich, wie wohl Deniz diese Formation der Sterne interpretiert hätte. Interpretationen aller Art sind seine Stärke, ein echter Kreativling – schon immer. Auf der Schule hatte er überall Bestnoten, wohingegen ich das Schicksal der meisten geteilt habe, Durchschnitt zu sein.

„Hach", seufze ich, so kreativ in allen Dingen, aber sowas von allen, und dabei auch noch so gutaussehend. Die Erinnerung ist noch so lebendig, dass ich meinen geschiedenen Ehemann plastisch vor mir sehe mit der Pigmentstörung im dunklen Haar, links über der Stirn: eine Sternschnuppe in der nach hinten gegelten Frisur, durch die er immer wieder mit seinen schmalen Händen fuhr. Kaum zu glauben, dass er damit tagtäglich Hanteln in der Mucki-Bude gestemmt hat.

Begegnet bin ich Deniz vor ziemlich genau 17 Jahren auf einer Erotikmesse in Pforzheim, wo der frischgebackene Goldschmiedegeselle einen Stand für Intimschmuck betreute, der mit einem beachtlichen Sortiment auf sich aufmerksam machte. Damals hatte er ein Verhältnis mit seiner Chefin und Meisterin, einer wasserstoffperoxidblondierten Japanerin mit Pagenschnitt: Otoko, eine schmächtige Mittfünfzigerin, gekleidet in einen hautengen Pythonlederoverall, umgab die unwirkliche Aura einer reptilienhaften Epiphanie auf Beutezug. Ihre smaragdgrünen Augen mit den zu Cat Eyes gelaserten Pupillen erkannte jeder sofort als die Augen einer heimtückischen Jägerin, die es mit lautlosen, geschmeidigen Bewegungen versteht, die tödliche Eleganz der Jagd mit der stolzen Unnahbarkeit ihrer Ausübung zu verbinden, so als könne beim Beutemachen niemand zu Schaden kommen. Selbst das üppige, nicht in ihrer Werkstatt gefertigte Silikonkunstwerk, das Otoko unter einem filigran gearbeiteten Diamantcollier freizügig zur Schau stellte, tat der bescheidenen und grazilen Leichtigkeit ihrer Gesten keinen Abbruch, mit denen sie Ringe, Kugeln und Kettchen zurück in die Auslage schob und Deniz zärtlich den Rücken tätschelte. Mir war sofort klar, dass die beiden ein Paar waren.

Ich aber hatte Augen nur für Deniz. Es war einfach Liebe auf den ersten Blick, ich schwöre. Mich faszinierten von Anfang an die fein-

gliedrigen, bis zu den Knöcheln golden und silbern beringten Hände, die ich schon damals so gerne auf meiner Haut gespürt hätte – und bis heute spüren kann. Ich konnte gar nicht anders, als meinen Rollstuhl durch die gaffende Menge an Denizens Warentisch zu drängen. Auf der Höhe schmuddeliger Rockschöße bewunderte ich die Hände des unbekannten Beaus vom Flaum auf den Handrücken bis zu den Fingerkuppen mit den säuberlich zu spitzen Krallen zugefeilten Nägeln. Währenddessen glitt durch meine Hände achtlos kühles Geschmeide, dessen Verwendung ich beim besten Willen weder erahnen konnte noch zu erfragen mich getraute. Wie eng Lust und Folter zusammenhängen, sollte ich, oder eigentlich Deniz, erst später erfahren. Dafür aber so richtig.

Vorgestellt hat sich mir Deniz als O'Nan, ein Künstlername, den er sich auf Drängen Otokos zugelegt hatte. Ein Name, der ihm insofern zupasskam, als er weder ein S noch ein SCH enthält, deren Aussprache ihm aufgrund einer pfeifenden Lücke zwischen den Vorderzähnen große Schwierigkeiten bereitet; man könnte sagen: er lispelt. Er lispelt so schön, er lispelt so erotisch, ja, seinem Lispeln verdankt er es, dass ihm eine vollständige Assimilierung an die schwäbische Kultur erspart geblieben ist. Was haben wir herumgealbert: „In Zhtuttgart einen Zchachlikzpiez ezzhen" oder „Zho zchön zhollte Zhex immer zhein" waren wiederkehrende Sätze, mit denen ich ihn liebevoll aufzog, bis, ja bis zu dem Tag unserer unrühmlichen Trennung, dem Tag des tragischen Unfalls und seiner unausweichlichen Konsequenzen; seit unserem Sphincter-Gate habe ich Deniz nicht mehr wiedergesehen.

Schwermut macht sich in mir breit, so schwer, dass ich vermeine, auf die Tischtennisplatte unter mir zu sinken. Mit glasigen Augen nehme ich einen zu großen Schluck vom Kaffee, der heißer als stark ist, verbrenne mir prompt die Zunge und verschlucke mich. Ich huste was das Zeug hält. In Konkurrenz mit dem trockenen Husten zieht der Schwermut den kürzeren, und noch bevor ich ihn ganz weggehustet habe, liege ich schon wieder träumerisch in den Armen meines Deniz. Eine solch innige Verbindung zwischen einem einfältigen Krüppel und einem hochbegabten Goldschmied hätte sich nicht einmal mein engster Freundeskreis schlüssig erklären können – hätte ich je enge

Freunde gehabt. Umso enger war ich mit Deniz. Jede erdenkliche Erdenminute haben wir gemeinsam verbracht und waren, rückblickend würde ich sagen: glücklich.

Regelmäßig machten wir, ich meist im elektrischen Rollstuhl und er auf dem Pedelec, Ausflüge in den Schwarzwald zum Geocaching. Das Geocaching hat längst den Charakter einer Studienreise hinter sich gelassen und ist mittlerweile einem Proseminar in Heimatkunde durchaus ebenbürtig. – Auch etwas, das uns Menschen ohne KI entgangen wäre. Denn als Kai II den Personenfernverkehr zur Rettung des Klimas weitestgehend eingestellt hatte, kam auch der Pauschalreisen-Tourismus zum Erliegen – freilich erst nach den blutigen Aufständen einer Armee Hawaii-Hemd-bewehrter Schmerbäuche in Bermudashorts mit Strohhut und Goldkettchen, die sich zur Verteidigung des heiligsten aller Menschenrechte berufen fühlte und in verlustreichen Schlachten dieser Berufung bis aufs Messer nachkam. Erst als diese Partysanen in den größten verzeichneten und über Jahre andauernden, noch dazu nicht von Al-Skede angeführten, angeblich aber befeuerten, Aufständen ihren Märtyrertod auf Mallorca gestorben waren, radiierten die Geocache-Ausflüge geradezu zu einer kosmopolitischen Institution, die heute niemand mehr missen möchte.

Die Geocache-Bewegung markierte den Aufbruch einer an der globalen Transformation gescheiterten, schließlich von außen revolutionierten Kultur zu ihren autochthonen Wesenszügen, um in ihnen ihre schicksalhafte Bestimmung und Verwirklichung unter der Fremdherrschaft der KI zu finden, den universalen Humanismus vollendend in einem regionalen Humanismus, der von der Existenz in die Residenz, vom Existenzialismus in den Sozialismus führte. Die Leute brachen auf in Wald, Feld und Flur mit Becherlupen, Keschern, Dosimetern und Lackmusstreifen im Tornister, durchwühlten Archive und Akten in Dörfern und Städten, filmten und photographierten alles, was ihnen vor das Vidphone kam; sie recherchierten Stammbäume, führten sie im Yggdrasill-Projekt zum Menschheitsbaum zusammen, verknüpften Personen mit Gegenständen und Ereignissen, kurz: sie machten aus Stadt- und Dorfgeschichte Weltgeschichte.

Wie eine Riesenflotte flinker Weberschiffchen schießen seitdem die ehrenamtlichen Zivilforscher unermüdlich durch die Nornenfäden

ihres Lebensraumes, die Heimat mit einem Wissensteppich überziehend, dessen Knoten so eng zusammenrückten, dass aus den Dilettanten schnell Spezialisten wurden, die professionell Kastelle und Pfahlhütten ausheben, die kartieren, registrieren und zählen, was an Mineralien, Pflanzen und Tieren in ihrem Lebensraum noch übriggeblieben ist; sie nehmen Gesteinsproben, messen die Temperatur der Luft, der Gewässer und der Böden zu jeder Tages- und Nachtzeit. Nicht nur Urkunden, auch Fahrpläne und Preisschilder, nicht nur Straftaten, auch Ordnungswidrigkeiten sowie Patente, Meisterschaften und Rekorde, alles, was die Heimat aufzubieten hat, ist in Geocaches hinterlegt, sodass kein Fleckchen übrig ist, von dem man nicht tagelang Spannendes erfahren kann. Die bürgerwissenschaftlichen Errungenschaften haben inzwischen, wenn auch nach langem Sträuben, selbst die widerspenstigsten Ordinarien nolens volens als Forschungserkenntnisse anerkannt, von denen alle profitieren, inklusive die Kais. Von Forscherdrang und Sammelenthusiasmus weniger Ergriffene, wie ich und Deniz, können dank der Breitenforschung durch ihre in ein genossenschaftliches Freilichtmuseum verwandelte Heimat spazieren und dabei ihren Horizont über die nächste Bergkuppe hinaus erweitern, – was wir in unserer reichlichen Freizeit nicht minder leidenschaftlich wie selten taten.

Nur ein einziges Mal haben wir einen Strandurlaub gemacht. In Düsseldorf, am großen Wehr – unser letzter gemeinsamer Urlaub. Was für ein Griff ins Klo! Ich habe ja nichts gegen Rheinländer, aber man wird ja wohl mal sagen dürfen, dass bei einer jährlichen Anzahl von Badegästen im siebenstelligen Bereich dem 43 km langen Sandstrand wenigstens ein einziger gottseliger Schatten spendender Baum nicht schaden würde, auch wenn der Stadt dadurch täglich die Einnahmen für ein Badetuch (2,1 x 0,7 m) entgehen, ein Verlust, den sie, wie die Einnahmen, mit Köln teilen darf. Deniz hat das nicht gejuckt. Er hat sich sieben Tage lang jeden Morgen auf sein schwarzes (!) Planquadrat inmitten des bis zur Domstadt reichenden Patchworkstreifens gefläzt und seinen Astralleib, eingehüllt in eine Dunstwolke aus Sonnencreme, Autan und Schweiß, von der Sonne rösten lassen zu einem in Teer gewalzten Teufelsbraten.

Ich habe das nicht nötig, ich bin von Natur aus braun, weshalb mir Deniz manchmal ins Ohr geflüstert hat, ich sei seine Zchokolade.

Geärgert hat mich an seinen Sonnenbädern eigentlich nur, dass mein Lover, dem es doch wirklich an nichts fehlt, mir selbst noch den Teint streitig machte. Richtig gestört aber hat mich dort die Nähe zu Otoko, die in Düsseldorf, wie ich weiß, Familie hat. Den ganzen Urlaub über hat mich die Sorge umgetrieben, dass sie am Strand auftauchen könnte; wiewohl ich natürlich gerne gesehen hätte, wie dann die Holländer – offiziell: von der USO anerkannte Klimaflüchtlinge aus den Niederlanden; inoffiziell: Hollender, das heißt Euripiden mit überdurchschnittlich großen Gliedern –, wie dann also diese Herren vom Schelf ihre Badehosenzelte aufgespannt hätten. Das höchste Zelt hätte ich mit einem feucht geträumten Preis belohnt.

„In wenigen Minuten erreichen wir HR 16561“, meldet sich Ling über das Neltie, „der Ausstieg befindet sich in Fahrtrichtung links.“ Ach was! Links? Dann sind wir mit Sicherheit noch nicht da. Erst wenn sich die rechte Pforte öffnet, heißt es Paradiso oder Inferno. Wenn sich die linke Pforte öffnet, kann sie wieder geschlossen werden und die Suche weitergehen. Ich bin also skeptisch, halte aber gleichwohl Ausschau nach dem Himmelskörper. Hier soll es sein? Hier funzelt noch nicht einmal eine 1,5 V-Taschenlampe in den Raum.

„Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass mögliche Schäden an Ihrem Körper nicht ausgeschlossen werden können, wenn Sie beim Hinausfalten keinen Raumanzug tragen.“

Das ist leichter gesagt als getan. Vorsichtiges Tasten bestätigt mir, dass die Beule zwar ein wenig abgeklungen, aber noch nicht ausgeheilt ist. Bis ich wiederhergestellt bin, wird es noch eine ganze Weile dauern, zumal ich mich mit Medikamenten kurieren muss, mit denen einst Hetepheres I einbalsamiert wurde; und so lange ich die Beule mit mir herumtrage, bringen mich keine zehn Pferde in einen Raumanzug. Es sei denn, es sei denn… Der Geistesblitz wirft mich fast aus der Bahn. Dass ich da nicht schon früher draufgekommen bin!

„Ich komme wegen einer Schwellung an der Schulter nicht in meinen Anzug“, sage ich listig, während ich mich aus dem Wollpullover schäle, damit die Beule sichtbar wird. Mit der rechten Hand deute ich darauf und frage erwartungsvoll: „Kannst du das beheben?“

„Das ist eine sinnvolle Frage."

Da bin ich mal beruhigt. Die erste Hürde scheint genommen. Gerade als ich rückfragen will, ob es auch eine sinnvolle Antwort gibt, werden wir vom Landesystem unterbrochen: „Ankunft in 3 Minuten."

Böse Erinnerungen wecken in mir ein Déjà vu: Geht der Scheiß schon wieder los! Kann sich die Welt nicht ein einziges Mal nach mir richten? – Notgedrungen kleide ich mich weiter aus. Bei der „2 Minuten"-Ansage zeigt der Stereolithograph mit einem grünen Blinken an, dass er etwas gedruckt hat; etwas, das sich beim Näherkommen als farblose Paste oder Creme erweist. Instinktiv schmiere ich mir damit die Beule ein. Vielleicht ist ja bis zum nächsten Mal – nächstes Mal? Ein nächstes Mal wird es nicht geben, aber sowas von nicht!

Missmutig schlüpfe ich in die Ärmel des Anzugs und bin bei jedem Millimeter, den die Arme tiefer in den Ärmel tauchen, darauf gefasst, dass die Beule an der Naht des Stoffes anschlägt und der Anzug an der Schulter wieder schmerzhaft klemmt. Aber nichts dergleichen passiert, und auf einmal bin ich durch, bin ich drin! „1 Minute." Ungläubig blicke ich auf mein Schlüsselbein und sehe mit Entsetzen eine Vertiefung, wo vorher die Beule war, und zwar in exakt denselben Ausmaßen. Aus der konvexen Schwellung ist eine konkave geworden, die nun schon schmerzt, wenn die Brust- oder Trapezmuskeln kontrahieren. Das ist doch! Was könnte ich mich jetzt schon wieder über den Zauberlehrling aufregen, koche ich, will das aber erst nach dem Landemanöver tun. Dann aber richtig! Wenn wir sicher gelandet sind, werde ich den Witzbold im Gegenzug mit schwäbischem Jähzorn zusammenfalten, aber sowas von! Grollend schließe ich den Reißverschluss des Raumanzugs, drücke die Klettbänder aufeinander und befestige am linken Unterarm den Transponder, der mich mit dem Bordcomputer verbindet, in einer Manschette mit Mikrophon und Display. „11 Sekunden." In aller Ruhe schraube ich den Helm fest. Es bleibt sogar noch Zeit zum Angurten.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 011 Version 1.0
by User: Mace

Der jüngste Eintrag zur N0ll-Sprache, den ich in den mitgelieferten Datenbanken finden konnte, ist beim Start meiner Mission ein halbes

Jahr alt gewesen. Ich frage mich in diesem Zusammenhang schon länger, ob erstens seither neue Erkenntnisse dazugekommen sind, ob zweitens diese Erkenntnisse sich halbwegs mit meinen Überlegungen decken, und drittens ob ich das jemals werde überprüfen können. Die Chancen für letzteres stehen schon deshalb schlecht, weil sich fast nur Informatiker und Mathematiker an der Diskussion beteiligen, seit sich der Kigaler Wissenschaftler eingeschaltet hat.

So auch im Falle des jüngsten Eintrages. Er stammt von einem 11-jährigen Informatiker aus Dublin, der vermutet, dass die Nuller sich unbemerkt in das quantenverkryptete Datennetz Kais IV opto-elektronisch eingeloggt haben, indem sie im Moment des Einloggens durch Dehnung der Zeit den von der Interferenz ausgelösten Kollaps der Wellenfunktion so weit hinausgeschoben haben, bis sie die Informationen decodiert und die zum Partikel geschrumpfte Welle wieder repariert, d.h. in ihren ursprünglichen Zustand versetzt hatten.

Das würde zumindest zu den Überlegungen der Physiker passen, dass die Raumzeitdimensionen sich mittels Lichtsignalen auffalten. Es scheint mir zudem vereinbar mit der Rangun-Hypothese, dass Information qua Lichtsignal äquivalent ist zu einer eindeutigen Zeitkrümmung; sodass sich der Inhalt von Informationen aus der Zeitstruktur ergibt, wie sich die Masse eines Körpers aus der Raumstruktur ergibt. Für mich besteht kein Zweifel, dass Nuller über das Licht kommunizieren und im Extremfall sogar Licht kotzen – und das hat einen Einfluss darauf, wie wir die Welt wahrnehmen. Außerdem ist Ling zufolge die Lichtverschmutzung in unmittelbarer Nähe besonders hell leuchtender Galaxien der Grund dafür, dass neuerdings, wenn auch kaum merklich, weil sehr selten und nur ganz kurz, unverständliche Geräusche unsere Gespräche überlagern wie das Rauschen eines Störsenders.

Zur Überzeugung, dass des Rätsels Lösung im Licht zu suchen ist, hat mich eine Entdeckung gebracht, die ich vor kurzem gemacht habe: sowohl auf der Innen- wie auch auf der Außenhaut meines SamSarah befinden sich laut Wartungskatalog filmdünne Schichten aus lichtempfindlichen Platten, deren Empfindlichkeit unterhalb des photoelektrischen Effekts eines Atoms im Grundzustand liegt und daher

kaum zur Stromerzeugung taugen dürfte. Wenn aber nicht zur Stromerzeugung, wozu sonst dienen die Platten dann, die şüphesiz zu den Extras zählen, von denen der Statthalter gesprochen hat? Welchen Zweck haben sie? Ich halte es für denkbar, dass Ling über die Platten zu seinen Artgenossen Verbindung hält. Wie er Körper durch den Raum falten kann, kann er bestimmt auch Informationen durch die Zeit falten.

Ich bin im Paradies. Zweifelsfrei. Eine Landschaft, die aussieht wie aus dem Bilderbuch – gesetzt den Fall, man schaut durch eine Infrarotbrille und hat ein Bilderbuch dabei. Hier ist es nämlich stockdunkel. Und kalt. Die auf dem Display angezeigte Temperatur von minus 179 Grad Celsius lädt ein zu behaglichen Abenden am offenen Kamin, – den man leider nicht entzünden kann, weil die Atmosphäre fast ausschließlich aus Stickstoff besteht und kein einziges Sauerstoffmolekül sich hierher verirrt hat. Stattdessen wabern hier Unmengen von Methan durch die unteren Schichten der Luft, als wäre der Boden des Planeten die Tanzfläche einer riesigen Diskothek. Tanzen wäre freilich bei 3 g ein knochenharter Kraftsport. Wer im Übrigen meint, mithilfe von Sauerstoff aus einer Kartusche das Feuerchen entfachen zu müssen, tut sich keinen Gefallen: ein Funke Sauerstoff würde genügen, nicht nur die Holzscheite im Kamin, sondern den ganzen Planeten in Flammen aufgehen zu lassen. Dann wäre dieses Paradies in einem lodernden Inferno verheizt infolge einer gewaltigen Explosion, die auch den größten Capitán aller Zeiten umhauen würde. Ich lasse mich einen großen Schritt für die Menschheit aus dem Rolli fallen – nach rückwärts, und ich sinke in den vom flüssigen Methan aufgeweichten Matsch hüfttief ein.

„Soll das ein Witz sein?“

„Pardon?“

Ah, jetzt tut er ganz vornehmen. Der Ling führt mich doch am Ring durch die Manege.

„Kannst du mir erklären, was diesen Ort paradiesisch sein soll?“

„Die Ruhe. Diese Ruhe ist einzigartig.“

Die Ruhe? – will ich sagen und merke, wie mir dabei die Augäpfel aus den Höhlen hervorquellen. Die Ruhe! Ich bin überwältigt von – der vielen Ruhe! Also sowas von ruhig! Vielleicht ein Quäntchen zu

ruhig? Ich meine, hier kann wirklich jeder in Frieden ruhen, aber ich bin ja, und das weiß ich wie kein Zweiter zu schätzen, durchaus noch nicht ganz totgelebt.

„Du kannst gerne meine Asche hierher überführen lassen, aber auf einem Friedhof meinem Ende entgegen zu schlottern, kommt mir nicht sonderlich paradiesisch vor. Es darf schon ein bisschen lebendiger hergehen."

„Lebendiger?"

Jetzt ist es an Ling, den Erstaunten zu mimen: „Im Weltall dräut auf engstem Raum Leben. Überall das Gedrängel, die Wichtigtuerei. Und hier gibt es noch nicht einmal Bakterien." Er hält inne, mir die Gelegenheit zum Widerspruch gebend, die ich ungenutzt verstreichen lasse; dann fährt er fort im Stile eines Zen-Meisters der Rinzai-Schule: „Nur in völliger Leblosigkeit kann das Leben Kraft und Lebensfülle schöpfen."

Mir dämmert langsam, dass die Schnittmenge unserer Vorstellungen vom Paradies leer sein könnte – und doch von Null verschieden. Den Kopf darüber zerbrechen muss ich mir nicht. Meine Auflösung des Koans kann hier und jetzt nur lauten: kaerimashō. Damit ist die Marschroute vorgegeben und es wird Zeit, dass ich von meiner Richtlinienkompetenz Gebrauch mache.

„Dawai uidjom!" richte ich mich an den Nuller, „Ich habe genug Kraft getankt. Let's go!"

Jedes Mal, wenn ich in der Kabine des 911ers den Helm abnehme, muffelt es. Ob das von Lings Lichtausdünstungen herrührt? Ein Aftershave wird er ja nicht verwenden; und wenn, wäre es schlecht gewählt. Wer will schon nach Elektrosmog riechen mit einer Nuance verschmorten Gummis? Gut, dass mein olfaktorisches System sich anpasst und auf die konstante Geruchsbelästigung mit einer Anhebung der Wahrnehmungsschwelle reagiert, natürlich nur, solange ich keine Venenosita aus der Brusttasche ziehe, die jedes noch so aufdringliche Odeur gnadenlos auskontert. So eine Allzweckwaffe, die mehr als eine Duftmarke setzt, die legal tötet, ist ungemein geschickt, wo der Mief der Ungerechtigkeit zum Aroma des Schicksals umdeklariert wird. So als wäre Ungerechtigkeit etwas, dem man nicht ausweichen kann. Um das zu belegen, muss man nicht erst mit großer

Geste auf bewaffnete Friedensmissionen zeigen, da genügt es schon, ans Sozialamt zu denken. In einer solchen machtkonservativen Gefechtslage ist es wichtig, wehrhaft zu bleiben; vor allem dann, wenn die Ermordung der eigenen Mutter nicht strafverfolgt wird.

Mom, meine liebe Mom. Dein Mörder ist tot, du bist gerächt. Gerecht gerächt. Wärst du doch noch am Leben! – du warst so jung, so schön, so voller Lebensfreude und Zuversicht. Wie konnte er dich nur umbringen! Jeder, der dich kannte, war ein bisschen verliebt in dich. Niemals hast du auch nur dem geringsten Wesen etwas zuleide getan. Du hättest ein langes, erfülltes Leben verdient gehabt. Stattdessen wurdest du erst aus deinem Lebensumfeld und dann ganz aus dem Leben gerissen. Wie ungerecht! Wie hätten wir auf meiner Hochzeit getanzt! Wie stolz wärst du gewesen auf mich, deinen Sohn, der sich einen so attraktiven Mann wie Deniz zu seinem Gemahl geangelt hat, wenn auch nur für kurze Zeit. Wie hätten wir, Blut vom gleichen Blute, gelacht und gelacht und gelacht! Mein Leben wäre so schön, so erfüllt mit dir an meiner Seite. Diese Seite meines Selbst ist leer geblieben, ein verkümmertes Keimblatt, ein dumpfes Nichts; nicht Schmerz, nicht Leid, eher eine Abstraktion, ein dunkler Plan, der nur in den Stunden der Verzweiflung flüchtig aus der Hölle aufsteigt.

Ich schreibe ‚Toter Todesstern HR 16561' auf eine Haftnotiz und befestige sie an einer Seitenstrebe. Dann drucke ich mir einen Proteinshake und eine Frittata, die ich mit den Händen verspeise, wie Moms Freunde und Bekannte in Moshi – für mich eine andere Welt, die mir zu betreten nicht mehr gestattet ist, außer natürlich übers Internet. Aber da ich nun mal kein Vidphone-Apper bin… Genüsslich lecke ich mir einzeln die fettigen Finger und krame danach mein liniertes Notizbuch hervor, das ich mit geflochtenem Stroh eingebunden habe, und klappe es vorne auf, wo eine vom Silbernitrat bereits angefressene Photographie steckt. Auf dieser ist vor einem unkenntlich retuschierten Hintergrund die zierliche Gestalt einer jungen farbigen Frau zu sehen, die verschämt in die Kamera lächelt. Ihre flache Nase drückt die kräftigen Wangenknochen auseinander, wodurch die vollen Lippen eines Pfirsichmundes hervortreten, der dunkelrot den schwarzen Teint glühen lässt. Schwärzer noch ist ihr schulterlanges Haar, das

unter einem blauen Kopftuch in Rastazöpfen mit eingeflochtenen Perlen und Ringen struwwelig in die Stirn fällt, wo schmale Augenbrauen, geschminkt oder gezupft, einen Rundbogen schwingen über das dunkel leuchtende Portal weit auseinanderstehender Augen, die als anatomische Zwillinge in das negride Tempelgewölbe heraufsteigen wie die Finsternis einer verführerischen Nacht. Darunter verschwendet sich ein langer schmuckloser Hals zu unverhüllten Schultern, die aus dem eng anliegenden Kanga, der die Aufschrift ‚Lipitalo hupishwa' am Rande trägt und das runde Bäuchlein wie einen Globus umspannt. – Mom! Mom, ich habe dich nie kennengelernt, aber ich werde immer für dich da sein!

Ich verstaue mein Büchlein wieder im Spind, ganz unten, hinter Kosmetiktüchern, Kondomen und Sammelheftchen von Mechas und ihren Piloten. Während ich ziellos durch die Kabine schwebe, überkommt mich die Lust auf eine Partie Tischtennis und ich bugsiere die weiße 3 Sterne-Zelluloidkugel mit dem Kopf eineinhalb Meter über das Netz in Richtung Ling. Sattsam satt und trotzdem melancholisch gestimmt gleite ich in den Pilotensitz und schaue neunmal achtlos aus den Deckfenstern. Die Zeit vergeht und vergeht doch nicht – mein Zeitgefühl ist mir völlig abhandengekommen; es fühlt sich an, als wäre ich in die Zeit eingefaltet und völlig von ihr absorbiert. Ich weiß nicht, wie viel Zeit seit meiner Abreise bereits vergangen ist, wie viel Haufen- und Spiralgalaxien ich bereits gesehen habe und versuche mir auszumalen, welche optischen Ereignisse ich in einer zur Routine gewordenen Raumfahrt noch gewärtigen könnte, da tut sich mir ein Sterngebilde auf, das in der Formation dreier paralleler Streifen ätherisch am Firmament steht. Unwillkürlich muss ich grinsen und meine Stimmung hellt sich wieder auf. Schwer zu sagen, ob es sich um eine Galaxie handelt oder um 3 hintereinanderliegende Galaxien. Ich schaue auf die Armaturen, aber ausgerechnet jetzt spinnt die Anzeige. Wo bisher die Namen von Himmelskörpern standen, stehen jetzt Sonderzeichen, die noch nicht einmal einen ASCII-Code besitzen. Wahrscheinlich sind die Himmelskörper im Fundamentalkatalog 17 noch gar nicht verzeichnet.

Solche Streifen hatten Denizens Badelatschen, die er in seiner Pforzheimer Bude so gut wie nie auszog, nicht einmal beim Sex. Diese

Latschen haben mich auf immer verdorben. Könnte ich den Abend, an dem sie mich verdorben haben, ungeschehen machen, mein Leben hätte einen ganz anderen Verlauf genommen. Doch wie könnte ich es jetzt ungeschehen machen, wenn ich es damals schon nicht konnte? Es ist einfach kein Vergnügen, der sein zu müssen, der man ist, vor allem, wenn man nicht weiß, wer man ist. Vermutlich ist das auch bei Deniz so. Besagten Abend hatte er sich mit Sicherheit auch anders vorgestellt. Vermutlich, aber wissen tu ich es nicht. Leider. Leider ergab sich seitdem nie wieder eine Gelegenheit, darüber zu sprechen. Der Abend war eine Zäsur, die unsere Leben endgültig in zwei Teile gerissen hat.

Es war ein Novemberabend, fünf Tage vor meinem Geburtstag, gelb und rot verfärbte Blätter wehten über die Gehsteige und sammelten sich in Hausecken zu bunten Häufen. Draußen kehrten die Winzer von der Trollingerspätlese aus ihren Weingütern zurück. In Gummistiefeln und mit Halogenlampen vor der Stirn stapften sie munter Worte wechselnd durch die Gassen. Gedämpft drangen unverständliche Gesprächsfetzen davon in Denizens Pforzheimer 1-Zimmer-Apartment unterhalb der Auerbrücke, wo ich mit meinem Ehemann, wie fast jeden Abend, auf dem Futon lag. Unter neckischem Streicheln hatten wir uns nach und nach entkleidet, bis wir nackt ineinander verschlungen dalagen. Unsere Körper waren sich einig, dass unser ausgeglichenes Vorspiel durch Elfmeterschießen entschieden werden müsse. Schließlich waren wir beide gute Schützen und einfach nicht in der Stimmung für ein torloses Remis. Da verfiel Deniz auf die verhängnisvolle Idee, wir könnten es mal ‚andersrum' treiben. Mir, dem bei meiner körperlichen Konstitution die feminine Rolle in die Wiege gelegt worden war, war nicht gleich klar, was Deniz damit meinte, bis er mir augenzwinkernd zwei blaue Pillen rüberschob; vermutlich glaubte er, ich würde ohne Potenzmittel nicht in ihn eindringen können. So ein Blödsinn! Ich schluckte die Dinger nur herunter, weil ich nicht der Stimmungstöter sein wollte.

Während Deniz im Bad verschwand, wo er hörbar im Stehen strullte, schwang ich mich in meinen elektrischen Rollstuhl, der mich stets auf meinen Reisen nach Pforzheim begleitet hat, um mir darin Denizens neuestes Kunstwerk, einen Penisring, um die Erektion zu legen. Der Ring war laut Deniz ein hochkarätiger Orgasmusverstärker

mit eingebautem Oxytocinspender. Kam mein begnadeter Partner auf sein Lustwunder zu sprechen, und er tat das häufig, geriet Deniz regelmäßig in eine Ekstase sondersgleichen. Wie hätte ich da nicht neugierig sein können? Es sollte ja auch nur probehalber sein. Ich konnte einfach nicht anders, ich musste mir – nur für kurz – den kunstvoll gearbeiteten Ring schnappen, dessen silbrig ziselierte Oberfläche von zwei runden Platinplatten eingefasst war, anhand derer sich der Durchmesser des Ringes vergrößern oder verkleinern ließ, je nachdem, ob man die Platten auseinander- oder zusammendrückte. Diese beiden Platten hatte mein Goldschmied verbunden über eine doppelt verdrehte Spirale, die sich helikal um den inneren Torus wand.

Ich lehnte mich etwas zurück, um den Sockel des Obelisken an seiner Wirkungsstätte zu bewundern, da trat Deniz mit einem breiten Grinsen aus dem Bad. Zu sehr mit mir selber beschäftigt, bemerkte ich den weißen Koks in den schwarzen Nasenlöchern zunächst nicht, obwohl das dümmliche Grinsen in dem ernsten Gesicht mich hätte Verdacht schöpfen lassen müssen. Ohne dass ich mein Werk hatte vollenden können, zwängte er mir sofort seinen Hintern in den Schoß, den er zugleich unter Stöhnen rotieren ließ. Dabei muss er sich irgendwie verschluckt haben, ob am Koks oder am Viagra, spielt keine Rolle, jedenfalls zog sich bei jedem Husten der Sphincter seines Anus so fest zusammen, dass ich sofort in ihn kam. Beim Ejakulieren bäumte mein Unterleib sich in einem Dauerkrampf auf, wodurch Deniz vornüber zu stürzen drohte – mit dem Penisring in der Rosette. Mein Göttergatte focht in einem furiosen Intermezzo mit dem Gleichgewicht, das sich in seiner körperlichen Verfassung nicht einstellen wollte, und ehe ich mich versah, kippte mein feuriger Liebhaber buchstäblich aus den Badelatschen: er fiel, aber statt nach vorne, fiel Deniz zurück. Dabei verfehlte er meinen Schoß knapp, und fing dafür mit seinem anal geweiteten Lasso den Steuerknüppel meines Rollstuhls ein, der unter knisterndem Funkenschlag sofort abbrach, während es mich, den 17 kg Leichteren, aus dem Sitz auf den harten Parkettboden des großen Zimmers schleuderte. Dem dritten Grundgesetz der Mechanik entrinnt eben keiner. Am allerletzten ein erschlaffter Beischläfer.

Benommen lag ich auf dem karierten Kunstfaserläufer, den wir am Abend zuvor bei einem lokalen Discounter erstanden hatten, unfähig auch nur einen Finger zu rühren. So gab ich dort das genaue Gegenteil von Deniz ab, der wie elektrisiert, sicher nicht nur aus Liebe, von einem Spasmus in den nächsten fiel; seinem Gesichtsausdruck zufolge wusste er nicht recht, wohin mit Lust und wohin mit Leid. Seinem wie bei einer Sex Doll oval geöffneten Mund, aus dessen dem Boden zugewandten Mundwinkeln blasiger Speichel sabberte, konnte ebensowohl unhörbar ein Oh oder ein Ah entronnen sein. Auch Denizens bis zum Anschlag aufgerissenen Augen mit den belladonna-geweiteten Pupillen verrieten sein seelisches Schwanken zwischen Marter und Glückseligkeit. Solchergestalt ritt mein Lover halb auf dem Rollstuhl Rodeo, halb wurde er vom Stuhl mitgerissen, bis ihm ein markerschütternder Schrei entfuhr und das elektrische Knistern mit einem Verpuffen verstummte. Damit hätte alles vorüber sein und der Spuk sein Ende finden können. Hätte. Aber Deniz hatte einfach Pech, anders kann man das nicht nennen. Denn der Rollstuhl klappte mit Mann und Anus zusammen und begrub die wimmernde Queen unter sich, die in wilder Verzückung oder Verzweiflung das Moskitonetz über dem Futon zu fassen bekommen hatte und dieses nun mit sich zu Boden riss, wo der Schwingkreis aus Goldspule und Platinkondensator noch wer weiß wie lange hin und her schaukelnd ein Spiralenmuster in den Sphincter von Denizens Rectum gebrannt hat.

Der Ring war sauber gearbeitet. Keine Frage. Wenn es dafür noch eines Beweises bedurft hätte, so hatte Deniz ihn damals erbracht. Niemand wäre wohl von allein auf den Gedanken verfallen, Strom durch Intimschmuck zu schicken. Denn jedem wäre von vornherein klar gewesen, dass der Kondensator und die Spule nach dem Abklemmen der Stromquelle die Elektronen nahezu verlustfrei hin und her schieben: Am Zucken der Pobacken war nur allzu deutlich erkennbar, wann die Stromstärke anstieg, und wann die Spannung abflaute. So nah liegt ein multipler Orgasmus am galvanisch-konvulsiven Zucken, so nah die perennierende Potenz am Priapismus. Wenn Wünsche sich in schwindelnde Höhen treiben, alle Zwänge hinter sich lassend, vom Unwiderstehlichen angezogen, von dem es ein Loskommen nicht gibt, nicht geben kann, gewinnt die tetanische Kraftanstrengung, die

die Sehnsucht einfordert, die Oberhand in schmerzlicher Erneuerung auf dem höchsten Gipfel aller Wünsche, deren Erfüllung dann nur noch ein erlösender Absturz sein kann. Armer Deniz!

Ein tragischer Unfall, wirklich schlimm. Für mich peinlich und für Deniz, naja, sagen wir überwiegend unangenehm. Wer sich die Botschaft des ersten Korintherbriefes in voller Länge tätowieren lässt, tut das sicher nicht an einer so engen und empfindlichen Stelle. Aber Deniz ist tough, ein dufte Typ. Am Unfall wäre unsere Ehe nicht gescheitert. Alles wäre gut gegangen, wenn, ja wenn nicht ein Mace von mir Besitz ergriffen hätte, der nicht der Mace ist, den ich bis dahin kannte, und der ich auch nie sein wollte. Dieser Typ, der sich still und heimlich in mir eingenistet haben muss und mein Selbstbild für immer desavouiert hat, dieser Typ, also schon irgendwie ich – wie ich da so dalag, und das Geschehene im Nachgang in mein Bewusstsein sickerte, fing ich an zu lachen, erst verhalten, dann von Herzen.

Was habe ich gelacht, geprustet, gejapst! Der Lachreiz steigerte sich in kürzester Zeit ins Unermessliche. Je mehr ich ihn unterdrücken wollte, desto lauter lachte ich, bis das Lachen von einem wiehernden Brüllen nicht mehr zu unterscheiden war. Ich konnte nicht hinsehen, ohne dass es mich gepackt hätte, obwohl ich vor lauter Tränen längst nichts mehr sah. Es genügte der bloße Gedanke an das Bild, das sich mir damals auf meiner Netzhaut eingebrannt hatte; das Bild, wie Deniz eingeklemmt zwischen den Armlehnen meines Rollstuhls, das Moskitonetz in Händen, die Adiletten an den Füßen, „Au Zcheizze, zcheizze...“ jammerte und wie ein Hering auf Schiffsplanken vor sich hin zappelte, während das Viagra eifrig sein gewaltiges Gemächt bei Laune hielt, und zwar derart, dass es die Hoden an der Sacknaht zur Leiste hochriss, wo sich die Schamhaare zu den Stacheln eines Seeigels aufgestellt hatten. Der zum Geschlechtsverkehr mehr als bereite Körper eines Mannes, der noch immer am Vollzug desselben litt, musste auf mich komisch gewirkt haben. So komisch, dass ich über einen geliebten Menschen lachte. Ich lachte noch immer, als längst klar war: das war's. Und das war's auch.

Das, was noch ist, der jämmerliche Rest, ist der vermaledeite Kausalnexus zwischen Badelatschen und Lachreiz, den ich auf Teufel komm raus nicht beheben kann. Wenn ich irgendwo etwas sehe, das

Adiletten auch nur entfernt ähnelt, kann ich unmöglich an mich halten und lache, lache, bis ich heiser bin. Wer mich kampfunfähig machen will, muss nur „Adilette“ sagen. Schwimm- und Kurbäder sind für mich seither tabu. Ich…

„In wenigen Minuten erreichen wir…“

Was? Was erreichen wir? Nichts. Auf der Anzeige tummeln sich nach wie vor nur kryptische Symbole. Entweder Sam ist jetzt vollends abgestürzt oder er ist endverzweifelt. Da mir der Blick nach draußen keine Vorschau auf das vergönnt, was mich erwartet, fege ich mit einer lässigen Handbewegung die Essensreste aus der Delle hinterm Schlüsselbein, lege den Raumanzug mit den Methanflecken am Hintern an, stelle alle Verbindungen her und schließe den Helm. Für jemanden im Rang eines Generalkosmonauten routinierte Handgriffe. Dann warte ich geduldig darauf, zum nächsten Kandidaten fürs Paradies gefaltet zu werden. Ling muss ja jetzt eine Ahnung davon haben, was mir so vorschwebt.

Tatsächlich, im Vergleich zu HR 16561 schwebt man auf dem Planeten ohne Namen förmlich wie eine Ballerina: An die 0,87 g hier könnte ich mich gewöhnen; weniger als auf der Erde, aber deutlich mehr als auf dem Mond, weshalb ich allein aus körperlichen Gründen nicht gleich zu einer Cranko-reifen Arabesque ansetze. Erst mal schauen, was der fremde Himmelskörper an Überraschungen bereithält, dann kann ich immer noch im Grand Jeté durch die Luft springen. Die hat einen sehr hohen Sauerstoffgehalt. Ansonsten wimmelt es hier von Silizium und Kohlenstoff – und Geschöpfen, die aus ihnen entstanden sind; die sind, soweit ich sehe, vergleichbar zu Pflanzen und Tieren auf der Erde, nur in extrem bunt. Die Oberfläche des Planeten überzieht gewissermaßen ein exotisch farbenfroher Regenwald ohne Bäume; nur vereinzelt ragen jeweils auf etwa einem Ar kleine Siliziumbambuswäldchen von der Höhe des Fernsehturms und einem Rohrdurchmesser von bis zu 3 Metern aus einer kaum hügeligen Landschaft hervor.

Zwei winzige oder weit entfernte Sonnen spendieren ausreichend Licht für Temperaturen oberhalb des Gefrierpunktes. Die mäßige Helligkeit wird häufig verschattet von einem der 47 Monde, die sich in elliptischen Orbitalen, vergleichbar den Elektronen eines Silber-

Atoms, einer nach dem anderen zwischen die Sonnen und den Planeten schieben. Ein fast stündlich sich veranstaltendes Schauspiel. Über den verschatteten Flächen bilden sich für die Zeit der Eklipse Wolken in Türkis, die, vom Bambus zerteilt, ihre farblose Fracht herabregnen lassen in geometrisch abgezirkelten Bahnen, auf denen der Bewuchs besonders üppig gedeiht, ein Bewuchs, der sich optisch abhebt von seiner Umgebung und von oben wie Kornkreise ausschaut. Jenseits der fruchtbaren Schneisen perforieren die exotische Landschaft tiefe Brunnen oder Schächte, auf deren Grund ein Feuer oder etwas anderes sehr Helles flackern muss, eine Art Lichtvulkane, deren Eruptionen ein wiederkehrendes Beben auszulösen scheinen, das mich so wenig stört wie die grauen groppenartigen Lebewesen, die sich auf kräftigen Flossen vorbeischieben an quietschgrünen Würmern und Insektoiden, deren Chitinpanzer im Widerschein der Lichtvulkane in allen Farben schillern. Die eng gepackten Sedimentgesteine im Aufschluss der Vulkane lässt auf ein biblisches Alter des Planeten schließen.

Wie am Amazonas – beschleicht es mich –, nur bunter, feuchter. Einen unteren Mindestwert von 89 Prozent relativer Luftfeuchtigkeit schafft selbst der Monsun nur zu Regenzeiten. Auch die angezeigte Radioaktivität von 0,1 Millisievert ist nicht unerheblich, aber auch nicht höher als im Interieur des Raumgleiters. Das Farbenspektrum lässt keine Linien freistehen, und irritiert, ja überfordert in seiner Fülle das menschliche Auge schon insofern, als es darin Warnfarben von anderen Farben nicht unterscheiden kann. Mintblaue Seen mit und ohne Landzungen sind eingebettet in lila Moose, die sich in ein Meer aus etwas hellerem Wollgras mit löwenzahngelben Quasten ergießen. In diesem fauvistischen Idyll würde ich mir kaum die Augen reiben, wenn gleich ein bronzefarbener Indio hinter einem der Bambuswäldchen hervorspringen würde. Aber mehr noch würde ich es begrüßen, wenn das schmatzende Geräusch zerquetschter Lebewesen nicht wäre, das unser schwergewichtiger Abdruck auf dem Untergrund nach jedem Falten erzeugt. Ansonsten höre ich nur das Gluckern der die Seen verbindenden Bächlein und das Rauschen des Windes durch das raschelnde Blattwerk. Jetzt, wo ich darauf achte, höre ich allerdings auch ein entferntes Surren, das wie das Streichkonzert von Zikaden klingt, und rasch näherkommt. Und noch näher. Und dann ist

er da. Vor uns, hinter uns, neben uns, über uns, überall. Ehe Ling uns wegfalten kann, so er es denn gewollt hätte, sind wir eingehüllt von einem Schwarm Minikolibris, der mir die Sicht völlig versperrt und mich minutenlang daran hindert, den fremden Planeten weiter auszukundschaften.

Höhepunkt unseres Ausfluges, zumindest bis jetzt, sind trotz aller Sehenswürdigkeiten die zu einem riesigen ockerfarbenen Blumenkohl zusammengeschlossenen Knollen, die als Ensemble einem Osternest von Peyoten zum Verwechseln ähnlich sehen und mich auf eine artverwandte Freundin für Tlaluc und die Aufzucht einer Lophophora macensis hoffen lassen. Allerdings nur kurz. Denn in der sukkulenten Pflanze sind keine Cannabinoide nachweisbar, ganz zu schweigen von THC – nicht einmal in homöopathischer Konzentration. Gleichwohl zwacke ich mir ein Knöllchen ab, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie ich kaltblütig behaupte, bevor wir unverrichteter Dinge weiterziehen zur von den Sonnen abgewandten Seite des Planeten. In dieser logischerweise dunklen und empfindlich kälteren Gegend stoßen wir auf ein gigantisches Gebirge, das sich erst auf den dritten oder vierten Blick als ein Babyplanet zu erkennen gibt, der sich unter Krachen und Getöse abkalbt vom Mutterplaneten. Eines nicht mehr fernen Tages wird er bei seinen 47 Brüdern am Himmel stehen und eine neue Ära der Astrologie einläuten.

Beim Anblick dieses Kolosses fallen mir überhaupt erst die taschenförmigen Kristallgitter auf, die unsichtbar wie Spinnennetze das Planetenbaby an allen Ecken und Enden überziehen, und in größerem Format auf dem Mutterplaneten selbst verteilt sind, so wie bei uns die Übertragungsmasten für den Mobilfunk. Aufgefallen sind sie mir erst, als zwei davon sich wie Mühlespielsteine zusammengeschoben und gleich einer überdimensionalen Drosera, so die botanische Bezeichnung für Sonnentau, die ganze Fauna in sich eingeschlossen und zum Verschwinden gebracht haben; denn als die Netze ihre Klammern genauso geräuschlos lösten, wie sie sie zuvor zuschnappen ließen, war nichts mehr von den Tieren zu sehen. Für sie, die Tiere, gibt es auf diesem Mühlebrett kein Entkommen vor den Kristallnetzen; sie stecken buchstäblich in einer Zwickmühle, da sich, im Unterschied zu fleischfressenden Pflanzen, die Gittertaschen zu allen Seiten zusammenfinden können, wie durchgängig permutierten

Paar-Fallen. So verbleibt weit und breit kein geschützter Winkel. Jeden kann es überall treffen: der ganze Planet ist eine einzige Falle! Als hätte er meine Gedanken erraten, rollt Ling schützend vor mich, was ja irgendwie goldig ist, weil ich genau weiß, wie schlecht es ihm vom Rollen wird.

„Was ist das?“

„Ein quicklebendiger Planet“, höre ich Ling durch den Helmlautsprecher sagen.

„Soll das heißen…“, mir schwant, „…“, mir schwant noch mehr, „…dass der Planet lebt, ein Lebewesen ist?“

„Was sonst?“, kommt keck die Antwort als Frage zurück. Und ich wundere mich, dass ich mich immer noch über Lings Welt wundere.

In meiner Phantasie gehe ich die Organe des Planeten durch: Eisberge als Geschlecht, Kristallnetze als Facettenmaul, Sinneswahrnehmung über Bambushaarzellen und die Kommunikation erfolgt natürlich mittels Lichtvulkanen. – Kann es sein, dass das Wesen, auf dem ich sitze, die planetare Ausgabe eines Nullers ist? Möglicherweise sogar ein Vorvorfahr von Ling? Welches Organ fehlt dann noch? Ich habe Fortpflanzung, Fressen, Wahrnehmen, Kommunizieren… Gleichgewicht? Braucht er wohl nicht. Bleibt die Verdauung… in einem Nierensee oder… oder in einem Blasentrakt aus Wolken? Moment mal! Soll das heißen, da pisst jemand auf mich herunter? „Forget it!", sage ich zu Ling. Und wenn ich mal Englisch spreche, ist das Urteil endgültig.

Zurück im SamSarah, das Nachbild der riesigen Kristallklauen noch lebhaft vor Augen, lässt mich das Gefühl nicht los, dass Ling mir das Leben gerettet haben könnte. Die Lektion, dass das Leben vom Leben lebt, habe ich gelernt. Und ich meine auch verstanden zu haben, was Ling mit seinem Koan von der Lebensfülle in der Leblosigkeit bezweckt hatte. Mit zittriger Klaue pinsle ich ‚Ziehe nicht über Namenlos‘ auf eine neonblaue Haftnotiz und hefte sie an der Strebe neben die grüne Notiz. Insgesamt bin ich guter Dinge, my Ding-A-Ling. Wenn er so weitermacht, wird das noch was mit dem Paradies! Schon erstaunlich, wie immer wieder in jeder noch so aussichtslosen Lage Hoffnung aufkeimt. Zur Feier meiner Lebensrettung lehne ich mich ausnahmsweise mal nicht gegen die gute Laune auf, lasse sie gewähren und rudere mit den Armen im 4/4-Takt eines imaginierten Schlag-

zeugspiels, das rasante Gitarrenriffs vor sich hertreibt, längs durch die Kabine. Ein ‚God save the Ling' auf den Lippen und Pocahontas – das ist der auf einer Haftnotiz verbriefte Taufname von Tlalucs neuer Partnerin – in den Händen, lande ich bei meinem Peyote, dem ich eine Portion Wasser injiziere, wohingegen ich es bei Pocahontas mit Kieselsäure probiere.

Was hältst Du von meiner neuesten Eroberung? – beginne ich einen inneren Monolog mit Tlaluc, im Zeichen des Sendungsbewusstseins von jemandem, der letztlich nur ich sein kann, und der gegen jede aufbietbare Vernünftigkeit entschlossen ist, einen Dialog herbeizureden. Üppige Kurven, was? – richte ich mich, mich zu einer Antwort ermutigend, an mich qua Tlaluc – Wenn's auch nur zum Anschauen ist, so will ich doch meinen: nicht schlecht, die hat was! – Und zu mir als Pocahontas gewandt sprechdenke ich: Willkommen auf der Arche SamSarah 911! Die beiden Stewards, Sam und Sarah, sind dauerhaft unpässlich, weshalb meine Wenigkeit Ihr Ansprechpartner sein wird für die Dauer der Datenflut. Und wegen der Datenflut machen Sie sich mal keine Sorgen, die ist in guten Händen: jeder Tropfen hat das geheimdienstliche Siegel, dass man in ihm nicht ertrinken kann! Jeder einzelne Tropfen ist nachweislich nichtschwimmergeeignet! Trotzdem empfehlen ich und meine Crew Ihnen die Behaglichkeiten diesseits der Reling. An Bord teilen Sie im Übrigen die Kabine mit Tlaluc, einem Kaktus aus Stuttgart, der Wurzeln in Südamerika hat. Echt wahr: Tlalucs Wurzeln reichen bis Mexiko, kein Witz! Davon können Männer wie ich nur träumen. Mit meinen 17 Zentimetern kann ich da partout nicht mithalten, hehehe. – Und wieder zu Tlaluc: Ich verstehe, was du meinst. David fehlt mir auch. Aber hey, im K.O.-Spital wärst du zusammen mit Kartoffelschalen, gammligen Schnitzeln und abgestandenen Frühstückseiern im Biomüll gelandet. Also!

Im K.O.-Spital. Dort, in der Hackstraße, hat der Prof, der sowas von Prof, vollgepumpt mit Morphium und Zytostatika, sein erfülltes, sein viel zu erfülltes Leben ausgehaucht – mit einem unhörbaren Hauch, wo ihm ein schleimiges Röcheln zu wünschen gewesen wäre. Aber nein, es war ein Hauch. Und Lungenkrebs. Lungenkrebs vor allem. Lungenkrebs. Vom Passivrauchen. Die Diagnose kam spät, so spät,

dass die Ärzte nichts mehr machen konnten. Ein halbes Jahr noch, mehr nicht, hieß es damals. Der Prognose seines baldigen Todes hat der Prof dennoch standhaft getrotzt und sein jämmerliches Ende so lange hinausgeschoben, dass schon zu befürchten stand, er könnte dem Schicksal erneut seinen Dickschädel vorspannen und auch noch die vitale Kapitulation vor dem König der Krankheiten reputierlich überstehen, wie er schon die intellektuelle Kapitulation vor den Kais reputierlich überstanden hatte. Niemanden, mich zu allerletzt, hätte es erstaunt, wenn er nicht auch dem Schnitter noch die Sense geschliffen hätte. Selbst im Hospiz ist der Tod zu einem unsicheren Kantonisten geworden. Letztlich hat ihn aber doch seine gerechte Strafe ereilt. Der beständige Wechsel von Chemo und Bestrahlung waren selbst für ihn zu viel, zu viel des Guten! Ich hätte den Prof die ganze lange Strecke leiden lassen, hätte ich das Strafmaß bestimmen dürfen. Zumindest das Morphium hätte ich per Dekret weggelassen. Ehrbarere vor ihm mussten ohne Schlafmohn sterben, obgleich kein Ehrbarer an Schlafmohn stirbt.

Nur widerwillig hatte ich mich im K.O.-Spital eingefunden, wohin der Prof mich vor ziemlich genau zwei Jahren einbestellt hatte. Sieben Zigaretten lang kreuzte ich im Lee und Luv des regnerischen Herbstwindes unter dem gläsernen Vordach des Krankenhauses, hin- und hergerissen, unschlüssig, ob ich den letzten Schritt hinein noch tun sollte, den ich dann getan habe, wiewohl es nicht mein letzter Schritt war. Einen echten Schritt würde ich sowieso nie tun können, dank ihm. Leicht durchgefroren und mit klammen Händen rollte ich in die Vorhalle durch den rechten, vom Spritzwasser verdreckten Flügel der matten Glastür, die mir zwei ältliche, graugezopfte Schwestern mit dunklen Hornbrillen unter der schwarzen Haube freundlicherweise aufgehalten hatten, und beförderte mich behände hinüber zum renovierten Besucheraufzug. Im dritten Stock angekommen, zog ich es vor, die Begegnung mit dem Prof noch etwas hinauszuzögern und fuhr über den ausgetretenen Linoleumboden in den offenen, hellen Aufenthaltsbereich mit runden Tischchen und Holzstühlen neben einer angestaubten Areca Hydro-Palme, die etwas verloren im Eck stand, wo ich David („Hallo, ich bin Dave!“) traf, einen elfjährigen Jungen in Bluejeans und VfB-Trikot, mit aufgeweckten, hellblauen, fast farblosen Augen und knubbligen Läppchen an

fleischigen Ohren, die frech unter der weiß-roten Pudelmütze hervorlugten.

Gelangweilt, und wie ich vermutete, auf seine Eltern wartend, zog er mit seinem rechten Zeigefinger unsichtbare Linien über die Tischplatte. Was er schon eine ganze Weile getan haben mochte. Denn als er mich erblickte, hellte sich sein Gesicht zu dem eines Honigkuchenpferdes auf. Zwar tat er, als bemerke er mich nicht, doch verfolgte er sehr wohl in den Augenwinkeln jede meiner Bewegungen; er tat das so konzentriert, dass sich seine Zungenspitze vom Speichel glänzend durch die verschlossenen Lippen zwängte. Ich meinerseits spürte, wie sehr ihm daran gelegen war, und studierte unverblümt die vitale Erscheinung des Jungen, der mit glühenden Bäckchen für seine aufgestaute Lebenslust fieberhaft nach einem Ventil suchte, um sie im geeigneten Moment in vollem Schwall heraussprudeln zu lassen. Und was für ein Schwall aus ihm heraussprudeln sollte! David war ein unerschöpflicher Born kindlicher Neugier und phantastischer Pläne; und eine vitalisierende Wohltat in einem von Morbidität und Letalität geprägten Ambiente. Der komplementäre Gegenentwurf zu meinem kläglichen Dasein. Gerne half ich ihm beim erhofften Öffnen der Ventile – und bekam zum Dank ein treues Herz geschenkt, dessen Kammern mit einem schwärmerischen und einem sportlichen Herzblatt schlugen. David war durch und durch Romantiker und Fußballfan.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 037 Version 1.0
by User: Mace

Mir ist aufgefallen, dass der Spielmodus des Fußballspiels seit seinem Bestehen durchaus nicht derselbe geblieben ist und daher nicht als universal vorausgesetzt werden kann. Nicht einmal ich kann ausschließen, dass in diesem Moment auf der Erde nach anderen Regeln gekickt wird, als nach denen, die mir bekannt sind. Das ist mit Blick auf eine intergalaktische Verständigung äußerst bedenklich, kann doch schon allein aufgrund der Kugelgestalt von sämtlichen bisher beobachteten Himmelskörpern ein universumweites Interesse am Ballsport gar nicht anders als notwendig gedacht werden, man denke nur an Lings Faible für Tischtennis. Daher soll niemand, der

frei ist von chauvinistischen Vorurteilen, ohne eine bemitleidenswerte Naivität zur Schau zu stellen, den großen Wert einer Betrachtung wie die hier noch auszuführende infrage stellen dürfen, deren Bestreben einzig und allein auf die Erhaltung des Wissens um ein Kulturgut gerichtet ist, dessen verbindende Kraft zwischen Städten, Planeten und Galaxien, wenn überhaupt, dann ganz allein von der Urgewalt des Heavy Metal übertroffen wird.

So sei denn hier bemerkt, dass zu Lebzeiten von Mannfred Acunoğlu, genannt ‚Mace', alle Fußballvereine der Welt in regionalen Verbünden, deren Einzugsgebiet sich nach der Erreichbarkeit der Stadien mit Bus und Straßenbahn richtete, jede Woche ihre Meisterschaft ausgespielt haben; genauer gesagt konnte den amtierenden Meister und Titelverteidiger jeder Verein fordern, der zu den Vereinen zählte, die aus 53 Spieltagen im Jahr die relativ höchsten Siegesquoten vorweisen konnten. Verlor der Herausforderer das Spiel, verlor er zugleich für zwei Jahre das Anrecht auf ein weiteres Spiel um den Titel. Weil der Meister, der grundsätzlich Heimrecht besaß, aus den Herausforderern wählen durfte, gegen wen er spielen würde, kam es regelmäßig zu prestigeträchtigen – und für die Vereine rentablen – Duellen, zumeist nachbarschaftlichen Derbies, wie dem zwischen VfB und KSC; allerdings musste der Champion einem Herausforderer ein Titelspiel anbieten, wenn dieser in der laufenden Saison 5 Siege in Folge errungen hatte. Darin lag die Portion Zündstoff, die ein Sport benötigt, um populär zu bleiben, da abgesehen vom Spiel um die Meisterschaft alle übrigen Partien an der Fußballbörse ausgehandelt wurden. Dort wurden, wie man leicht nachvollziehen kann, vermeintlich leichte Gegner immer teurer, je länger die Serie eines Vereins anhielt.

Das Fordersystem hat unter den Vereinen mit den geringsten Siegesquoten unvermeidlich einen Sumpf der Bestechlichkeit hervorgebracht, der jedoch selbst bei den für die Qualifikation entscheidenden fünften Spielen sich nie sonderlich ausgeweitet hat, weil zu große Unterschiede in den Quoten bei der börsennotierten Anbahnung eines Spiels immer ruchbar sein mussten, und die Fans von ihrer Mannschaft einfach erwarteten, dass sie in jedem Spiel unter Beweis stellte, zu den besten der Balltreter-Branche zu zählen. Die Stadien

der Vereine, die häufig bestachen oder sich bestechen ließen, leerten sich in der Regel schnell. Mir ist kein Fall bekannt, in dem ein Verein mit dieser Masche je die Meisterschaft errungen hätte. Den meisten Vereinen ging es sowieso weder um die Meisterschaft noch um die Siegesquote, sondern darum, dem Erzrivalen auf dem Rasen so richtig die Leviten zu lesen.

Als ich den mickrigen Wall, den angeborene Scham und rituelle Verlegenheit um David errichtet hatten, zum Abregeln seiner Vitaldruckventile überwunden hatte, umgab mich sofort eine mir bis dato unbekannte Sphäre vertrauensseliger Schamlosigkeit („Warum hast Du denn so dünne Beine?“), die mich, den Älteren, völlig überrumpelte und sofort für ihn, den Jüngeren, einnahm. Alle Formalitäten beiseitelassend („Darf ich auch mal damit fahren?“) überschwemmte mich David mit Anekdoten, Ansichten und Wünschen, vertraute mir Geheimnisse an, bei denen es mir egal war, ob sie seiner Phantasie entsprangen oder einen realen Kern hatten. Wenn er erzählte, leuchteten die blassen Augen auf, strahlten die kleinen Ohren mit dem Morgenrot um die Wette und bohrten sich Grübchen, mal ernst, mal spaßig, in das pausbackige Gesicht. In seiner Gegenwart verwandelte sich die Krankenanstalt in eine abenteuerliche Arena, in der bakterielle Schurken ihr Unwesen trieben und verwunschene Patientinnen von heldenhaften Ärzten („Wenn ich groß bin, werde ich Arzt und schneide alle Krankheiten raus, schnipp-schnapp, aber nur bei den Guten.“) in letzter Sekunde gerettet wurden.

Davids unbefangenes und offenes Wesen („Wenn du es niemandem verrätst, verrate ich dir, in wen ich verliebt bin.“) versetzte mich immer wieder in ein unbeholfenes Staunen, – was mir aber zuweilen, ich gestehe es offen, auch etwas unheimlich war. Gerne hätte ich von ihm die Rezeptur für seine Lebensfreude erfahren, und hätte ihn bestimmt danach gefragt, hätte ich in seiner Gegenwart einen Mangel an Lebensfreude verspürt. Davids im Übermaß verschwendete Fröhlichkeit war so ansteckend, dass ich an seiner Seite schlicht und ergreifend nie auf den Gedanken verfiel, nach den Gründen für seine bedingungslose Heiterkeit zu fragen. Eine solche Frage hätte seiner überschäumenden Lebensfreude, die mich zuverlässig mit sich riss, ihre Unmittelbarkeit und Unbefangenheit bloß genommen und mich

möglicherweise aus ihrem wohligen Bann entlassen. Davids Vitalität war ein Gesamtkunstwerk in Vollendung und durfte nur so sein, wie sie war, ohne quäsitive Eingriffe von außen. Sie war ein berauschender Virus, von dem ich mich gerne anstecken ließ. So wurde ich unversehens an den Wochenenden im K.O.-Spital zum Stammgast, der es sich nur aufgrund der dadurch gesteigerten Vorfreude verkneifen konnte, nicht auch noch unter der Woche zu den Besuchszeiten vorbeizuschauen.

In unseren stets impulsiv verlaufenden und nie systematisch strukturierten Gesprächen kam äußerst selten Davids Gesundheit („Ich muss nur noch auf die Laborbefunde warten.“) zur Sprache. Das fällt mir jetzt rückblickend auf. Ich hatte mich nie darüber gewundert, warum David Woche für Woche durch die Gänge des Spitals schlich in sichtlich ungeduldiger Erwartung meines Besuchs. Für mich zählte David wie selbstverständlich zum Inventar des Krankenhauses. Mit derselben ausnahmslosen Regelmäßigkeit, mit der der Besucheraufzug kurz vor Erreichen des gewählten Stockwerks hörbar rumpelte, lauerte David mir in der Eingangshalle schlecht versteckt auf, um mich bei meiner Ankunft („Füße hoch, das ist ein Überfall!“) mit offenen Armen zu erschrecken. Gerne tat ich jedes Mal, als wäre mir der Schreck tief in die Glieder gefahren, indem ich ausgelassen mit den Ohren wackelte, bis sich David erbarmte und sie gütig mit dem Heilstab des Äskulap in der leeren Hand ruhig stellte.

Im K.O.-Spital tauchten wir fern der strengen Autorität von Vorgesetzten oder Lehrern in ein bilaterales Wunderland, in dem eherne Gesetze nicht mehr galten, ob juristisch oder logisch, in dem Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen rein zufällig waren, und aus dem wir uns nur wagten, wo es unausweichlich war („Musst du schon wieder gehen?“). Vereinzelt aufkommende Fragen nach dem Besuch von Verwandten oder Freunden wiegelte David routiniert („Du bist mein Freund.“), aber nie schablonenhaft ab. Meist wandte er sich kurzerhand dem zu („Spätestens in zwei Jahren spielt der VfB wieder um die Meisterschaft, du wirst sehen.“), was ihm gerade durch den Kopf ging und wichtiger schien.

Dass ich die Situation im Wunderland völlig verkannte, kann ich mir nicht vorwerfen, bis heute nicht. Vermutlich war es damals besser so. Manche Realitäten darf man einfach nicht zulassen. Und manches

wird Realität oder lässt sich davon nicht unterscheiden, wenn man nur fest daran glaubt. So wie ich fest daran glaube, mit Mom in irgendeiner Art und Weise verbunden zu sein. Vielleicht bin ich ja in diesem Augenblick schon unterwegs zu ihr. Damals beneidete ich David darum, dass er eine Mutter hatte („Die will immer wissen, wo ich gerade stecke.“) und auch darum, dass er seinen Vater bewunderte („Du musst deine Beine von meinem Papa richten lassen, der kann das, der ist nämlich Arzt.“), obwohl beide ihn in der Zeit, seit ich im K.O.-Spital aufkreuzte, nicht besuchen kamen („Heute kann sie nicht, aber morgen kommt sie.“ – „Papa muss fast rund um die Uhr Leben retten.“), vor allem, wenn ich Davids Familienverhältnisse mit den meinen verglich, die beschränkt waren auf den Vater und von Anfang an belastet, distanziert, – distanziert sein mussten aufgrund der intellektuellen Distanz, ja des Überragens eines Übervaters, der es seinerseits nie verwinden konnte, dass seine Gensequenzen sich zu einem Durchschnittsmenschen kombiniert hatten, der weder willens noch fähig war, in seine Fußstapfen zu treten.

David protzte nicht mit seinem mustergültigen Elternhaus. Ihm war ganz offensichtlich mehr daran gelegen, sich als einen geheimniskrämerischen Rabauken zu präsentieren („Mit meinen Kumpels habe ich ein Baumhaus gebaut, von dem außer uns niemand weiß, wo es steht.“), der von Eulenspiegeleien und tolldreisten Streichen nicht genug bekommen konnte. Wenn er auf dem Krankenbett von seinen glorreichen Erfolgen („Da habe ich in einer Halbzeit dreimal rechts unten eingenetzt; ein lupenreiner Hattrick.“), seinen unrühmlichen Niederlagen („Eine glatte Fünf in Heimatkunde, da war Mama richtig sauer.“) und seinen Träumen („Wenn ich mich weiterhin gut anstrenge, sagt mein Trainer, kann ich einmal Mittelstürmer werden.“ – „Ich dachte, du wirst Arzt?“ – „Beides!“), dann warf David sich in eine Positur, die unmissverständlich zu verstehen gab, dass er sich hierher nur verirrt habe oder das Krankenbett ein kolossales Missverständnis sei, so als säße er eigentlich auf dem Mäuerchen des Bergfriedhofs gegenüber oder auf dem Aushub der Baustelle nebenan. Es kam ihm erst gar nicht in den Sinn, seine lebendigen, weil durchlebten Erzählungen zu unterbrechen, um etwas zu essen oder zu trinken. Das Essenstablett auf der weiß furnierten Sperrholzplatte des Beistelltischs mit dem häßlich abgeplatztem Lack blieb stets unbe-

rührt. Es war dort sowieso nur vorübergehend geduldet vom unumschränkten Herrscher des Krankenzimmers, einem Kaktus in Form eines Minikürbisses, den David aus dem Grünschnitt des Blumenladens gefischt und aufgepäppelt hatte („Das war ein Notfall, den musste ich adoptieren.“), und der seit seiner Inthronisierung auf dem Tischchen residierte. Die Geschichte vom Kaktus und dem Adler, aufgemotzt mit Häuptlingsfederschmuck („Wird von Indianern als Medikament gegen Krebs eingesetzt.“) variierte er stets aufs Neue in verdichtenden Auslassungen und abschweifenden Einlassungen. Jetzt heißt der Kaktus Tlaluc und befindet sich auf dem Kriegspfad, dem Chikkyudo, zu den uferlosen Flüssen von Davids Phantastereien.

Seine größte Passion war der VfB Stuttgart („Warst Du schon einmal im Neckarstadion?“), von dem er noch nie ein Spiel gesehen hatte, aber alle Spieler mit Namen und Rückennummer kannte, die Reservebank hinunter bis zum B-Kader. Von seinem VfB und der Rolle beziehungsweise Position, die er dort spielen wollte, wenn er demnächst das Krankenhaus verließe, geriet er stets in ein Schwärmen ohne Punkt und Komma. So auch an jenem denkwürdigen 11. September, eine Woche vor dem Derby gegen die Kickers, zu dem die Firma, bei der ich angestellt war, für ihre Mitarbeiter Karten vorhielt, sodass es mir ein Leichtes gewesen wäre, David mit einer Einladung zum Spiel zu überraschen; aber irgendwie konnte ich mich dazu nicht durchringen. Vielleicht weil die sonst so heitere Stimmung an diesem Tag merkwürdig gedrückt war, vielleicht, weil es David nicht sonderlich gut zu gehen schien, vielleicht, weil er mich mit einer zuvor nie dagewesenen Penetranz drängte, ihn am darauffolgenden Wochenende wieder zu besuchen („Kommst Du Samstag wieder? Samstag musst Du kommen! Du musst einfach kommen, versprichst Du mir das?“), wodurch ich mich in die Enge gedrängt und in seiner Gegenwart erstmals unfrei, fremdgesteuert fühlte, als handelte es sich bei Davids Bitte um einen indiskreten Übergriff in meine allerintimste Privatsphäre; vielleicht aber auch, weil ich dachte, dass noch mehr Spiele kommen würden, schließlich spielte der VfB mit einer Siegesquote von 0,7 eine ganz passable Saison und hatte noch dazu schon dreimal hintereinander gewonnen. Ich versprach's, versprach mein ohnehin regelmäßiges Wiederkommen und verabschiedete mich früher als sonst von meinem Freund.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 002 Version 1.1
by User: Mace

Ich habe mich dazu entschlossen, ein Tagebuch zu führen und jetzt damit zu beginnen. Kein Tagebuch im eigentlichen Sinne. Vielmehr ein Tagebuch ohne Tage und ohne Buch. Denn was ich hier beginne, wird eine Einteilung weder in Tagen noch in Seiten finden. In Seiten nicht, weil ich die Einträge ins Tagebuch als Bitfiles auf der Festplatte des Bordcomputers speichere, für die nur ich die Leserechte besitze. Und in Tagen nicht, weil kein, oder zumindest kein mir verständlicher Chronometer im Gleiter montiert ist, der anzeigte, wie die Stunden oder Tage auf der Erde vergehen. Aus Gründen der Verschlüsselung lasse ich die aufgezeichneten Einträge in Primzahlen durchnummerieren.

An Bord des SamSarah ist alles Zeit, nur noch Zeit oder alles, nur nicht Zeit. Kein vorrückender Zeiger strukturiert die Vorgänge und Abläufe im Gleiter, auf die ich mein Verhalten abstimmen könnte. Ich bin wach, wann ich wach bin, ich döse, wann ich döse und ich schlafe, wann ich schlafe. Statt einer Uhr sind es die Ereignisse, die mein Leben ordnen, und wo die ausbleiben, übernehmen dies mein Aktivitäten – das unvollkommenste Ordnungsinstrument, weshalb ich die Herausforderung des Strukturierens in den Transitphasen damit zu bewältigen entschlossen bin, dass ich meine mir durch den Geist diffundierenden Gedanken sortiere und für eine spätere Orientierung als Aufzeichnung fixiere, gewissermaßen als mein eigenes Nachschlagewerk – und Rückversicherung dafür, dass ich noch am Leben bin. Das Gelingen dieses Vorhabens steht wie kein anderes in den Sternen, aber ein Anfang ist gemacht.

Ob das Phänomen des Wechsels von Phasen, in denen nur die Zeit existiert, und Phasen, in denen die Ereignisse sich überstürzen, ohne von der Zeit berührt zu werden, d.h. also nicht gleichzeitig, sondern außerhalb der Zeit erfolgen, ob das an unserer Fortbewegung des Faltens oder an verschiedenen Krümmungsgraden der Zeit liegt, kann ich nicht beurteilen. Es kommt mir nur so vor, dass die Zeit maximal gekrümmt ist, wenn die Zeit stillsteht, und sich ihr Horizont ins Unendliche weitet, wenn es zu keinen zeitexternen Vorkommnissen

im Raum kommt. Im Falle des letzteren erinnern mich einzig und allein Mikrostörungen in der Raumzeitfaltung daran, dass ich lebendig bin.

Die Mikrostörungen bestehen in minimalen Abweichungen bei den Dimensionsänderungen während des Faltens, die aber ausreichen, dass ich meine Umwelt wie durch einen Zerrspiegel wahrnehme, sodass mein Bild von ihr kurz ruckelt oder es sich gar komplett dreht. Zumeist ist es mit einem kurzen Ruckeln getan; es kam aber auch schon vor, dass der Steuerknüppel zwischen meinen Beinen wie der Eiffelturm aufragte oder dass mich die Bordwände wie die gebogenen Stempel einer Stahlpresse zu zerquetschen drohten oder dass ein Teil der Signallämpchen wie Feuerwerksraketen spiralförmig auseinandergestoben ist. All das geschieht in Zeitraffer: Für eine Millisekunde materialisiert sich die Zeit, gewinnt an Existenz, die sie aber schon wieder verloren hat, bis ich ihrer Dauer gewahr werde, und alles wieder eingerenkt ist in die zeitlose Gleichförmigkeit.

Zu Zeitanomalien kommt es insbesondere dann, wenn Ling lacht. Und er lacht oft. Was daran liegt, dass er, sobald ich ihn aus der Konversation mit mir entlasse, sich selbst Witze erzählt. Witze, deren Reservoir unerschöpflich scheint und deren Pointe so urkomisch sein muss, dass Ling manchmal aus dem Lachen gar nicht mehr herauskommt. Für mich ist das nur eines von vielen, vielen Rätseln. Weder erschließt sich mir die Pointe seiner Witze, noch ist mir begreiflich, wie man sich selbst mit der Pointe eines Witzes so überraschen kann, dass die Überraschung ein solch unbeherrschtes Lachen erzwingt.

Mir ist Lings Lachen doppelt lästig. Dabei wäre es Last genug, wenn das Lachen nur meine Wahrnehmung verzerren würde. Zu allem Überfluss übermittelt das Neltie in der Grundeinstellung anstelle des Lachens das Gluckern eines verstopften Abflusses, den jemand so ungeschickt wie erfolglos mit einem Gummipfropfen malträtiert. Das geht gar nicht. Weil es sich nicht abschalten lässt, habe ich das Neltie deshalb so konfiguriert, dass es statt des Gluckerns den Ausschnitt aus ‚Der Hölle Rache' der Zauberflöte abspielt, in der die Königin der Nacht ihren Part in F-Dur trällert, womit ich mir das schöne Stück leider auf immer verleidet habe, da mir inzwischen die Koloraturen der Arie bis unter den Zahnschmelz auf die Nerven gehen.

Alternativ hätte ich nur noch das Plätschern eines Wildbachs einstellen können – aber davon muss ich ständig aufs Klo.

Apropos Klo: Darauf hätte man mich vorbereiten müssen. Kacken lernt man nämlich nicht in Schwerelosigkeitscentern. Dafür gibt es dort geräumige Behindertentoiletten mit allem Drum und Dran. Aber was man hier geboten kriegt, ist eine vollautomatische Kläranlage, in der man gleich mit entsorgt wird. Meine schönen Leggings sehen aus wie die Hinterläufe eines Leoparden. Die Flecken habe ich nicht mal mehr mit der ausgedruckten Gallseife rausbekommen. Statt einer manuellen Regelung des Unterdrucks sollten künftige Gleiter mit weniger anfälligen Steuerungssystemen ausgestattet werden; ist doch allseits bekannt, dass es mit der Feinmotorik bei einem Menschen in Eile nicht weit her ist, und sowohl Druck als auch Drangsal die natürlichen Begleiter des hier zu verrichtenden Geschäfts sind. Dann hätte es mir auf dem Topf nicht beim Einschalten der Pumpe die Klöden so tief in den Ansaugstutzen gezogen, dass ich mich schon auf dem Weg der Beförderung zum König der Eunuchen befand und das hohe A in einer Stimmlage gejodelt haben würde, die selbst Fledermäuse mit Gänsehaut überzogen hätte. Und was kann man von einem Menschen, der diesen Ort aufgesucht hat, um sich zu erleichtern, in einer Situation solch extremer Beschwer anderes erwarten, als dass er den Hebel, der ihm die Pein zugefügt, umlegt, was sage ich: herumreißt, um sich aus der Not zu befreien – und das ohne in seiner Arglosigkeit darauf zu rechnen, dass dadurch die Pumpe zum Hydranten wird. Das Ergebnis trage ich jetzt schon eine ganze Weile mit mir rum. Ein Fäkalienzerstäuber hätte keinen größeren Schaden anrichten können.

An jenem Samstag war ich extra lange schlafen geblieben. Wobei es ‚Schlafen' nicht ganz trifft. Im Minutentakt hatte ich mich auf meinem Klappbett hin und her gewälzt, während ich im Geist verschiedene Szenarien eben dieses Samstags durchging, mir überlegte, wie ich mich verhalten sollte, welche Folgen das Verhalten hätte – für mich und meine autonome Selbstkonstituierung, um dann doch jede dieser Überlegungen wieder zu verwerfen. Die Gedanken und Gefühle zerrten aus allen Richtungen an den Mindestanforderungen meines Selbst-Bildes, ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich habe

nicht gezählt, wie viele Ordonanzen mein Verstand in das Getümmel der Gefühle entsandt hatte, eine Entente der Emotionen herbeizuführen, doch den Kombattanten war kein Einhalt zu gebieten; wie geisterhafte Guerilleros strömten die Gefühle in neuer Zahl, mit neuer Munition aus allen erdenklichen Winkeln ihren gefallenen Streitgefährten nach. Im überhitzten Pulverdampf war keine Übersicht zu gewinnen. Es entstand ein gnadenloses Getümmel: Ein Verstand gegen Abertausende Emotionen – und das erste Opfer war ich. Dass ich so lange liegen blieb, war also nicht dem Schlaf geschuldet, sondern der Paralyse eines emotional Erschlagenen.

Aufgestanden war ich erst, als ich für meine Totenstarre keine Lage mehr fand, in der jetzt noch eine Minute länger hätte aushalten können. So ins Leben gezwungen hatte ich mir den Kaffee vom Vortag aufgebrüht und saß appetitlos vor einem leeren, ungespülten Teller. Neben dem Teller stand ein überquellender Aschenbecher. Lauter bis zum Filter heruntergerauchte Stumpen. Dahinter lagen mit gehörigem Abstand auf der Resopalplatte, die als Esstisch fungierte, fein säuberlich zwei Eintrittskarten für das Fußballspiel zusammen mit einer Haftnotiz, auf die David in Großbuchstaben ‚Samstag!' geschrieben hatte. Die hatte er mir beim Abschied mal wieder unbemerkt auf die Windjacke geklebt. Haftnotizen waren ein Tick von David. Überall und in allen Farben brachte er seine Kommentare an: Im ganzen Krankenhaus hinterließ er damit seine Spuren, auch am Personal („Bist meine Lieblingsschwester") und eben an mir. Sie waren bunte Zeugnisse seiner Lebensfreude („Das Leben ist schön"), die ausnahmslos Nettigkeiten („Ich mag dich") enthielten, doch sah ich mich stets außerstande, diese Nettigkeiten zu erwidern. Dabei wäre doch, das war mir damals schon klar – schon klar! – nichts leichter gewesen, als ihn in den Arm zu nehmen und ihm zu sagen, dass ich ihn auch mochte. Das wäre ja noch nicht einmal gelogen gewesen. Stattdessen habe ich die Wohltaten aufgesogen wie ein Schwamm, in der Überzeugung, dass ich sie nötiger hatte als er.

Vielleicht mochte ich David zu sehr; vielleicht mochte ich ihn so sehr, dass ich fürchten musste, er würde einen zu großen Einfluss auf mein Leben nehmen. Es muss mich die Angst getrieben haben, dass ich, statt mich frei zu entfalten und mich nach meinen Vorstellungen zu entwickeln, das Geschöpf eines Anderen würde, so würde, wie

David mich gerne hätte, nicht aber, wie ich mich gerne hätte. Und in letzterem lag die Crux: Mir war und ist nicht klar, wie ich mich gerne hätte; mir war und ist nur klar, dass mir darin niemand reinreden darf. Niemand. Deniz nicht. Und auch David nicht. Vielleicht schreckte mich gerade die Nähe, die David suchte und die ich als Einschränkung meiner Freiräume empfand. Mir war die Intimität einfach unangenehm und mir war, als müsse ich an mir selbst ein Exempel statuieren, dass ich jeglichen Manipulationsversuchen an meiner Identität widerstehen kann, dass ich keiner noch so großen Verlockung nach Veränderung nachgeben würde. Als ich den Entschluss dazu gefasst hatte, griff ich nach der Schachtel neben dem Aschenbecher, aber die war leer. Ich hätte eine neue holen müssen. Aber selbst dazu konnte ich mich nicht aufraffen.

Ich legte mich wieder ins Bett, wo ich lustlos in Illustrierten blätterte, immer wieder zum Funkwecker hinüberschielend, ob der Tag nicht bald vorüber wäre. Dazwischen fügte ich zusammenhangslose Gedankenfragmente zusammen, trank einen Schluck des kalten Kaffees und fuhr ziellos im Zimmer auf und ab, immer wieder kurz davor, den Pyjama gegen Streetwear einzutauschen und ins Krankenhaus zu fahren, besann mich doch anders und verkroch mich stattdessen in den Daunen. So ging das in zäher Wiederholung fort. Die Zeit hatte sich zu einer gallertigen Masse verdickt, in der der Sekundenzeiger nur äußerst mühselig vorankam, sich von mir aber auch nicht anschieben ließ. Zu diesem Zeitpunkt war es längst der längste Tag meines Lebens. Er sollte aber noch länger werden. Viel länger. Aber sowas von länger!

Ein sonnenheller Blitz lässt mich zusammenzucken. Noch halb verhaftet in meinen Erinnerungen suche ich instinktiv die Armaturen nach einer Tachonadel ab. Ein zweiter, noch hellerer Blitz verschafft mir die überflüssige Gewissheit, dass wir in keine Radarfalle geraten waren – wie könnte der Geltungsbereich der Straßenverkehrsordnung sich auch bis hierher erstrecken? –, was zwar mein Punktekonto entlastet – wie viele Punkte wohl Kai V – war er noch im Amt? – für eine Geschwindigkeitsübertretung mit Überlichtgeschwindigkeit gegeben hätte? –, nicht aber mein ängstliches Gewissen. Schließlich ist es nicht die fiktive weltraumbehördliche Bearbeitungsgebühr –

What a fee, Ling –, sondern das wirkliche interstellare Geschehen, das nach einer beruhigenden Erklärung verlangt.

„Was war das?“, frage ich.

„Was?“, kommt es prompt vom Neltie zurück, als wäre nichts geschehen.

„Na, das eben!“, bedränge ich Ling mit schneidendem Ton. Doch der gibt sich unbeeindruckt: „Verzeihen Sie, aber es passiert so viel im Universum, dass die Zahl der Ereignisse, die Ihre Weltlinie schneiden, unermesslich ist“, höre ich ihn in neunmalkluger Manier sagen, „und ein ostentatives ‚Das‘ unterbestimmt den Bezug schon allein bei zwei Ereignissen.“

„Ach ja?“

„Auf gut Deutsch: Woher soll ich wissen, worauf Sie sich beziehen? Jedes Wesen ist anders: was Sie bemerken, geht an Anderen unbemerkt vorüber.“

„Aber nicht an dir!“

„Auch an mir“

„Aber nicht die beiden Blitze“, lasse ich nicht locker, „die beiden Blitze, kahretsin, die musst du doch wahrgenommen haben!“

„Soso, die Blitze also?“

„Ja, die Blitze! Was war das?“

„Eine Botschaft.“

Ich bin von den Socken: „Eine Botschaft? An uns? Von wem?“

„Das weiß ich nicht, ich habe nicht darauf geachtet.“

Nicht darauf geachtet? Er hat nicht darauf geachtet! Das soll ich glauben? In diesem Nichts von einem Nichts taucht eine Botschaft auf und der große Meister beachtet sie nicht, weil angeblich gerade Interessanteres passiert? Weil im Universum die Lebewesen sich so dicht drängen, dass ihr Klatsch und Tratsch sich zu einem Stimmengewirr ballen, dessen Kakophonie unbeachtet im Papierkorb des Banalen und Trivialen landen kann? Ist die babelsche Sprachverwirrung im Universum so groß, dass von einem Ende zum anderen nur mehr ein Rauschen über den Äther läuft, dem außer eingefleischten Schlapphüten niemand etwas abgewinnen kann? Da haben mir unsere Astronomen etwas Anderes erzählt: Außerirdische? Ja, könne es geben; aber wenn, dann nur ganz weit weg – Leben könne nur unter einmalig günstigen Bedingungen entstehen und sei ent-

sprechend rar, ganz ganz rar! Nein, wirklich, was für ein Irrtum! Und da soll man nicht glauben, wir Erdlinge lebten noch immer auf einer flachen Scheibe im Zentrum des Weltalls!

Wie können wir da auf einen Funken erhellenden Lichts hoffen? Der Zustand geistiger Umnachtung ist auf Erden von außergewöhnlicher Beharrlichkeit, beim Einzelnen genauso wie bei Familien, Gruppen und Gesellschaften. Wohin von außen kein führendes Licht fällt, tappen wir wie Schlafwandler mit geschwellter Brust durch die Nacht unserer Irrtümer, halten das Stolpern für unausweichlich und finden uns im Schutz der Dunkelheit auch noch rein und schön. Und das ein Leben lang, über Generationen hinweg, bis, ja, bis ein Türchen von der Art der US-Luke sich einen Spalt weit öffnet, durch den hindurch der rote Teppich ins Licht der Erkenntnis, in ein Eden ohne offene Fragen ausgerollt sichtbar wird. Seit Urzeiten hoffen die Nachtgestalten darauf, dass sich ihnen eine solche Luke öffnet. Sie hoffen darauf, weil ihnen ihr Unwissen besser begründet ist als ihr Wissen. Sie hoffen darauf, weil ihr Tageslicht unter dem Scheffel der Logik erlischt. Und sie hoffen darauf, weil ihnen aus der Nacht nur die Dämmerung in den Tag verhilft, wohl wissend, dass es Manchem nie dämmert, nicht einmal in Ansätzen. Eine solche Nacht kann sich strecken, länger noch als mein längster Tag. Der begann um 13:31 Uhr sein Ende zu nehmen. Das Spiel zwischen dem VfB und den Kickers lief bereits eine Minute. Damit war die Entscheidung endgültig, denn jetzt war es eh zu spät. Die Uhr hatte mir dankenswerterweise die Entscheidung abgenommen. Wie erlöst musste ich in einen leichten Schlaf gefallen sein.

Als ich wieder aufwachte, war bereits Halbzeit. Ich klappte mein Vidphone auf, um mir den Pausenstand anzeigen zu lassen: ein erbärmliches 0:3. Die Kommentare zum Spiel waren ätzend bis hämisch; einige Fans hatten die Nasensegel gestrichen voll und enttäuscht das Neckarstadion bereits verlassen. Von Leistungsverweigerung war die Rede, von Unvermögen, von einem Hefenkick. Während ich das las, änderte sich die Anzeige auf 1:3. Sollte da doch noch was gehen? Aber da fiel schon das nächste Tor für die Blauen. Ich klappte das Vidphone zu, widmete mich erneut den Zeitschriften und aktualisierte die Fußballseite auf dem Phone erst eine halbe Stunde später wieder, eher beiläufig als gezielt, und erfuhr, dass es bei einem

Rückstand von zwei Toren und einer verbleibenden Spielzeit von 7 Minuten einen Freistoß für den VfB an der Strafraumgrenze der Kickers gab. Und tatsächlich gelang den Roten der Anschlusstreffer. Plötzlich überschlugen sich die Kommentare von ‚Wahnsinn' bis ‚Nicht auszuhalten' – die Fangemeinde hatte wieder Hoffnung geschöpft, und das Spiel begann mich nun doch zu interessieren.

Ich wechselte von der Nachrichtenseite auf den Liveticker, wo ich an der Animation des Spielfeldgeschehens unschwer erkennen konnte, dass die balltreterischen Aktivitäten, abgesehen von einigen Befreiungsschlägen, sich völlig in die Hälfte der Kickers verlagert hatten; allerdings ohne, dass sich eine zwingende Chance für den VfB ergeben hätte. Als der Rechtsaußen ohne Ball und völlig unbedrängt im Strafraum zu Boden ging, war wohl nicht nur ich verblüfft darüber, dass der Schiedsrichter daraufhin auf den Punkt zeigte. Der aufbrausende Protest von der Bank der Kickers und ihrer mitgereisten Fans führte zu einer aufreizend langen Spielunterbrechung. Vor der letzten Aktion in der regulären Spielzeit muss es im Neckarstadion zu chaotischen Tumulten und tumultuösen Chaossen gekommen sein. Später hieß es, die Proteste hätten sich nicht gegen das Foul gerichtet, es sei ihnen nur darum gegangen, das Nervenkostüm des Schützen akustisch zu strapazieren und dessen nervöse Anspannung in die schwindelerregende Höhe des Schallpegels hinauf zu schrauben bis unter die Richtantenne ihres Neunzehnhundertsechsunndfünfzig auf der heimischen Waldau errichteten Schutzpatrons. Den Roten war davon nichts anzumerken; sie waren sichtlich damit beschäftigt, aus ihrer Mitte denjenigen zu küren, der den Strafstoß verwandeln sollte.

Schließlich legte der Gefoulte selbst sich den Ball zurecht, was er mehrmals tun musste, weil die aufgebrachten Gegner das Leder immer wieder wegstießen. Als es dem Schiedsrichter nach einer Viertelstunde gelungen war, den Strafraum zu räumen, gab er mit zum Himmel gestreckten Arm und einem kaum hörbaren Pfiff den Ball frei. Der Rechtsaußen zog sich noch einmal die Stutzen hoch, maß das Tor samt Torhüter und konzentrierte sich dann auf den fünf Meter vor ihm liegenden Ball, dem er sich von rechts in einem Bogen geschwinden Schrittes näherte. Die Stollen am Fuß des Stemmbeins in den Rasen bohrend drosch er mit dem linken Fuß auf das Leder, das für Sekundenbruchteile aus der Zeit sprang, in ein totenstilles Stadion mit reg-

losen Anhängern, um dann an die Latte zu klatschen und von da ins Toraus zu springen. Abstoß. Den noch auszuführen bedeutete – mit einem Klopfen auf seine Armbanduhr – der Unparteiische dem Torhüter, der sich im Siegestaumel begriffen gar nicht mehr einkriegen wollte oder konnte. Mit gereckter Faust ging er ans Werk, wie es später hieß, um den Ball in die Tribüne zu bolzen, rutschte aber in seinem Übermut ab, traf den Ball nicht richtig, dafür aber den Hinterkopf des verzweifelten Elfmeterschützen, der wie versteinert noch immer am Tatort weilte, von wo er, der Ball, schließlich doch noch zum Ausgleich ins Netz trudelte. Es dauerte eine ganze Weile, bis sich das Ereignis auch unter den Spielern herumgesprochen hatte: es stand 5:5, das Spiel musste in die Verlängerung, in der das nächste Tor entscheiden würde. Spätestens ab dem Moment, wo kein Team mehr einen Rückstand wettmachen konnte, schlug das Derby mich voll und ganz in seinen Bann. Vergessen war, dass ich so gut wie nichts gegessen hatte, dass ich das Spiel mit David auch hätte live erleben können, dass ich eigentlich schlechter Laune war. Es gab nur noch mich und das Spiel.

In der Verlängerung sah es zunächst ganz danach aus, als würde die Mannschaft mit dem Brustring ihre von Erfolg gekrönte Aufholjagd tollkühn vollenden, doch fanden die Blauen in aufopferndem Kampf mit einer Reihe von Pressschlägen und Blutgrätschen wieder zurück ins Spiel und bekamen zum Lohn dafür nun ihrerseits einen nicht unumstrittenen Strafstoß zugesprochen. Wäre der verwandelt worden, wäre das Spiel erst gar nicht mehr angepfiffen worden. So aber musste sich der VfB im Anschluss an den verschossenen Elfmeter weiterhin den wütenden Angriffen der Kickers erwehren, die aber ihrerseits aus ihren Großchancen kein Kapital zu schlagen vermochten. Mit der Zeit geriet das Spiel zu einem erbarmungslosen Kräftemessen, in dem sich die von Krämpfen geschüttelten Spieler kaum noch auf den Beinen halten konnten. So war es denn an diesem denkwürdigen Samstagnachmittag der halblebige Rückpass eines Innenverteidigers, der das Spiel um 17:11 Uhr entschied, weil der Tormann der Kickers das kümmerliche Zuspiel seines Mannschaftskameraden nicht mehr erlaufen konnte.

Den nächsten Morgen machte ich mich früher als sonst auf den Weg ins K.O.-Spital. Über Nacht hatte es Frost gegeben und der starke Wind übte schon einmal spielerisch an Dachrinnen und Laternenpfählen für die großen Herbststürme; stark genug, um mich frösteln zu lassen; – in meinem Satinhemd, das ich nur lose zugeknöpft hatte, war ich für diese Jahreszeit ohnehin viel zu leicht gekleidet. Aber das machte mir nichts aus. Egal woher der Wind auch wehen mochte, dank des gewonnenen VfB-Spiels hatte ich Rückenwind, aber sowas von Rückenwind! Viel zu früh passierte ich die verrosteten, chronisch überfüllten Rückgabecontainer für gebrauchtes Spritzbesteck, die ein von Betäubungsmitteln profitierendes Bestattungsunternehmen aufgestellt hat auf dem Gelände der ehemaligen Villa Berg, von der nichts mehr zu sehen ist als der aufgebrochene Stahlbeton einer ruinierten Einkaufspassage, die einst an der Stelle des klassizistischen Baus errichtet worden war. Von da ab musste ich mit angezogenen Arsch- und Bremsbacken rollen, um nicht durch ein zu zeitiges Eintreffen meine um das schlechte Gewissen noch gesteigerte Wiedersehensfreude zu verraten. Was würde David wohl zu dem unglaublichen Spiel sagen? Ob er es auch auf seinem Vidphone mitverfolgt hatte?

Als ich mich ins Foyer schob, war dort mehr Betrieb, als sonst um diese Uhrzeit üblich ist. Wider Erwarten war ich durchaus nicht der erste Besucher. Am Empfang vor mir standen ein gebücktes Mütterchen mit Kopftuch sowie ein indischstämmiger Paschtune mit mächtigem Schnauzbart und Turban; neben ihnen, mit jeweils einem Stethoskop und einem Pager in den weiten Taschen ihrer weißen Kittel, zwei Ärzte, die ins Gespräch vertieft waren mit einem ernst dreinschauenden Mittvierziger, der in einer dunkelgrauen Livreeaus dem Zeitfenster gestürzt sein musste. Das Grüppchen war umringt von einer Schar polnischer Pennäler, die dank der freien Betten im Spital ihr Schullandheim in Stuttgart verbringen konnten. Aber David war nicht darunter. Auch in den Gängen sprang kein übermütiger Kobold hinter einer der vergilbten Zargen der Türen hervor, die allesamt geschlossen waren. Nur Davids Tür stand offen. Ohne zu klopfen trat ich ein. Davids Lieblingsschwester war gerade dabei, sein Bett frisch mit einem Spanntuch zu beziehen. Von ihr erfuhr ich, dass David in den frühen Morgenstunden überraschend verstorben war.

Eine zwiespältige Überraschung, wie sie sich ausdrückte, denn einerseits musste jeden Tag damit gerechnet werden, weil der Tumor in Davids Schädel bei seiner Einlieferung vor damals über drei Jahren schon die gesamte Kortex überwuchert hatte und sich unersättlich tief in das darunterliegende Nervengewebe weitergefressen habe; andererseits aber habe er den Tag, der noch dazu sein Geburtstag war, gewohnt lebhaft begonnen, eine Kerze mit einem Streichholz, das er wer weiß woher stibitzt hatte, angezündet und heiter vergnügt sich selbst Geburtstagsständchen dargeboten. Seit Tagen sei David, ihr, der Schwester, in den Ohren damit gelegen, was er an dem gestrigen Tag alles unternehmen wollte mit einem Freund, der ihn entführen käme auf einer vierrädrigen Chopper mit Allradantrieb, auf der er eine Runde auf dem Schattenring drehen würde usw., man kenne das ja: Mal seien es Freunde, mal die Eltern, seine Phantasie habe einfach keine Grenzen gekannt und immer wieder neue Bezugspersonen erfunden. – Erfunden? Seine Eltern erfunden? Ich muss ziemlich konsterniert aus der Wäsche geguckt haben, da mich die Schwester sofort fragte, ob sie mir ein Glas Wasser bringen solle, was ich verneinte und sie stattdessen bat, weiter zu erzählen. Da sei nicht viel zu erzählen, erwiderte sie, man habe förmlich zusehen können, wie sein Zustand sich verschlechterte: als die erste Kerze heruntergebrannt war, habe sich auch die Hochstimmung des Jungen wieder gelegt, allerdings weit unter Normalmaß. Von irgendwoher habe er noch eine zweite Kerze aufgetrieben und ebenfalls angezündet. Die musste ihm, aus medizinischer Sicht, den Sauerstoff im Zimmer streitig gemacht haben, denn David sei immer blasser geworden, habe vom Mittagessen nur in der Suppe herumgelöffelt und das Abendessen schließlich ganz verweigert. Die Untersuchung vor der Visite habe keinerlei körperliche Veränderungen bei dem jungen Patienten erbracht, aber sie, die Schwester, sei sich sicher gewesen, dass irgendetwas nicht stimmte, obwohl sie, solange die Kerze noch brannte, immer wieder gelüftet hatte; und Davids Tod habe ihr letztlich Recht gegeben.

Mir stiegen Tränen in die Augen; zitternd und mit einem dicken Kloß im Hals verließ ich das Zimmer. – Nein, das tat ich nicht. Ich war ruhig und gefasst, sagte mit ungetrübter Stimme, dass das alles sehr traurig sei, und sah, den Vorhang leicht zur Seite gezogen, durchs Fenster der abfahrenden Straßenbahn nach. Keine Träne, kein

Schlucken, kein gar nichts. David hatte eine Leere hinterlassen, die ich nicht zu füllen vermochte. Mich in kondolenten Konventionen übend tat ich teilnehmend und schnappte mir in einem unbeobachteten Moment in nicht minder eingeübter Routine den Peyote, machte mit dem Rollstuhl kehrt und fuhr, der Krankenschwester einen schönen Sonntag wünschend, zum Rauchen zurück in den Eingangsbereich. Dort durchlief mich wie ein Paternoster die immergleiche Kette von Gedanken: David hatte keine Angehörigen, ich war sein einziger Freund, ein Freund, der ihm versprochen hatte, ihn zu besuchen, an einem Tag, der sein Geburtstag war, auf den er sich sehr gefreut haben musste, weil er, David, ja jetzt einen Freund hatte, einen Freund, der, ohne dass er davon wusste, Karten hatte für ein Fußballspiel, das zu sehen David sich noch nicht einmal zu wünschen getraut hatte. Kabine an Kabine rumpelten die Gedanken den Kirchturm einer kognitiven Kathedrale rauf und runter; dazu drang vom Chor ein Ave-Maria herüber, den lateinischen Sermon von der Kanzel kontrapunktierend. Davids Messe. Sein Lebenslicht glomm hell an einem kurzen Docht; und so schnell er auch sein Lebenslicht verschwendete, so sehr ließ er andere großzügig sich daran wärmen, ohne dass er je etwas Wärme zurückbekommen hätte, eine Gunst, die er nur ein einziges Mal für sich einforderte, ein einziges Mal, nur um dann enttäuscht zu werden. Jetzt war er einsam und enttäuscht gestorben, ohne konvektive Einlassung meinerseits, also ohne ihm gesagt zu haben, wie sehr ich ihn mochte. Ich war nahe dran, ihm das vorzuwerfen.

Zwei Zigarettenlängen später knöpfte ich mein Hemd zu bis zum Stehkragen und bemerkte dabei, dass sich unter den Achseln Schweiß gebildet hatte, der das Satin dunkel einfärbte. Das Nikotin der dritten Zigarette schoss meine Gedanken schließlich aus dem Paternoster durch Schiff und Portal in einen Kessel wechselnder Fangesänge zu rhythmischem Klatschen der Schlachtenbummler: ich stellte mir David im Neckarstadion vor, den kleinen Racker in seinem rot-weißen Trikot, den geröteten Pausbäckchen im vor Aufregung weiß glänzenden Gesicht und den fleischigen Knubbelohren unter der Pudelmütze, auf der bei jeder Bewegung der rot-weiße Wollbobbel mitwackelte. Mein kleiner Freund inmitten geschwungener Fahnen und Schals. Ich stellte mir vor, wie er mich mit seinen blass-klaren

Augen dankbar anstrahlte – das erste Mal im Stadion – und wie er den Mischmasch aus Gesängen und Durchsagen, aus Zigarettendunst und dem Geruch von Bratfett mit jeder Pore tief in sich einsog. Um wie viel stärker all die Eindrücke auf sein jungfräuliches Gemüt gewirkt hätten als auf mich hartgesottenen Fußballstricher! Seine unbändige Freude beim Torjubel, erst unschuldig und gehemmt, dann ungestüm und enthusiastisch. Schließlich der kindliche Stolz, seine Mannschaft bei diesem denkwürdigen Sieg unterstützt zu haben. Ein tosender Wasserfall von Glücksgefühlen. Das hätte sein Geburtstag sein können. Selbst wenn David trotzdem gestorben wäre, wie anders wäre er gestorben.

– Ein anonymer Ankläger warf mir beharrlich vor, dass ich David um dieses Glück gebracht hätte. Mein Pflichtverteidiger schwieg dazu; schlechtes Gewissen auf Bewährung lautete der Richterspruch.

Die sitze ich aus! – dachte ich mir, schnippte den Filter auf den Boden und rollte mit dem rechten Hinterrad darüber. Als hätte ich für den damaligen Tag nichts anderes geplant gehabt, ließ ich die Pädiatrie links liegen und fuhr mit dem Aufzug in die onkologische Abteilung. Dort lag auf Zimmer 317 der Prof, beziehungsweise das, was die Therapie von ihm übriggelassen hatte. Der Prof, der Altphilologe Prof. Dr. Dr. Max Manfred von Hammereck, war schon immer von hagerer Gestalt und schon immer glattrasiert. Nie auch nur eine Bartstoppel im Gesicht. Haare waren unwillkommen. Jetzt fehlte zusätzlich der strenge Seitenscheitel über der flachen Stirn ebenso wie die dunklen Augenbrauen und Wimpern; vor allem aber fehlte das dichte Gestrüpp, das früher aus den unanständig großen Nasenflügeln einer ansonsten unscheinbaren Hakennase mit schmalem Rücken wucherte. Auf deren Höcker ruhte wie eh und je die rahmenlose Nickelbrille mit Gleitsichtgläsern als Insigne seiner unverbrüchlichen Gelehrsamkeit; die Augen hatte er geschlossen. Dennoch spürte ich, dass ihm meine Gegenwart eine gewisse Befriedigung bescherte. Verständlich angesichts der Tiefschläge, die er im gelebten Leben wegstecken musste: Erst die Deklassierung der Professörchen durch die Kais, dann die endgültige Entlarvung der falschen Profeten durch die N0ll-Theorie und oben drauf noch die Chemokeule. Das muss echt hart sein für jemanden, der es gewöhnt war, Menschen um sich zu scharen, die ihn oder sein Wissen bewunderten. Ich gehöre nicht dazu, aber sowas von

nicht! Sehr zum Leidwesen des Prof. Ausgerechnet mich hätte er nur zu gerne zu seinen Jüngern gezählt. Aber nicht mit mir! Mich kann niemand deklassieren oder entlarven!

Weit davon entfernt, seine widerlegten Theorien aufzugeben, machte der Prof seine zu Müll degradierte Mythologie zu einer fanatischen Myssion, deren antiquierte Überreste zu predigen er fortan nur umso mehr für seine hehre Pflicht hielt. Unbeirrt ging er den Weg des Kokugaku vom Katheder an den Katheter. Noch bis zum Tage seiner Einlieferung ins K.O.-Spital marschierte er zweimal die Woche mit demonstrativ erhobenem Kinn, die handgeschriebenen Notizen in einem Lederetui unterm Arm, an das mit Buntstiften und Taschenmessern signierte Holzpult eines verwaisten Hörsaals der Universität. Seine Alma Mater hielt Max von Hammereck bis an das Ende seines Lebens für das Pantheon der Welt. Dort durfte er ungestört vor einem erlesenen Publikum der verirrtesten aller verwirrten Studentenseelen die ganze Palette seiner rhetorischen Taschenspielertricks vorführen. Seine Hände, die dabei wichtigtuerisch und hektisch gestikulierend durch die Luft wirbelten, lagen jetzt mit den Handflächen nach unten neben seinem zugedeckten Körper, der, im Verschwinden begriffen, sich nur unwesentlich vom Laken abhob und die aufgeschlagene Decke so gut wie nicht wölbte. Einziges Lebenszeichen war das ruhige Zischen der sich gleichmäßig auf- und abbewegenden Kolben des Beatmungsgerätes. Wie immer sagte ich kein Wort. Wie immer ging ich grußlos nach einer halben Stunde. Und wie immer nahm ich das Essenstablett mit zu den in den Gängen abgestellten Transportwägen. An der Seite des Tabletts klebte an diesem denkwürdigen Tag eine grüne Haftnotiz: „Schmeckt nicht!“ Wie wahr, die ganze Sache schmeckte mir ganz und gar nicht. Nach meinem Geschmack hätte ich den Tod des Einen sofort gegen das Leben des Anderen eingetauscht.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 053 Version 1.0
by User: Mace

Die ganze Theorie bringt mich nicht weiter. Was ich mir zusammenreime, ist eben das: Reim – eine harmonische Begleitmelodie zu meinem disharmonischen Leben, das Phantom einer Ordnung, eines

Gefüges in einem Mikrokosmos verkanteter Streben, vernarbten Gewebes und unauflöslicher Knoten. Wenn dieses schrundige Leben einen glänzenden Gedanken gebiert, verengt sich die Genese des Selbstbildes auf dieses erratische Ereignis, geflissentlich die ihn einhüllende und nährende Nachgeburt ausblendend, die schleimig kündet, wessen Mutter Sohn der Gedanke ist. Der Urschleim aber ist es, in dem ich zäh mich bewege, der mich unsichtbar beengt. Doch in diesen Schleim zu greifen, ihn zu formen, davor schrecke ich zurück. Lieber mache ich mir einen Reim auf ihn; lieber halte ich die Illusion am Leben, Schöpfer zu sein, als dass ich mich als ein Geschöpf dieses Schleims begreife.

Sonst droht etwas Bestandteil meines Selbsts zu werden, das nicht von mir stammt, nicht meine Handschrift trägt. Sonst würde ich der Existenz von etwas beipflichten, dem ich meine Existenz verdanke. Schlimmer noch, es könnte aus dem Schleim etwas entstehen, dessen Nähe mich erdrückt, dessen Präsenz sich verselbstständigt und mich zu Unzeiten behelligt und heimsucht. In der Übersprungshandlung des Theoretisierens liegt eine perfide Absurdität: Wozu ich den Willen nicht aufbringe, was ich zu tun nicht wage, tue ich letzten Endes doch, ich tue es unwillkürlich, vor mir selbst verheimlichend, wie ein Quirl unter Strom, der den Schleim zu sinnstiftendem Schaum schlägt, eine vollautomatische Fabrik, die sinnlos Sinn für ein Sinngebäude produziert, dessen Bausteine nicht aufeinander passen und die Quader für Quader verrutschen auf dem schleimigen Grund, immer am Rande des alles zerschmetternden Einsturzes.

Nie würde ich mich an die Konstruktion einer Residenz auf solch glitschigem Grund wagen, geschweige denn darin einziehen. Dennoch behause ich meine Weltentwürfe wie ein defekter Automat, der sich nicht abschalten lässt. Als wäre ich ein von Geburt Schiffbrüchiger, der in einem Meer von Schleim zu ertrinken droht und ekel Ausschau hält nach einer rettenden, reinen oder zumindest schleimfreien Insel, die sich jedoch nicht anders aufwerfen kann als dadurch, dass ich sie erbreche: Jede Insel ist selbst ein Haufen Schleim; herausgespuckt, herausgewürgt von einem, der den Schleim weder schlucken noch Schleim sein lassen kann. Oja, das Selbst ist das schützende Eiland, das wir ohne Selbst nicht betreten können, es am

rettenden Ufer abstreifen müssten, was aber hieße, mit der Insel im Schleim unterzugehen. Was bleibt, ist ein hoffnungsloses Strampeln, ein Umsichkeilen mit Händen und Füßen, die sich in den Schleim krallen und die Blasen eines Egos schlagen, was nichts bewirkt, als dass wir noch wilder strampeln, noch stärker um uns keilen, mit der Verbissenheit eines Hütehundes und der Angst eines Kaninchens vor dem Verlust dieses Egos.

Wie es wohl wäre, wenn ich die schleimige Fruchtblase zum Platzen brächte, wenn ich all meine Theorien ablegen und die Welt wie ein Nuller begreifen könnte? Das fragt' ich vergebens, vergebens hofft' ich auf Antwort. Im so gearteten Bemühen, die Welt zu begreifen, liegt eine fatale Vergeblichkeit. Sie gleicht der Ankunft an der unwirtlich kahlen Endstation menschlicher Erkenntnis: des Wissens um das Nichtwissen – oder zumindest des Wissens um die Unterlegenheit des eigenen Wissens unter ein Besserwissen, dessen umfänglicher Vorsprung in der Wesensverschiedenheit dieses Wissens begründet liegt. Es ist ja nicht so, dass unsere Theorien eine eindimensionale Beschreibung einer mehrdimensionalen Wirklichkeit abgäben oder ihnen ein Farbton im Spektrum fehlte; es ist doch vielmehr so, dass kein Mensch sagen kann, was genau den anthropogenen Theorien (menschlichen Ursprungs) abgeht, denn die Wesensverschiedenheit, von der hier die Rede ist, markiert den Grenzstein des dem Menschen diesseits Zugänglichen zum jenseitigen Trans-zendent-Übermenschlichen; wobei die Transzendenz selbst nur ein sprachlicher Behelf ist zur Charakterisierung eines als existenziell empfundenen Dilemmas.

Die Vergeblichkeit, die in diesem Dilemma zum Ausdruck kommt, ist schon darin angelegt, dass ich es bin, der die Welt begreifen will, wo doch das Ich dem Begreifen im Wege steht – es unmöglich macht. Wir verstehen N0ll nicht und werden es nie verstehen. Was nicht einfach an unseren beschränkten Kapazitäten liegen kann, denn sonst würde Kai V die Theorie der Nuller verstehen. Kais Unvermögen und Lings Fertigkeiten lassen uns die Transzendenz spüren, ohne sie uns zu erklären. Die einzige Erklärung, die die Menschheit hervorgebracht hat und die von Kai V autorisiert wurde, ist eine Erklärung für die endeffektive Diskrepanz der Theorien: N0ll kommt ohne Null aus.

Wir machen gleich eine Vollbremsung. Das Gurtsymbol blinkt nervös auf allen Monitoren. Ich drücke die halb abgebrannte Venenosita am Gehäuse der Atemluftsensoren aus und stecke sie zurück in die Schachtel, um mich nach vorne zu schwingen. Doch schon beim Anspannen der Bauchmuskeln merke ich, dass der Impuls zum Pariten – das funktioniert so ähnlich wie der Felgaufschwung am Reck, nur eben ohne Reck – zu groß ist, sodass ich ungebremst auf die Frontscheibe klatsche und mit dem rechten Knie beinahe den Steuerknüppel entriegele. ¡Ay caramba, was hätte der Ling da wieder gekotzt! Aber von ihm kommt kein Kommentar. So setze ich mich ebenfalls kommentarlos im Sitz zurecht und verankere die feuerroten Schlosszungen mit einem Klick in den Gurtschlössern. Da merke ich instinktiv, dass irgendetwas anders ist als sonst. Mit wachsendem Unbehagen schaue ich mich um. Es ist nicht die Sternformation und auch nicht die Anzeige auf den Armaturen; es ist irgendetwas Wesentliches. Und da sehe ich es.

„Wir nutzen die Jet-Strahlung des Quasars auf Halbzehn, um die Akkus für die Bordelektronik aufzuladen“, reißt mich Ling aus meinen Gedanken, als wüsste ich nicht längst, dass das Falten durch den Weltraum nur das Wenige an Energie verbraucht, das nötig ist, um das Dasellicht für die Steuerung zu erzeugen. Das ist selbst im Vergleich zur Innenbeleuchtung wenig, ganz zu schweigen von den Megawattstunden, die für Heizung, Recycling und Stereolithographie draufgehen. Neu daran ist für mich nur, dass wir zum Tanken anhalten müssen, war ich doch davon ausgegangen, dass die Hintergrundstrahlenkollektoren genügend Energie während der Fahrt aufnehmen. Einen Quasar, an dem Ling den Pitstop einlegen will, kann ich aber in dem Sternengraffiti um uns herum nicht ausmachen. Ich will mich gerade wieder der Merkwürdigkeit zuwenden, da walten Fliehkräfte sinnlos an meinem angeketteten Leib, wie eine Armada von Adlern, die mit spitzen Krummschnäbeln nach meiner Leber hacken, deren Nachwachsen nicht mir gilt zur Reinigung des in Sturzbächen ausströmenden Blutes, sondern allein den gierigen Schnäbeln zur makabren Fütterung. Als die Adler endlich von mir ablassen, sehe ich mit blutunterlaufen Augen unsere Tankstelle: ein astraler Gugelhupf mit schwarzem Loch in der Mitte, durch das eine Kerze gesteckt

ist, an deren beiden Enden ein Docht glimmt. Der SamSarah kommt in der Verlängerung der Kerze zum Stehen und die LEDs für den Ladezustand der Akkus wechseln die Farbe in ein dunkles Grün.

Das mag für Astrophile ein güzel-galaktisches Spektakel sein, und unter anderen Umständen würde der Tankvorgang mir sicher ein, wenn nicht bewunderndes, so doch anerkennendes Staunen entlocken, wäre da nicht etwas, das mich weit mehr beschäftigt, nämlich: Warum hängt die Haftnotiz vom Todesstern auf dem Kopf? Oder dieselbe Frage ins Beunruhigende gewendet: Wer hat sie umgekehrt aufgeklebt? Ich bin mir sicher, dass ich beide Haftnotizen an der Strebe gleich ausgerichtet hatte. Und jetzt tanzt der Todesstern aus der Reihe. Was mochte das bedeuten? Täusche ich mich wider besseres Wissen doch? Sind diese minimalen Veränderungen im Gleiter eine Folge von Unbestimmtheiten beim Falten, gar von Lings Humor? Hat der Nuller die Haftnotiz verkehrtherum hingelacht? Mir wird der Knabe langsam unheimlich. Verstohlen linse ich aus den Augenwinkeln zu der schimmernden Kugel hinüber, die in chaotischen Entladungsblitzen ihrem Tagwerk nachzugehen scheint.

Als ich, um zu überprüfen, was Lings Blitze am Fahrzeug bewirken, aus dem Fenster schaue, ist der Quasar schon nicht mehr zu sehen. Stattdessen formieren sich in einem Gasnebel aus rot leuchtenden Körnern wie unter dem Einfluss eines Lichtjahre langen Sandsturms figürliche Wolkenbilder, ein Schauspiel, dem ich nur kurz beizuwohnen beabsichtige, verweile dann aber doch, weil eine Figur anzubahnen sich ankündigt, die ich allzu gut kenne. Verwundert reibe ich mir die Augen. Die Nebelkörner haben sich so zu einer schräg liegenden Ellipse zusammengefunden, dass der Eindruck einer gewölbten Fläche entsteht; eine Fläche mit sechs Löchern, die die rötlichen Himmelskörper freigelassen haben, und durch die hindurch die schwarze Tiefe des Weltalls drückt. Was anfänglich aussah wie ein poröser Schwamm oder ein aufgeschnittener Laib Emmentaler, zieht sich schließlich um ein kreisrundes Augenpaar zu Bögen in die Länge, während senkrecht dazu sich ein Schlitz öffnet. Die Figur, die dadurch entsteht, ist ganz eindeutig die exakte Kopie der Anonymous-Maske, wie sie auch der Skede tragen soll.

Malik al-Skede oder Mask hat wohl viele Namen und ist in wechselnden Gestalten immer wieder in Erscheinung getreten, manchmal sogar zeitgleich an verschiedenen Orten. Der Skede vereint auf sich allüberall die Hoffnungen auf ein selbstbestimmtes Menschsein, was ihn zu einer mythisch verehrten Erlöserfigur macht, der die Menschheit befreien kommt vom Joch der Propheten und der Profs, der Kais und der Kaiser, und nun auch von dem der Nuller. Al-Skede ist in der digitalen Welt zu einer Ikone geworden, dessen Wirken hinter jedem Ausrutscher der Weltgeschichte vermutet wird: für mehr oder weniger jedes Ereignis, das logisch keinen Sinn ergibt, wird dem Skede die Urheberschaft zugeschrieben. Egal ob es um die Krawalle auf Malle, das Antalya-Attentat oder die Hurghada-Hools geht, stets gilt Al-Skede als Strippenzieher und Kopf der Partysanen. Die vielen Masken-Aufkleber und Masken-Inschriften, mal ausgeschrieben, mal mit ♏ symbolisiert, die an den vermeintlichen Wirkungsstätten zurückgeblieben waren, befeuerten nur die Spekulation und Heldenverehrung. Selbst Deniz hat auf seinem Vidphone ein Wallpaper, das die Anonymous-Maske zeigt. Nur in letzter Zeit ist der Kult um den Skede etwas abgeflaut, was daran liegen mag, dass weniger Anomalien auftreten oder bekannt werden. Es sieht ganz so aus, als hätte Kai V, vielleicht dank N0ll, die Anomalien in den Griff bekommen.

Die sämtlichen Fehlentscheidungen eines Kais, die in den Erdchroniken regelmäßig ihren Niederschlag als Sabotageakte gefunden haben, bestanden eigentlich in Lappalien, passten aber nicht zur Null-Fehler-Mentalität der Kais. Einmal standen sämtliche Einträge der Blockchain für Sekundenbruchteile auf Null, dann überstieg die Kartoffelernte den Bedarf um 43 003 Kilokalorien, auch kamen in einem Dorf zwei Kinder mehr als sonst zur Welt. Das ist pro Kopf nicht viel, eigentlich nichts. Aber solche Fehler war man von den Kais nicht gewohnt. Wie gesagt, Lappalien. Den größten Fehlgriff tat für lange Zeit Kai II mit der Einsetzung eines debilen und amotorischen Immobilienhazardeurs mit den Allüren eines Preisboxers zum Statthalter in Washington D.C., den erst Kai III absetzte, weil Kai II so sehr um seine päpstliche Unfehlbarkeit gebangt hatte, dass er die Fehlbesetzung lieber im Amt ließ, als mit seiner Abdankung einen Fehler einzugestehen.

Dann kam das Napalm-Inferno von Parapanisos, das dem zigeunernden Skede endgültig eine Heimat gab, nicht zuletzt, weil damals das ansonsten so verhaltene Verhalten Kais III völlig außer Kontrolle geraten war und keine Anzeichen von Rationalität mehr erkennen ließ, die KI vielmehr agierte wie ein in Panik geratener Wasserbüffel. Das war nur wenige Tage, nachdem Deniz wie vom Erdboden verschluckt verschwunden war. Was er wohl gerade macht? Ob er noch an mich denkt? Wo mag er gewesen sein, als im Hindukusch der Noshak in Flammen stand, ein 7507 Meter hohes Fanal, das den Himmel pechschwärzte und wochenlang nur Asche aus ihm regnen ließ? Eine irrationale Verzweiflungstat, deren Zweck – mal wieder – niemand verstand.

Erst als die Sicht sich wieder aufklarte und das Wetter sich stabilisierte, wagte eine Seilschaft erfahrener Bergsteiger von Chitral aus eine Expedition zum Tatort über den Dorah-Pass. Als sie ihre Erkundungen abgeschlossen hatten und bereits den Rückweg angetreten waren, machten die Bergsteiger einen schauerlichen Fund. Sie hatten, um nicht mit leeren Händen heimzukehren, eine Route über die steilen und vereisten Felsspalten an der Nordseite gewählt, die bis dahin als unpassierbar galt. Dieses tollkühne Unterfangen hätte der Trupp beinahe mit dem Leben bezahlt. Und doch war es justament das Bergunglück, dem die Männer auf dieser Tour ihren Fund letzten Endes verdankten. Nach übereinstimmenden Berichten war einer der Bergsteiger in eine Gletscherspalte gestürzt und hing im Seil auf Höhe eines Felsplateaus, das von geschmolzenem Pyrit überzogen war. Als seine Kameraden den Verunglückten bei der Bergung auf dem Plateau medizinisch versorgten, fiel der Schein einer Stirnlampe am Ende des Granitvorsprungs auf eine Grotte mit erzhaltigen Stalagmiten, deren Spitzen noch glutrot glühten. Dazwischen lagen verstreut die verkohlten Überreste zweier menschlicher Kreaturen, an deren Gerippe die verschmorte Haut noch herabtriefte. Und das war längst nicht alles. Im Inneren der Grotte bargen sie im selben Zustand sieben weitere Leichname.

Damit war für die meisten klar: das an den Hindukusch entsandte Drohnengeschwader mit Napalmbomben im Schlepptau war ein Hinrichtungskommando Kais V. Eine totale Hinrichtung, eine Hinrichtung von menschlichen Wesen, die ihm gefährlich werden

konnten, vor denen die KI Angst hatte. Diese Wesen wurden Masker genannt, wobei MASK für Mutated Asymptotic Self-Knowledge steht. – Was man forensisch nicht alles rausfinden kann! Die Obduktion der Leichen ergab jedenfalls, dass die Masker in direkter Linie vom Neandertaler abstammen. Geopaläontologen vermuten, dass die Masker vor dem Homo sapiens in die Berge Afghanistans geflüchtet sein mussten, wo sie abgeschieden vom Rest der Menschheit 39883 Jahre von Stein und Eis gelebt haben, denn sonst gibt es dort nichts. Keine Hütten, Brunnen, Haustiere oder Waffen. Nicht einmal die Gebeine ihrer Ahnen hat man gefunden, auch keine Hinweise auf Bestattungen; weshalb die Forscher im restlosen Kannibalismus die primäre Nahrungsquelle der Masker vermuten. Mit ihrem mächtigen Kiefer unter der fliehenden Stirn seien sie anatomisch in der Lage gewesen, auch härtere Gegenstände als Knochen problemlos zu zermalmen.

Während hartgesottene Gipfelstürmer das Bergsteigergarn vom Yeti weitersponnen, betrat unverhofft eine Frau die Bildfläche, die so etwas wie einen Kronzeugenstatus in der Hindukusch-Masker-Affäre erlangt hat. Die völlig verstörte Angehörige eines kleinen afghanischen Hirtenvolkes, das am Fuße des Noshak gehaust hatte, beklagte, zwar etwas wirr und sich immer wieder verhaspelnd, aber letzten Endes in doch sehr eindringlichen Worten, weniger den Verlust ihrer Familie und ihrer Ziegen, die allesamt den Flammentod gestorben waren, als dass sie die Rache von einem Wesen fürchtete, das sie Fauq Bashri nannte. Die arme Frau war von einer derart entsetzten und verzweifelten, ja beklemmenden Furcht getrieben, dass sie sich eines Nachts unbemerkt aus den khakifarbenen Lazarettzelt mit dem roten Kreuz über dem Eingang schlich, zwei Eimer Kalk entwendete und oberhalb der ehemaligen Baumgrenze des Noshak auf das verkohlte Massiv der steileren Nordseite ein riesiges weißes M mit Pfeilschwanz kalkte, das im Tierkreis der Astrologen den Skorpion symbolisiert. Dieses Symbol war wochenlang weithin sichtbar und machte den Berg zum zweiten Mal in kurzer Zeit zu einem Mahnmal, zu dem Mahnmal einer heillosen Hybris, die Welt nach dem eigenen Bilde formen zu wollen. Geosophen zufolge sei dazu einzig ein Fauq Bashri oder Masker befähigt, weil er das einzige Wesen sei, das über valide Selbst-Kenntnisse verfüge, wenn auch nur asymptotisch –

daher das Akronym –, aber immerhin über genügend, um etwas überhaupt nach seinem Bilde formen zu können. Wir werden‘s nie erfahren, denn die Masker sind ja verbrannt und ausgestorben.

Dass dennoch Viele, wie Deniz, an der Fortexistenz der Masker festhalten, ist einem Umstand geschuldet, der in der Tat mysteriöser kaum sein könnte. Das Mysteriöse liegt im Geschlecht und Alter der geborgenen Masker. Fünf von ihnen waren weiblich, der Rest männlich; ihr Lebensalter wurde auf 5, 29, 53, 79 und 103 Jahre datiert – und zwar immer paarweise, so als wären die Masker in strenger Generationenfolge bei festem Reproduktionszyklus wie am Fließband produziert worden. Alle Vierteljahrhundert ein Männlein und ein Weiblein. Allerdings muss die Produktion einen Aussetzer gehabt haben, denn ein 29-jähriger männlicher Masker war nicht unter den Leichen. Aus diesem Umstand, der nun wirklich zahllose Erklärungen haben kann, schöpfen Viele die Hoffnung, dass ein Masker dem Massaker entkommen wäre. Ich dagegen bin davon überzeugt, dass er, sollte er je existiert haben, jetzt mausetot ist. Er kann das Masker-Massaker schlicht nicht überlebt haben, weil Kai V immer auf Nummer sicher geht. Nur: insofern der Masker zwar tot ist zugleich aber verschollen, konnte er das Massaker gewissermaßen unterleben. Al-Skede ist aus der Nichtexistenz in die Existenz gesprungen, als der nichtexistente Masker den Napalmtod starb. Und seitdem treibt ein von seinem Tod traumatisierter Hominid in den Köpfen meiner Mitbürger sein Unwesen.

Trotz des Mangels habhafter Indizien für seine Existenz hat sich für diesen Flüchtigen relativ schnell der Name Malik al-Skede eingebürgert. Andere Namensstreitigkeiten, wie der zwischen Hindus und Anhängern des Skede, den Hindukusch in Maskedekusch umzubenennen, halten bis heute mit unveränderter Härte an. Als neutraler Boden gilt der Name Parapanisos für die Gebirgslandschaft, den der Prof und seine Kollegen aus antiken Folianten reanimiert hatten. Ob Parapanisos oder Hindukusch oder Maskedekusch, dem Ort des Geschehens war ich persönlich nie so fern wie jetzt, und dennoch scheint mir dieser Skede, an den ich nach wie vor nicht glaube, nie näher gewesen zu sein als in diesem Gleiter, meinem SamSarah 911 C.

7raum

Vorne ich, dahinter das Universum. Ich betrachte das Selfie auf dem Display meines Vidphones. Die etwas herausgewachsenen Braids enthüllen einen grauen Haaransatz auf dem Scheitel, wo einzig das Haar in sich kreuzenden Linien wachsen darf; ansonsten ist mein Mulattenhaupt akkurat auf 1,5 mm getrimmt. Die Tätowierungen hinter den Ohren sind trotz Rasur aus perspektivischen Gründen nicht zu sehen, dafür der Brilli auf dem linken Schneidezahn, der mit den Sternen im Hintergrund um die Wette glitzert. Außer dem Zahnschmuck trage ich kein Geschmeide, schließlich bin ich kein verkrüppelter Weihnachtsbaum, den man unter Lametta begraben und verstecken muss. Ich baue voll und ganz auf die natürliche Schönheit meiner Mom, die sie mir in winzigen Basentripletts mit auf den Lebensweg gegeben hat; davon hätte freilich schon ein weit geringerer Bruchteil ausgereicht, um richtig gut auszusehen. Ich grinse in mich hinein und drücke mit dem Daumen erneut auf den Auslöser. Unmittelbar darauf bekomme ich das Photo im Display präsentiert – und das Grinsen gefriert mir im Gesicht.

Auch das Grinsen des Mace, der mir von meinem Vidphone her entgegengrinst, ist eingefroren. Allerdings aus technischen Gründen. Mein Grund ist ein anderer: auf meine grinsende Visage wirft im Photo eine fremde Hand ihren Schatten, die Finger weit auseinandergespreizt, als würde sie nach mir greifen.

Ich reiße das Vidphone runter aus meinem Gesichtsfeld und schaue nach links, nach rechts, nach oben und nach unten: nichts. Null und nichts. Ungläubig studiere ich die Aufnahme, die ich erst zurückrufen muss, weil sie bereits erloschen war: Ganz eindeutig der Schatten einer Hand. Der Handteller bedeckt im Schattenwurf Teile der Schulter und des Halses, während die Finger ausgreifen über Mund und Nase, bis unter die Stirn; wenn ich einen Ausschnitt heranzoome, kann ich sogar die Fingernägel erkennen.

Ungläubig und fassungslos senke ich das Vidphone in den bis zum Steißbein verspannten Schoß, bevor es meinen zitternden Händen entgleitet. Das Nachbild des Photos aber steht mir noch immer lebhaft vor Augen. Wie blöd starre ich es an, unfähig, mich unter seinem Eindruck anderen Dingen zuzuwenden, weil sich der Eindruck des Nach-

bildes monströs verstärkt, zu einem Alpbild mutiert, sobald seine Sogkraft nachzulassen beginnt. Wegen seiner Details und Vergrößerungen, der eingewebten Emotionen und Assoziationen, und auch seiner fehlenden Ränder wegen ist die Betrachtung des Nachbilds weit beeindruckender als die Betrachtung des Originals. Im Unterschied zum Original, dem das nicht gestattet ist, entfaltet das Nachbild beim Betrachten eine atemberaubende, alle Aufmerksamkeit verzehrende Dynamik, es verschwimmt in einem Panorama aus Ängsten und Erinnerungen, die mit einer weit höheren Auflösung ausgestattet sind als die Linse der Kamera; Pixel für Pixel ist jeder Pixel eine eigenständige hochauflösende Photographie.

Ich kann nicht sagen, ob das Nachbild herausgetreten ist in die Wirklichkeit, oder ob ich mich in es verkrieche, jedenfalls bietet es mir ein Versteck, in dem kauernd ich mich schließlich auf Kosten der vermeintlichen Geborgenheit vergewissere, dass außer mir und Ling sich niemand hier drinnen im Cockpit befindet. Und draußen? Draußen verschafft sich ein junger Stern mit einem Teilchenstrahl Platz im kosmischen Getümmel; im Vergleich zu mir ein Tattergreis. Zwischen all den weißen Zwergen und roten Riesen komme ich mir inzwischen vor wie ein rosa Drache in einem astronomischen Märchen.

Jetzt erst bemerke ich, dass Ling spricht. Deutlich hörbar tönt der monotone Singsang seiner Computerstimme durch die Kabine, doch nichts davon, was er sagt, dringt durch bis zu mir ins Nachbildhäuschen. Obwohl das Neltie schon eine ganze Weile on Air sein muss, schaffen es von der vibrierenden Membran des Lautsprechers nur Wortfetzen in den zerebralen Wernicke-Schneideraum, in dem momentan ein intellektueller Unterdruck nahe dem Vakuum vorherrscht, der auch noch die letzten unversehrt eingehenden Wörter zerfetzt. Was ich davon flicken kann, ergibt keinen Sinn. Irgendetwas faselt Ling von der Beschaffenheit hochentwickelter Kulturen und ihren staunenswerten Errungenschaften. Nichts davon gleicht etwas mir Bekanntem, das ich auch nur ansatzweise einordnen oder gar wiedergeben könnte.

„Daher ist es üblich und nicht erst ein Gebot der Höflichkeit, dass man bei der Kontaktaufnahme seinen Gruß dem Gegenüber in Vers-

form entrichtet. Das gilt ganz besonders bei der Erstkontaktaufnahme. Im Fall des Erstkontaktes wird ein nahezu vollendeter Vortrag der Verse erwartet. Also strengen Sie sich bitte an, um hier niemanden zu verärgern oder gar eine diplomatische Krise zu provozieren."

„Verse, was für Verse?", frage ich. Die Wörter haben zwar wieder eine für mich verständliche Reihung gefunden, aber ich bin noch lange nicht im Bilde.

„Die Grußverse sind wie ihre Melodie und ihr Schöpfer einmalig, weshalb es auf diesem Planeten weder Grußformeln noch Konversationslexika gibt. Es obliegt dem Grüßenden, für seinen Gruß eine Form zu finden, die seine Einzigartigkeit widerspiegelt und die Einzigartigkeit des Gegrüßten würdigt. Je einzigartiger desto würdiger."

Weil ich verständlicherweise erst einmal nichts sage, fährt Ling fort: „Wir Nuller verwenden erst gar kein Wort zweimal; jeder N0ll-Satz ergeht an die gesamte Sprachgemeinschaft, die jedes Wort registriert und den Satz mit sämtlichen Indizes versieht, die für dessen Inhalt relevant sind. Auf diese Weise wird der Inhalt jedes Mal sprachöffentlich so verifiziert, dass weder Missverständnisse noch Lügen möglich sind."

Einmalig wie ich, so viel verstehe ich ja noch. Aber Verse schmieden? Einzigartige Verse? Ausgerechnet ich!

Das letzte Mal, dass ich elegant und maßvoll die Wörter meiner Sprache anapästet habe, liegt schon geraume Zeit zurück; geraume Zeit, in der Tat, keine schöne Zeit: die Schulzeit. Wie auch, wenn ständig von Fersen und Füßen die Rede ist, wo die eigenen nur schlaff herabhängen – die heben nichts, aber auch gar nichts. Schon gleich gar nicht die Stimmung. Die flüchtete in jeder Deutschstunde auf Knopfdruck und in Rekordgeschwindigkeit eine atmosphärische Wendeltreppe hinab in die untiefsten Abgründe einer Teenager-Seele. So tief kann kein Metrum so schnell sinken wie mein Befinden beim Anblick meiner Deutschlehrerin, einer kleinen Blondine mit schmalen, mit rosa Labello eingefetteten Lippen, die sich im Unterricht regelmäßig zu einem spöttischen und nicht nur mir unerträglichen Dauerlächeln kräuselten; schon allein, wenn sie mit der allen Lehrern eigenen Hier-bin-ich-Attitüde geräuschvoll die schwere Holztür mit den Eisenbeschlägen ins Schloss warf und eilenden

Schrittes das Klassenzimmer zum Pult durchquerte; ista magistra – diese studierte Oberstudienrätin in den immer gleichen blauen Nylonstrumpfhosen in den immer gleichen roten Schläppchen und in dem immer gleichen, aber nie gewaschenen, dafür selbst gestrickten Merinowollkleid, – womit auch schon sämtliche Vorzüge dieser Frau abschließend aufgezählt sind. Ihre Erscheinung näher zu beleuchten, lohnt nicht; genug, dass unter dem mit der Wasserwaage geschnittenen und gekämmten Pony sich eine rahmenlos verglaste Überheblichkeit sammelte, deren imposantes Ausmaß mittels neidgrünem Lidschatten und gepudertem Damenbart schon allein ästhetisch jegliche bisher dagewesene Form des Eigendünkels dauerhaft und ohne mit der Wimper zu zucken ins Reich zwergenhaften Größenwahns abkommandierte; kurz: eine durch und durch lächerliche Erscheinung, die noch nicht einmal zur Karikatur ihrer selbst taugte. Sie stand in allen Facetten für das, was ihr fehlte: Souveränität – weil sie etwas für klug und schön hielt, das nicht klug und schön war: sie selbst.

Mir ist schleierhaft, wie es an Schulen immer wieder zu solchen Fehlbesetzungen kommen kann. Da funktioniert die Auslese nicht. Jedem Schulamtsleiter müsste eigentlich klar sein, dass in der Sekundarstufe vorzüglich Lehrkräfte eingesetzt werden sollten vom Schlage einer Otoko, die mit ihren fauchenden Katzenaugen Männer wie Frauen im Hochofen sündhafter Phantasien sich verzehren lässt in einer Glut, in der Uranbrennstäbe vor der Kernschmelze wie ein Kühlaggregat wirken, und die mit einem angedeuteten Wimpernschlag selbst die Sonne noch enorm aufheizen würde. Otoko, die von der Frauensektion des Mensa-Weltverbandes zur Ehrenvorsitzenden gewählt worden war, würde als Lehrerin molekulardidaktisch auf breiter Pheromonbasis auch dem bildungsfernsten Organismus sämtliche Enzyme entlocken, die zur Verdauung jeglichen Lernstoffes unentbehrlich sind, und sie würde damit zugleich in einem universalen Wertesystem den Phantasien pubertierender Schüler eine natürliche Berechtigung und unanfechtbare Orientierung geben.

Doch diese einzig wahrhafte und natürliche Didaktik auf der gesicherten Grundlage biologischer und entwicklungspsychologischer Erkenntnisse verkörpert seit jeher das primanprimäre Feindbild der Reformpädagogen jeglicher Couleur, die mit ihrer so prüden wie

ästhetisch verirrten Schwärmerei für ihresgleichen alles sie Überragende auf Kosten der Jugend – man fragt sich: wohin? – verdrängen. Die Korrektur dieser Fehlentwicklung ist mangels reformerischer Verve kaiotischer Bildungspolitik den armen Schülern überantwortet; aber die sitzen bekanntlich am kürzeren Hebel, an dem sie zudem nur heimlich und unter der Bettdecke ziehen.

So eine von diesen zu kurz geratene Bildungsgärtnerinnen, die die Früchte für die am höchsten hängenden halten, die sie selbst erreichen können, glaubte im Glauben an die erzieherische Wirkung einer schulöffentlichen Katharsis, mich vor der Klasse blamieren zu müssen, indem sie mich eines Tages ein Gedicht vortragen ließ, das zu schreiben sie uns zuvor aufgegeben hatte – eine jener pädagogisch wertvollen Hausaufgaben, die nur den Zweck verfolgen, die kanonischen Penaten in hellerem Glanz erstrahlen zu lassen; wobei der Glanz seine Strahlkraft erst aus dem exklusiven Sachverstand der Lehrkraft bezieht, die im Unterricht in ermüdender, von der schuljährlichen Wiederholung abgenutzter und ausgehöhlter Weitschweifigkeit den engen Korridor eines lehrplanbaren Wissenskanons zelebriert. In diesem Paukerritual hatte die gelahrte Dame noch nicht einmal gecheckt, dass mein ‚Gedicht' eine Persiflage auf alle Lyrik war, vor allem aber ein persönlicher Frontalangriff auf sie selbst. Das kommt davon, wenn man zu viel historischen Ballast mit sich herumschleppt. Denn barrierefrei war in dem Internat, in das man mich gesteckt hatte, nur das Gebäude.

Zur Vorbereitung meines Angriffs hatte ich mich eigens in Kais Informations-Kathedrale, die KIK zurückgezogen, wo ich in seltenem Eifer ein Kompendium zusammenstellte der erfolgreichsten Gegenströmungen zur deutschsprachigen Lyrik, ihren Methoden und Repräsentanten, von Dada bis Pop. In den Katakomben der KIK, die zu den Schulzeiten des Profs noch Württembergische Landesbibliothek hieß, bot sich mir ein beachtlicher Fundus, aus dem ich die Wörter schöpfte, denen ich für meinen Privatkrieg gegen den Deutschunterricht jedem einzeln ein spitziges Bajonett aufpflanzte. Von den lyrischen Legionen, die ich in der KIK aufmarschieren ließ, wählte ich für meine verbale Offensive im Klassenzimmer die nachfolgende Avantgarde:

Ein guter Gedanke hat
einst gesucht nach seiner Quelle
im umhegten Habitat
für alles Originelle.

In den Büchern seiner Stadt
glaubt‘ er die rechte Stelle
und studierte Blatt für Blatt,
allein er wurd‘ nicht helle.

Er sucht‘ und las und wurde matt
so ohne seine Quelle,
als dort die Such‘ ein Ende hatt‘,

da stand er an der Schwelle
seiner ew‘gen Ruhestatt –
die letzte Zeil‘ ward Gruft und Zelle.

Als ich im Klassenzimmer vorne unter der Projektionstafel vor den Schulbänken in meinem Sportrolli saß, in eine Tunika gehüllt und mit einem XXL-geweiteten Lorbeerkranz im Afro-Look, um die Strophen meines Werkes zu deklamieren, griff ich dazu mit der linken Hand schwungvoll in eine antike Lyra, die ich lässig in der Rechten hielt, und schaute: ich schaute mit Röntgenaugen durch die verspiegelten Gläser meiner Sonnenbrille – hindurch durch meine Klassenkameraden und hindurch durch die backsteingemauerte Rückwand des Klassenzimmers; schaute hindurch durch das ganze Schulgebäude, hindurch durch Straßen und Bäume, mit starrem Röntgenblick schaute ich zu den schrägen Klängen der verstimmten Leier auf ein Flammenmeer, das Stuttgart vor meinen Augen für die Dauer meines Liedes in Schutt und Asche legte. Ich war die Ruhe selbst und stolzierte vor der Klasse auf kräftigen Versfüßen fast einen halben Meter über dem Boden einher, was nicht weiter schwierig war, weil mir eh keiner zuhörte; die meisten waren wie üblich mit ihrem Vidphone zugange, allein zwei blödelnde Clowns schnitten alberne Grimassen, so als würden sie dahinschmachten oder mich auf einer Querflöte begleiten.

Weil niemand meine unrühmliche Darbietung auslachte oder sich gar zu ihrem Verriss erkühnte, übernahm meine geschätzte Deutschlehrerin diese leidige Aufgabe, freilich nicht ohne den hämischen Genuss, wie ihn nur Parasiten beim Verenden ihres Wirtes empfinden

können. Zeugin sei sie geworden eines epigonenhaften Machwerks, das an Banalität schwerlich zu übertreffen sei und doch auch noch am Trivialsten scheitere, indem durch wechselnde Kadenzen ein unmotivierter Wechsel des Versmaßes erzwungen werde, wodurch jeglicher Rhythmus verlorengehe. Die hermetisch abgekapselten Sätze verrieten die autistischen Züge ihres Autors, dem es im gleichen Maße an Begabung mangle wie den Strophen an Stilmitteln. Überhaupt sei der Mangel das Charakteristikum meiner verbalen Entgleisung, der allein ihr den blassen Anschein einer Chiffre verpasse. Folglich sei auch ein Mangel das einzig Positive, das es dazu zu sagen gebe, nämlich der Mangel an Rechtschreibfehlern; was allerdings beim Wortschatz eines Elfjährigen wenig überrasche. Dass ich dafür noch ein „mangelhaft“ bekam, daran ließ sie keinen Zweifel, verdankte ich allein ihrem gnädigen Gutmenschentum, geflissentlich ignorierend, dass die Hälfte der Klasse erst gar kein Gedicht geschrieben hatte.

Als ich Jahre später Deniz gegenüber auf die Episode aus meiner Schulzeit zurückkam, ihm von dem Triumph berichtete, der für mich darin bestand, vor der Klasse heruntergemacht zu werden, denn das hätte die Lehrerin nicht getan, hätten die feinen Bajonettstiche meines Sonetts sie nicht getroffen, da kramte mein Chazz in seinen Schubladen eine gerahmte Urkunde hervor, die einem gewissen Deniz Acunoğlu aus Pforzheim eine vorläufige Aufenthaltsgenehmigung auf dem attischen Parnass bescheinigt. Na klar, wo ich mit einer fünf nach Hause ging, heimste Deniz wieder einmal eine Auszeichnung ein. Ich hatte den Rahmen gerade behutsam gewendet, so als gäbe seine Rückseite einen tieferen Aufschluss, da hatte Deniz bereits ein vergilbtes Papier zutage gefördert, das er mir zum Lesen überreichte:

Im Kreuzstich
eilt an heißer Nadel
Gedankengarn
durchs Alphabet ins Wort.

An der Sätze Saum
rankt roht blüend
Bohnenkraut
durchs schwarze Blei.

Zungen

streichen spitz
über hole Hühlsen

entlang der Nähte im
versiegelten
Mund.

Erwartungsvoll schaute mir Deniz auf die Lippen, die ich beim Lesen mitbewegt hatte. Die Ratlosigkeit, die mich bei der Lektüre befiel, wollte ich mir unter keinen Umständen anmerken lassen, weshalb ich anerkennend lächelte. „Nicht chlecht für jemanden mit Migrazzionzhintergrund, waz?", gockelte Deniz mit aufgestelltem Kamm.

Ich gackerte ein gedehntes Kikeriki zurück, bevor ich ihn nach dem Motiv seiner Zeilen fragte.

„Och, eigentlich bezagt ez dazzelbe, nur eben eleganter, dichter", sagte Deniz mit nachdenklicher Miene. Ein lyrisches Werk müsse semantisch dicht sein, so wie eine Photographie. Zwischen Ausdruck und Druck dürfe kein Blatt passen.

Verständnis signalisierend ging ich noch einmal beide Gedichte Vers für Vers durch und konnte mich dabei des Eindrucks nicht erwehren, dass die Wörter bei mir dicht gepackt, bei Deniz dagegen viel loser über die Sätze verteilt waren.

„In meinen Adern fliezt Dichterblut", prahlte der Pforzheimer Parnass-Poet so unverhohlen, dass ich endgültig das Thema wechseln musste, um nicht noch in Streit mit ihm zu geraten: „Mir ist dein Blut woanders lieber!" – Die Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Und so begaben sich der Dichter und der Loser endlich eng umschlungen aufs Futon, wo sie, wenn sie nicht gestorben sind, noch heute dichten und lösen. Nein, ich bin kein Loser, ich bin Industriekaufmann – 37 Jahre alt, geschieden und komme aus Stuttgart.

„Auf Gruß und Gegengruß wird sich weisen, ob eine persönliche Begegnung überhaupt wünschenswert erscheint, um die Beziehung zu vertiefen und die natürliche Beschaffenheit des Planeten und ihrer Bewohner zu erkunden", setzt Ling unbeirrt seine Belehrung fort, „Die Kontaktaufnahme ausschließlich auf kommunikativer Ebene hat zudem den Vorteil, dass Vorurteile aufgrund von bloßen Äußerlichkeiten ausgeschlossen sind. Aus Rücksicht auf die individuelle Intim-

sphäre werde ich über den NLT nur das Gesprochene übertragen, aber keine Bilder, weder in die eine Richtung noch in die andere."

Schade, überkommt es mich, hätte mich interessiert, wie meine künftigen Nachbarn auf mein Äußeres reagieren, das trotz Behinderung so übel nicht sein kann, wenn man ehrlich ist.

„Wenn das Gespräch Neugier und Sympathie auf beiden Seiten weckt, können wir die nächste Stufe einer Annäherung betreten."

Ich habe nichts einzuwenden und mache mich ans lose Dichten, indem ich einfach losdichte, weil mein Los Dichten nun einmal zu sein scheint.

„Und vor dir haben die Aliens keine scheu?", frage ich Ling.

„Wir sind bis jetzt mit allen Lebewesen gut ausgekommen", antwortet der.

Wie langweilig, denke ich, als wäre Frieden ein Freizeitsport.

„Ihr habt keine Feinde im ganzen Universum?", bohre ich weiter, während ich den ersten Entwurf meiner Grußsonate vollende.

„Nein, bis jetzt nicht."

„Noch nie hat ein anderes Wesen einen Nuller getötet?"

„Doch, aber weder aus imperialistischen noch aus religiösen Gründen."

„Sondern?"

„Aus verständlichen Gründen."

Der macht mich noch wahnsinnig!

„Als da wären?"

„Aus Gründen der Energiegewinnung."

„Aus Gründen der Energiegewinnung?"

Sind die verheizt worden? – will ich weiterfragen, aber da leuchtet einer der Bildschirme auf, über dessen gesamte Fläche Buchstaben umherwuseln wie in einem Bienenstock. Allesamt Vokale, fällt mir auf, als ich selbst einen notiere für meine Grußbotschaft. Fertig!

„Wenn Sie bereit sind, klicken Sie einfach auf den gewünschten Gesprächspartner", erläutert Ling.

Ah – geht es mir durch den Kopf, und ich wähle A. Daraufhin beginnt in der Mitte des Bildschirms ein Notenschlüssel in changierenden Farben zu pulsieren, und ich lege los:

„Weltenwandrer auf eil'gem Fuße,
der ich bin,

reich ich dir die Hand zum Gruße
offen hin.
Ergreif sie als eines Treuen
Unterpfand!
Ganz abhold weltfremder Muße
eitel‘ Tand
wird Hilf‘ und Faust niemals scheuen
diese Hand!“

„All – das All; ah, all das All halal! Am Anfang war Allmacht wahr, dann war Allmacht falsch. Ganz wahr, ganz falsch war das All manch Jahr lang, war wahrfalsch - falschwahr, klarschwarz – schwarzklar.“

Irgendetwas stimmt da mit der Übertragung nicht. Ich rüttle am Monitor und setze mir Kopfhörer auf.

„Dann kam alsbald Graf Paragraph ans Radar als Anwalt am Wald. Am Wald starrt starr Star an Star, das Waldbalsam harzt. Hab acht, ab halb acht macht gar manch Apparat schlapp: Graf Paragraph nach Trabant-Fahrt – mal rasch, mal rasant.“

Der hat doch was an der Klatsche!

„Ab halb acht All-Wal-Wahl, falls Wahlanwalt Walanwalt fragt: das Sargdach am Katafalk war ganz kalt. Allnacht Allmacht. An Bar las Anwalt bar (nackt: Barbar) Akt‘ ab Akt, bald wach, bald schlaf-schlaff, schwand all Glanz am Tag: Tag ward Nacht manch Tag lang. Nachtanfall macht' Nachtanwalt wachsam, da all‘ Nachts am Hangar manch Hang gart‘. Falls am Hangar Alarm an war, war Barbar galant am Arsch. Falls Arm ab war, war Barbar arm dran. Ach, war wahr! All Nacht war Barbar Bar an Bar Abfallnacht Nachtabphall. Sag, hast‘ dann am Tag Hast, hast‘ Harndrang? Dann gras Salat warm, mach nachts Spannspagat nach Zahnart, nach Zahnpastaart mach nachts Harnstand! Hab acht, Walhalla, da all allda Paarkampf: Vasall kracht an Vasall, wann man nach Land langt, nach Labsalland, nach Sagas Land – manch Barbarmann anstatt Sagas Land Sackgass‘ fand. Hab acht! Max mag‘s klar, dann mach‘s klar!“

Der Typ muss einer Klapsmühle entsprungen sein. Da will ich erst gar nicht wissen, wie der aussieht, und ich klicke rasch auf ein anderes A. Wieder fordert mich der farbenfrohe Notenschlüssel zu einer

Gesangseinlage auf. Diesmal darf es durchaus etwas epigonal klingen, soll ja keiner behaupten können, wir Erdlinge hätten keine Kultur oder wären sonst wie rückständig:

„Der schönste unter der Sonne
der Planeten ist die Erde
meine Heimat, Heil und Wonne,
die mich stillt‘ und trug und nährte.
Wo die Liebe lohte
in Herzen eingefasst,
von dort bin ich Bote,
bin ich frommer Gast.
Gerne, gerne
sollen huschen
in die Puschen
eil‘ge Füße!
In die sternenweite Ferne
richt‘ ich gerne meine Grüße!“

„Ich bin…“

Haleluja, ich hatte schon befürchtet, ein weiteres Spiel der Seria A über mich ergehen lassen zu müssen!

„… licht, Irrlicht: irr, irr bin ich.“

Das attestiere ich dem gerne und jederzeit mit Stempel und Durchschlag. Ich bin fassungslos. Auf dem Planeten muss heute Freigang sein.

„Wirr wirbt sich's im Bildnis. In ihm, im Bildnis, ist Licht drin. In ihm, im Bildnis, ist Sinn drin. Ich will Licht, will Sinn in mir, bis ich blind bin.“

Oh je, ich muss in der Hektik und dem Gewusel ein I erwischt haben!

„Ihr, Prinz Pilgrim, winkt grimmig im Sinn-Dickicht mit Mist, mit Dicht-Pflicht: Ihr singt sinnig Schimpf, Ihr schimpft singig Sinn. Instinktiv wird Bild Bildnis, wird Sinn Sinnlist. Bild mimt Sinn, Sinn nimmt Gift, trinkt's still mit Stil – igitt: giftig! Gift? Ich? Gift-Ich! Ihr Ich-Bild stirbt primitiv im Nichts; nichts sind wir, wirr sind wir, irr, irr! Ihr irr, wir wirr. Ihr, Sir, im Iltispilz, Ihr irrt richtig, Ihr schwimmt nicht im Licht. – Ihr grinst? Ist's Witz, ist's Grips? Hirn hilft nichts.

Hirn ist mir Wicht, nicht wichtig. Hirnklick in Hirnklinik klingt irdisch in Blindsicht; Quickfick mit Picknickblick blitzt himmlisch im Blinklicht. Ich wird Ichwirt, Ich lischt Licht. Itzt winzt Vinz winzig, itzt wichst Wicht wichtig, Wicht ich! Mir ist's billig, ich bin Bill, ich im Wind. Ihm, Prinz Pilgrim, ist's Wicht-Ich irrsinnig wichtig. Im Prinzip ist Ihr Ichding zig Ling: Sinnling, Bildling bis Ichling."

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 067 Version 1.0
by User: Mace

Zu den außerirdischen Vokalisten, wie ich sie hier nennen möchte, geben die Geodatenbanken des SamSarah erwartungsgemäß nichts her. Um dem ein wenig abzuhelfen, habe ich die Koordinaten ihres Planeten im File als Wasserzeichen hinterlegt und teile hier meine Erfahrungen und Eindrücke völlig unvorbelastet und unbefangen mit. Wobei ich vorausschicken muss, dass ich den Planeten nicht betreten und die Vokalisten nicht persönlich kennengelernt habe. Voraussetzung dafür wäre eine Verständigung gewesen, die nicht zustande kam. Das mag mehrere Gründe gehabt haben.

Der am wenigsten einleuchtende Grund scheint mir, dass die vokalistische Kultur so hochentwickelt ist, dass selbst Nuller dort nur im Rang von Kohlebriketts stehen. Mit humanoiden Kohlenstoffverbindungen könnten die Vokalisten dann bestenfalls ihre Gärten schottern, – ihr Eden, nicht meins. Warum auch sollte eine nach irdischen Maßstäben derart hochentwickelte Kultur sich nicht verständlich machen können? Wenn dem so wäre, ich also ihre Entwicklungsstufe nicht erklimmen könnte, wäre nur ihnen das Scheitern der Verständigung anzulasten, denn dann hätten die ach so überlegenen Vokalisten die Verständigung zustande bringen können müssen.

Denkbar wäre dagegen technisches Versagen. Schließlich ist das Neltie kein Gadget für Übersetzungen in und aus dem Vokalischen. Die doppelte Übertragung vom Vokalischen in N0ll und dann ins Deutsche birgt sicher so manche Fehlerquelle. Das hieße aber, dass sich Fehler identifizieren ließen; soweit komme ich aber gar nicht erst. Auf diesem Weg käme man über den technischen Fortschritt nur wieder zur kulturellen Überlegenheit oder zumindest einer Inkompa-

tibilität: Würde man einen USB-Stick in ein Typenrad spannen, blieben dessen Dateien verborgen, egal wie kunstfertig man auch tippte. Kosmokulturell säße ich dann in einer in den Weltraum gespülten Rikscha mit einer mechanischen Schreibmaschine auf dem Schoß.

Am wahrscheinlichsten aber handelt es sich bei den Vokalisten um eine Farce, einen schlechten Scherz, den das Universum mit mir treibt. Die Unter- und Unbestimmtheit von Übersetzungen, die dadurch entstehen soll, dass die unerschöpflichen Wortunikate von Kosmosprachen im endlichen Vokabular von Geosprachen auf recycelbare Sprechschablonen treffen, mit ihnen regelrecht kollidieren, ist doch nur vorgeschoben, um Verwirrung zu stiften. Strenggenommen gilt für jede Sprache, dass dasselbe Wort je nach Kontext seine Bedeutung ändert und gleiche Wörter sich immer nur ähnlich sind.

Irre ist noch untertrieben; der ist komplett meschugge. Wie viele von denen wohl noch da unten rumlaufen? Sinnierend beobachte ich die Rund- und Schwänzeltänze der Vokale, ob sich nicht ein individuelles Merkmal an den Buchstaben ausmachen lässt, ob nicht die Verrückten vielleicht ein Kainsmal tragen. Doch die stammen alle aus derselben Produktion, alle scharlachrot, gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Ich stimme mich auf den Grundton Fis-Dur ein, während ich geduldig warte, bis sich ein U – für Dur – aus dem Getümmel aussondert, und klicke es dann gezielt an. Treffer! Ich zähle auf Drei ein und lege los:

„Hey U,
wie wär‘s mit uns zwei‘n?
Ich frag: hey U,
bist du auch so allein?
Dann klink‘ dich bei mir ein!

Was soll das ganze Zögern, frage ich dich.
Wie kann ich dich nur ködern, frage ich dich.

Es gibt im ganzen Weltenraum
nichts Schön‘res anzuschau‘n

als ein glückliches Paar, das sag ich dir,
weil‘s immer schon so war, das sag ich dir.

Sowas von wahr,

ein glückliches Paar
– das sag ich dir!“

„Tutut tut Gruß: tuut.“

„Tuut, tutut“, kaspere ich amüsiert bis unters Dach zurück.

„Tuut, gut Mut! Du suchst stumm Zuflucht zu Zung' und Mund. Und Du tust wund Unmut kund, buchst Buch zum Druck und druckst nur Lug, Stuss und Trug. Drum musst du ruckzuck zuruck zur Uruhr, durchs Futur zur Zukunft. Futuhr zur Stund' schlug, Futtur zur Kuh nufft'. Nun hurt Unruh und Tumult: bumms, puff! Bumspuff zur Nutt'durft, drumrum Sucht und Unzucht. Schuss um Schuss Rum schluckt Ruhm. Zu dumm, dumdum, du dumm. Du buhlst um Gunst – und schlurfst durch Humus und Kuhdung! Du schwulst zu schwul Wulst und Schwulst zu Schwundkultur; zu Kunstkult klumpst du Furzlust und Lustfurz: Stuhlfunk furzst Du uns zum Gruß. Du, du, buhuu! Funkst Funk' und Glut durch Luft uns du, – buch' uw Flug flugs zur Blutgruft! Huhu, rufst, Uhu, du zum Flug. Fluch fluchst du uns zu. Buh, Flugfluch nutzt uns nur. Du tu Buß', tu Bus zu Tubus, Kuss zu Guss und Schuss zum Schluss. Puff! Uns juckt Schuld und Unschuld, Null! Punktum.“

Ich frage mich, ob ich soeben beleidigt wurde, oder ob ich es schlicht mit einem arroganten Arschloch zu tun hatte. Die Vergnügungsgrenzen rücken näher, aber eine Chance gebe ich denen noch. Der chinesischen Null kommt das O am nächsten – passt auch irgendwie zu Arschloch. Aber sowas von! Wer hätte gedacht, dass ich tagtäglich auf dem A und O der Hochkultur sitze. Muss ich bis ans Ende des Universums reisen, um mit der Nase darauf gestoßen zu werden, dass Lyrik nichts Anderes ist als ein parfümierter Furz? Na dann, spann mal deine negriden Nasenflügel auf, Mace, und rieche die kulturellen Breitseiten auf wie ein Hochleistungsstaubsauger! Soll ja nicht der Eindruck entstehen, ich verstünde die hohe Schule der intergalaktischen Diplomatie nicht. Nach Dur kommt moll. Ja, ich werde den unbekannten O-Lochgesellen hymnisch preisen. Oh, dieses O erzittert geradezu vor mir; ein Opfer-O. Warte nur, gleich hab ich dich! Na, Bingo!

„Einen frohen Gruß zum Frieden
aus dem reichen Erdenschatz,
den mit Freud‘ ich dir entbiete

an dem hies‘gen Sonnenplatz,

|: froh wie Funken in den Gluten,
frohe, feile Terawatts. :|“

„Ozon, o Sohn von Sonn‘, o Mohr! So Wohl, so Wohn, so Wonn, o Mohr! Wort kost Wort. Volk folgt O-Ton-Fotos. Schmorkohl lockt Mohr vors Hoftor, wo Homo d‘or Obstkompott kocht. Von Ost kommt Sonn‘, vom Moor kommt Mohr, wo Mordkomplott Golfdorf schockt‘: Koksboss schoss Gott tot; vom Thron rollt' rostrot Kopf von Gott, obwohl Zopf noch Goldspor‘n holt'. Hohl pocht Kopf ohn‘ Schopf, hohl zofft Mob ohn‘ Gott. Gottlos droht Homo d‘ors Los. Gott rock‘n‘rollt kopflos, kopftot, gotttot – tot, tot, tot!“

„Tuut, tutuut“, äffe ich seinen Vorgänger nach mit der Geste des Victory-Zeichens, wobei mir im Überschwang beinahe die Fluppe aus dem Mundwinkel entschwebt, weil ich zum Tuten rhythmisch schnaufe wie eine Dampflok.

„Tod schloss Homos Los los. Los, los! Horch, Mohr! Moll-Ton: Not groß; moll-Non: Gott tot. Tod kommt tonlos, Ton kommt todlos. Hoff, Mohr, hoff bloß, sonst kommt Tod, kommt Los doch. Dolch tropft noch rot. Molch stopft noch Brot. Brot von Fort For. Komfort kommt von Fort For. Dort zollt Zollstock‘m Korn, dort kloppt Klopstock vor Zorn. Komm vor, Mohr, komm sofort fort, von wo Großtod solo tobt. Hoho, hoff, hoff, Mohr – Mohr, hoff bloß. Ob Koks noch sprosst vor Ochs‘, vor Bocks Box? Box Botox! O Mohr, oft schon Zonk-zockt‘ Homo old Homos Boxsport. Doch Botox boxt bloß Otoko k.o.“

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 017 Version 1.0
by User: Mace

Betrachtet man N0ll als eine Art Ikone der Blockchain, in der ein gesprochenes Wort alle vorausgegangenen Wörter so einschließt, dass in ihr die Sprache genealogisch aus allen zuvor gesprochenen N0ll-Wörtern erwächst, wird Sprechen wieder zu einem Schöpfungsakt. Dieser Schöpfungsakt, der im Grenzfall keinerlei Voraussetzungen bedarf und sich autopoetisch als ursprünglicher Akt legitimiert, dieser Akt, sage ich, reanimiert das Magische, das Menschen von

Alters her der Sprache zugedacht haben, und das in der Kreativität des Sprechens einen unerschöpflichen Born findet. Sprachlich erschaffen wir eine Welt, die so poetisch ist wie ihr Schöpfer. Die Wörter der N0ll-Sprache wären dann poetisch und autopoetisch in einem.

In der vorchristlichen Zeit, in der die Sprache nicht Schrift und die Genesis kein Buch war, als es noch keine ein für alle Mal in ihren Grundfesten offenbarte und abgeschlossene Welt gab, die von der ewigen Ordnung des einen Gottes beherrscht wurde, als also die Schöpfung noch nicht nur einem Schöpfer vorbehalten bleiben durfte, da standen Poeten in hohem, höchstem Ansehen; ihnen begegnete man mit Verehrung und Bewunderung für ihr magisches Mundwerk, das vor aller Augen phantastische Welten entstehen ließ. Bei ihnen handelte es sich in erster Linie um Sänger, die ihr Liedgut in die Kulturblockchain einbrachten zu öffentlichen, meist geselligen Anlässen. Wo die kühnsten Sprachmagiere aufeinandertrafen, waren Rededuelle unausweichlich, von deren Lebhaftigkeit, wenn überhaupt, nur der tote Buchstabe auf uns gekommen ist. Die Unkreativen, die Einfallslosen, die im eigenen Verständnis das Erbe der Urpoeten angetreten haben, kreierten mit ihren Wörtern immer wieder dieselbe Welt, gestatteten ihr keine weiteren Ausschmückungen und schufen so Romane und Religionen. Allein an heidnischen Sagen und, weit schwächer, an den Suren und Psalmen lässt sich noch erahnen, welch lebendige Kraft der Sprache der Hirtenvölker innewohnte, die wir Kalkülisierten so selbstgefällig belächeln.

Der Buchdruck festigte nur den Stumpfsinn einer tausendjährigen Kultur, deren Ende trotz der Nuller nicht absehbar scheint. Der eigentliche Sündenfall aber war der Kalkül: im Kalkül fiel die Sprache endgültig vom Menschen ab, wurde Kulturgut, bekam eine abgezirkelte Architektur, die eines Fundamentes bedurfte, weil aus atomaren Backsteinen auf bemessener Fläche und in abzählbaren Stockwerken ein Gebäude errichtet werden sollte, wo zuvor Lebensbäume aus sich selbst in den Himmel wuchsen. Bauingenieure hatten da den Sängern längst den Rang abgelaufen. Der schwere Blick von Betonköpfen richtete sich naturgemäß nach unten, wo sie Flächen versiegelten, jeden Wildwuchs jäteten und Schicht um Schicht abtrugen,

mal mit dem Schaufelradbagger, mal mit der Spachtel. Man sieht im Steinbruch den Sprachbruch im Vollzug: ein Friedhof aus Grabsteinen, auf dem suizidale Sprachpfuscher mit Dynamitstangen am Werk sind. Sie richten über die Sprache und richten sie heimtückisch gegen sich selbst. Auf der Suche nach dem Fundament zermeißeln sie unerbittlich jedes sprachliche Gewächs und bejubeln jede fossile Paradoxie, die analysiert bzw. anästhesiert wird, bis nicht einmal mehr Trümmer, keinerlei Wortfetzen, sondern einfach nur nichts mehr von der Sprache übrigbleibt.

Der Mensch hatte sein zerstörerisches Vernichtungswerk getan und steht fürderhin nackt da. Seither wird jeder poetische Schöpfungsakt der Sprache im Nachhinein eingerüstet in die Spannbretter und Schraubzwingen eines Kalküls, der in Axiomen die Urgewalt der Sprache einfriedet, sie entzaubert, ihr die Magie aus den Flügeln schüttelt. Über Jahrhunderte hinweg sezierte die Sekte der Logiker mit dem sterilen Besteck der Definitionen und Propositionen sprachliche Geschöpfe mit Eigenleben, schnitt mit verbalem Skalpell Wunden ins Wunder, kastrierte der Sprache Zeugungsorgane und verstümmelte die fruchtbarste Fähigkeit menschlicher Wesen zu einer Sprechmaschine mit Satzbausteinen. In einer solchermaßen pathologisierten Sprachideologie gerät jeder Trieb, jede Knospe eines aufblühenden Transzendierens zur Entartung, zu einem Furunkel, den es gezielt und schmerzlos zu entfernen gilt. Die Operation eines Triebes erfolgt unter einer Narkose, die den ganzen in der Chain aggregierten Sprachstamm lahmlegt, aus dem der Trieb gesprossen war, und überführt so Operation für Operation alles Sprechen in den Zustand eines Dauerschlafs.

Sollte N0ll also tatsächlich eine autopoetische Sprache sein, wie ich sie hier im Kontrast zu reproduktiven Sprachen skizziert habe, dann kommt dieser auf der Erde vermutlich die Sprache der Azteken am nächsten. Denn vor der Folie der N0ll-Sprache wird plausibel, warum dieses Volk bis zu seinem Niedergang so zäh an unscharfen Symbolen festgehalten hat, was sämtlich seine Sprach(er)zeugnisse belegen: Die Azteken wussten um den Unwert einer bloß mechanischen Zusammenstellung von Lettern und durchschauten das epistemologische Präkonzept, nur mit einem silbenscharfen Werkzeug

könne man sich ein großes Stück vom Kuchen der Wirklichkeit abschneiden.

Die spanischen Konquistadoren dagegen machten den Azteken nicht nur mit Degen, Musketen und Krankheitserregern radikal den Garaus, sondern auch mit dem römischen Alphabet. Die Symbole der Besatzten starben in den Büchern der Besatzer einen mindestens so grauenvollen Tod, wie die ungläubigen Indios auf der Streckbank der Inquisition. In dieser kritischen historischen Phase, die wir euphemistisch den Beginn der Neuzeit nennen, verliert die Menschheit den letzten Kronzeugen konkreter Sprache. Damit war der Weg frei für den Siegeszug der neuzeitlichen Wissenschaft. In einem beispiellosen sprachlichen Wettrüsten schliffen Laboranten in Werkstätten, Observatorien und Kabinetten ihre Buchstaben zu freien und gebundenen Variablen in formelhaften Ausdrücken, an denen sie weiter feilten, die sie noch feiner, infinitesimal feiner schliffen, bis ihre Sprache vollständig beherrscht wurde von Formeln und Figuren – und der Null.

Die Azteken hatten halb Mexiko unterworfen und sich alles einverleibt, was die Unterworfenen an brauchbaren Kulturgütern hervorgebracht hatten, von schwerem Kriegsgerät bis hin zu steinernen Masken. Nur eines ließen sie links liegen: die Silbenschrift. Denn zumindest die Maya und die Olmeken hatten zu der Zeit eine solche Schrift nachweislich besessen. Den Grund könnte man, wie ich meine, darin sehen, dass Wörter bei den Azteken noch die Aura des Magischen umgab: Sie konnten nur im Gesang bestehen und in der bildenden Kunst überleben – als Symbol, das, eingebettet in eine soziale oder religiöse Praxis, deren Geschichte immer gleich miterzählt und insofern niemals weniger als eine Geschichte sein konnte und sein durfte. Die Azteken haben Menschen geopfert, geschlachtet und ausgeweidet; die Sprache aber ließen sie leben, die kam noch nicht mal in den OP. Jedenfalls ist uns kein symbolisches Opfer bekannt, schon, weil keines ihrer Bücher (treffender wäre ‚Ausstellungskataloge') erhalten geblieben ist.

Daran kann nur derjenige einen Verlust beklagen, der in einer reproduktiven Sprache sozialisiert wurde, deren primäre Funktion die Wiederholung des ewig Gleichen ist aus dem festen Reservoir katalogisierter Zeichen. Philologen tun nichts Anderes, als Schriftzeichen

thesaurieren, um einer Sprache habhaft zu werden und deren allzeitige Verfügbarkeit vorzutäuschen. Denn was sie ins Regal stellen, sind mumifizierte Relikte untergegangener Kulturen. Dies geht nur, wie gesagt, mit Wirbelsprachen, die ein Rückgrat aus Schriftzeichen besitzen; nur bei solchen Sprachen kann sich die Illusion halten, man reproduziere die Sprache durch die bloße Verwendung derselben Zeichen.

Und gerade darin liegt die List der Azteken: Sie haben ihre Sprache in den Orkus mitgenommen. Wie könnte es auch anders sein? Eine Sprache, die niemand spricht, ist nicht einmal eine tote Sprache; ihr einstiges Leben kann man aus ihren Zeichen nicht herauslesen. Eine tote Sprache aufleben lassen, hieße sie sprechen, wodurch in einer imponderablen Umwelt alles bisher Gesprochene und Geschriebene zwangsläufig kreativ erweitert wird; aber das tun Philologen ja gerade nicht. Die modernen Philologen kommodifizieren, was sie für Sprache halten, machen aber letzten Endes in ihrer industrialisierten Sprache doch nur Buchstabengerippe zu Warenzeichen, die sie auf dem Forschungsmarkt feilbieten wie archäologische Funde aus Gold.

Vor dem Hintergrund der N0ll-Sprache ist mir unbegreiflich, wie jemand sich so lange der Illusion hingeben konnte, eine Sprache sei etwas, das man besitzen, sich aneignen und urheberrechtlich schützen lassen kann. Der Kapitalismus wäre bei den Azteken nie und nimmer aufgekommen, schon aus sprachlichen Gründen nicht. Würden sie noch leben, fiele uns die Verständigung mit den Nullern sehr wahrscheinlich um Einiges leichter.

Was für ein Geschnatter, nicht auszuhalten! Ich sauge mit geschürzten Lippen am Filter der Fluppe, als wäre sie Denizens gepiercte Brustwarze, lasse das Nikotin die Blut-Hirn-Schranke passieren und bereite meine Rezeptoren auf eine längere Belagerung vor, dann genieße ich die sich langsam einstellende Vernebelung von Sinnen und Sicht. Also sowas von skurril, das muss man erst mal verdauen. Aber auch die vom Tabak moderierte Verdauung hilft mir nicht auf die Sprünge. Noch immer echoen mir statt vollendeter Verse verendete Verse im Ohr, mit denen ich nichts anzufangen weiß. Sie wirken auf mich so anziehend, wie der Lockruf einer Gelbkopfamazone auf einen Briefkasten. Von daher kann ich nicht sagen, dass die

hochkultivierten Burschen mir sympathisch wären. Wohl aber kann ich sagen, dass nichts von dem mir Gesagten mir auch nur einen Grund liefert, mich hier niederzulassen.

Als ich den Monitor schon, ja, man kann sagen: enttäuscht, ausschalten will, sehe ich, dass das Bild sich radikal verändert hat. Vom Gewusel keine Spur mehr; es hat den Anschein, als hätten sich alle Außerirdischen in ihre Waben verkrochen, bis auf ein E, das in der Bildmitte – ja wie? – prangt: höhnisch, feixend, herausfordernd oder verführerisch? Schwer zu sagen, von allem irgendwie etwas. Ein merkwürdiges Mittelding: Halb Häscher, halb Häschen! Habe ich es jetzt etwa mit der Königin des Planetenstocks zu tun? Das E verharrt regungslos an seinem Ort und doch spüre ich, wie seine Zinken meine Aufmerksamkeit umschlingen und fesseln. Drei Striche becircen mich mit mir winkenden Tentakeln, bekommen mit unsichtbaren Saugnäpfen meine Neugier zu fassen und ehe ich einlenken kann, habe ich das E schon angeklickt. Jetzt stehe ich etwas überrumpelt da und beginnen deshalb, einen meiner Lieblingssongs zu improvisieren:

„Nimm diese Hand, ergreif sie,
sie ist alt und welk, doch jetzt erblüht sie,
nimm diese Hand nun von mir,
halt sie fest, halt sie fest,
und schüttle sie jetzt, denn sie allein vergibt
Schuld und Sympathie.
Nimm diese Hand,
nimm diese Hand
von mir.“

„Erdenmensch, der gen Eden den Western-Weg geht, erkenne den Weltenengel, der den dementen Esel des Geldes gegen zehn schnelle Pferde, echte Hengste des Denkens, wechselt. Erkenne der Hexen Fels, der schnelles Denken sehr beschwert; erkenne, Erdenmensch, der ew'gen Gesetze Hebel; werde Held, der Schwefel denkt, der Heere lenkt; werde Held, der der Elfen Feste befehdet, der der Feen Herzen erlegt. Weder entseelt des Schwertes Werk den Helden, weder befleckt der gelehrte Held den Degen. Mehr denn je schmerzt der Sternenregen den bewegten Sender, der schwere Elemente drechselt, der deren gelbe Flecken kleckselt. Gesendet werden jedem Recken elf

gekerbte Kerkerspeere gegen behelmte Berserkerberge, verwehrte Geschenke der elf elenden Zwerge.

Wer wegen des Geldes Wert gen Eden geht, der entehrt ehernes Erz der Edlen, der verwettet des ersten Denkens Ernte gegen des Meeres stete Ebbe, der verwettet des Lebens edle Kette gegen derb verweste Skelette. Jeder, der Edens Versteck entdeckte, stets Ekel zeternd fern des Verstecks verreckte. Zech er erst leer den Wetterbecher, Erdenmensch! Ehe er den Deckel des Verstecks hebt, verbrennt des Regens verletztes Heer den ersten Weltschmerz, des Weltenherrschers letztes Gebet. Erdenmensch, der Edelsten Gespenster schweben gen Eden her, werfen Ger, sterben leer. Sprenge ergebenst den Knebel der entseelten Gesellen, deren Seele der Herbst des Lebens versengte. Je jetzt, je mehr, je jeder. Jedes verkehrte Menetekel bestellt Thekenthesen.

Sehr geehrter Erdenmensch, pechbeschwerter Neger, geh er gerne gen Edens entlegenster Ecken, schmeck er den Teer der Seele, ermesse er der Welten Wesen. Ehe des Weges gehemmtes Ende vergeht: rege der Regen Erregen, segne der See Segel, lehre der Gelehrten geleerte Leere! Eben jetzt schneet weh des Helden versehrtes Herz wegen verderbten Ehebrechern. Geh, geh Erdenmensch, Neger! Geh sechs Meter, geh elf! Leben vergeht, Eden verweht. Des Henkers Schwert henkt Legenden, es belebt den Skede!"

„Check the Heckmeck, leck the Dreckseck", meckere ich in den nun leeren Bildschirm und trommele wahllos dazu die Bongos alias Armaturen vor mir. Ich beende mein Spiel erst, als es darauf an allen Ecken und Enden nervös zu blinken und piepen beginnt. Lieber hier aufhören, als dort notlanden! – denke ich mir und gebe mit der linken Hand über die mittlerweile ausgeheilte Schulter Ling das Signal zum Weiterfalten.

„Allesamt äußerst begabte Barden", kann ich es mir dann doch nicht verkneifen zu sagen, „genauer gesagt: allesamt äußerst inselbegabt, auf einer Sprachinsel ohne Frage mit dem eng umrissenen Radius eines einzigen Vokals, also eher auf einem Inselchen, sodass man im Zusammenhang mit den Vokalvirtuosen ganz dezidiert von einer Motubegabung sprechen sollte."

„Dieser Ansicht muss ich widersprechen. Was Sie als Motu verniedlichen, hat mindestens die Ausmaße eines Kontinents auf einem Planeten ohne Meere. Keine andere mir bekannte Kultur hat es im Umgang mit der Sprache zu einer solchen Vollendung gebracht. Oft imitiert, aber nie erreicht. Sie werden im ganzen Universum niemandem begegnen, der sich so gewandt und zutreffend auszudrücken vermag."

Lings Worte treffen mich, sie treffen mich in Streitlust an; und so parodiere ich in meiner Replik die rhetorische Pennälerphalanx eines streberhaften Deutschschülers: „Deinen Widerspruch will ich nicht gelten lassen und ihm meinerseits widersprechen. Was du sagst, mag ja alles durchgehen unter dem Aspekt künstlerischer Ästhetik. Doch unter dieser ihrer ästhetischen ‚Vollendung' leidet die Verständlichkeit doch gewaltig."

„Form und Inhalt bedingen einander unter dem Dach der Bedeutung, die ein Sprecher zu vermitteln bezweckt. Derselbe Inhalt hätte in anderer Form eine andere Bedeutung."

„Auch das gestehe ich zu, allerdings vermehrt um den Hinweis, dass eine Beschreibung des Inhalts unabhängig von der Form gegeben werden kann."

„Sicher, wenn man bereit ist, auf dem Wege der Beschreibung einen Bedeutungsverlust hinzunehmen."

„Okay, einverstanden. Wie groß wären denn die Verluste?"

„7,11"

„Promille?", erwischt mich ein Déjà-vu erneut kalt von der Seite.

„Genau."

„7,11 Promille verliert man an Bedeutung?"

„7,11 Promille verbleiben an Bedeutung."

Das ist nicht viel, denke ich mir einmal mehr, wobei mich das Gefühl beschleicht, dass eine Windung meiner Kortex zum Möbiusband gewickelt ist. Warum nur stellt sich immer genau das als so mickrig dimensioniert heraus, was in engem Zusammenhang mit meinen kognitiven Kapazitäten steht? Mit einem intellektuellen Rettungsring vom Ausmaß eines Benzol-Moleküls kann sich doch kein Mensch vor dem Ertrinken in aromatisiertem Unsinn bewahren! Ling findet einfach immer wieder Mittel und Wege, mich kleinkariert und dumm dastehen zu lassen. Aber sowas von kleinkariert, sowas

von dumm! So als ob sich unser Denkvermögen in Megaskalen unterschiede!. Dann soll er doch mal zeigen, was er auf dem Kasten hat bzw. in seiner Kugel steckt.

„Kannst du mir den Inhalt der Wortakrobaten beschreiben?“

„Gewiss kann ich das. Es ist nur so, dass ich für diese gewaltige Rechenaufgabe eine noch gewaltigere Menge an Energie benötige.“

„Wie viel?“, frage ich ungerührt im Stile eines Don der Cosa Nostra, dem die Terrawattstunden supraleitend nur so aus dem A..., äh dem Akku seines Vidphones quellen.

„So viel, dass wir zurückkehren müssen zu S-70 199.“

„Nach Heslach?“

„Nein, zu dem Quasar, an dem wir schon einmal getankt haben.“

„D'accord, vas-y, mon cher ami!“, sage ich so leicht hin, weil ich vor allem eines will: weg. Ich küre ohne großes Federlesen in radebrechendem Französisch, wahrscheinlich um der Pennälerpose eines Universalstrebers mehr Après-Pression zu verleihen, die Inhaltsangabe des infamen U-Beitrages zu Lings energieverschwenderischer Hausaufgabe. Die will ich mir jetzt einfach gönnen. Trotz des Umwegs. Eine gute Wahl, denke ich, weil die Beschreibung den Absender rehabilitieren könnte, und weil der U-Beitrag sehr kurz war und ergo weniger Energie verschlingen dürfte als die übrigen Gruselgrüße.

Dann geht alles ziemlich schnell. Allem voran mein Puls. Unwillkürlich atme ich raumgreifender in einen Raum, der immer enger wird. Bis ich mir meiner Atemnot bewusst werde, haben sich Gesicht und Hände bereits blau verfärbt. Todesangst befällt mich und ich röchle erstickt: „Was ist denn jetzt schon wieder los?“

„Die Prozessoren des NLT haben nahezu die gesamte Energie des Raumschiffs abgezogen, sodass für die Berechnung der gewünschten Inhaltsangabe die Sauerstoffproduktion heruntergefahren wird.“

Ich sammle die Worte zum Widerruf meines Auftrags in der Brust und sperre den Mund weit auf, aber das Wenige, das sich aus der Brust löst, bleibt im Kehlkopf hängen. Ich beschließe, die freigewordenen Transportkapazitäten der Erythrozyten für eine Überdosis Nikotin zu nutzen, um der Pein, wie auch immer, ein Ende zu setzen, doch der Feuerstein meines Zippos versprüht schon keine Funken mehr. Mein Rachen ist staubtrocken, die Zunge klebt gummischwer

am Gaumen. Trotz der mirgähnenden Leere im abgeschalteten Rechenzentrum unter der Schädeldecke schmerzen mir die Schläfen mit einem stechenden Pochen. Auf der Nase und in den Augen platzen Kapillare, die mein Gesicht in einen rot getupften Ausschlag verunstalten. Dann werde ich von Krämpfen geschüttelt. Es bleibt mir nicht einmal mehr die Zeit, gedanklich mit meinem Leben abzuschließen und ein versöhnliches Resümee meines kläglichen Daseins zu ziehen. Ich werde augenblicklich bewusstlos; von der nun einsetzenden Schnappatmung bekomme ich schon nichts mehr mit.

Als ich wieder zu mir komme, beläuft die Sauerstoffkonzentration der Atemluft sich wieder auf angenehme 23 Prozent. Wie lange ich bewusstlos war, kann ich nicht sagen. Ich fühle mich gerädert und huste leise, aber unaufhörlich. Zug um Zug verschafft mir das Bad im Sauerstoff Linderung, der milchig frisch schmeckt nach Leben und Freiheit. Mit den Kräften kommen jetzt auch die Erinnerungen zurück. Mir fällt der Grund meiner Ohnmacht wieder ein, und ich schaue mich suchend um. Dass die Akkus vollgeladen sind, lässt darauf schließen, dass der Tankvorgang längst abgeschlossen ist. Und Ling scheint seine Hausaufgaben gemacht zu haben. Ich lese auf der Anzeige des Nelties:

„#35: Den einmalig temperierten Akkord einer mehrstimmigen Komposition sendet der Komponist an einen Transmittersatelliten, der den harmonischen Einklang sammelt, bündelt, verstärkt weitersendet zum weiten Sprachwandler mit Empfängermembran, der apparativen Überbringerin des Klangs mit Signalcharakter, die sicherstellt, dass das universale Warnsignal bei dem Fremden in Begleitung eines Nullers ankommt. Der Fremde ist so toll und kühn, dass er ein zweites Mal gewarnt werden muss mit besagtem Signal, wenn auch anders eingefärbt.“

„#3B: Ich habe das unüberhörbare Geschrei des Fremdlings gehört, das beredte Zeugnis dafür, dass einen Frevel beging, wer dem Schreier Sprechorgane verliehen hat. Wer so herumbrüllt, gibt entweder Anderen die Schuld an seiner Unkultiviertheit, oder er missbraucht die Kultiviertheit der Anderen, indem er wie ein Klangbuchhalter im Repertoire der Weltmusik auf ein verstecktes Unterkonto, das auf seinen Namen eingerichtet hat, Gemeinwerke bucht, um keck für

etwas die exklusive Autorschaft zu reklamieren, was er mit langen Fingern zu Diebesgut, Hehlerware und Krimskrams verhunzt hat.“

„#3D: Das kann nicht gutgehen, denn der Anfang ist getan, und mit dem Anfang ist das Ende eingeläutet, das nicht so ferne ist, wie der Fremdling meint, glauben zu dürfen, wiewohl er selbst Zeuge seiner Verurteilung sein wird. Für eine andere Zukunft ist es jetzt schon zu spät; im Doppelgespann ziehen die schalkhaften Schwestern Futur I und Futur II das Schicksal mit ganzer Kraft einer kommenden Zeit entgegen, die sich aus der Vergangenheit seit dem Anfang speist. Im Leben des Fremden waren die Speisen meist verdorben und werden es auch bleiben: statt sich distinguiert zu artikulieren, krakeelt er unflätig in die gequälten Ohren seiner unfreiwilligen Zuhörer wie ein abgehalfterter, versoffener Popstar. Wenn der seinem sexuell pervertierten Drang nach Gesang Luft verschafft, hört sich das an wie eine erstarrte Gewehrsalve: ein Tinnitus mit 127 dB.“

„#43: Wie kann man die Sprache nur so prostituieren und so schonungslos aufdringlich damit Andere traktieren! Schon mit der völlig trivialen Folge zweier achttaktiger Phrasen, die von der Tonika zur Dominante und wieder zurück laufen, ist der Fremdling hoffnungslos überfordert. Seine Werbung ist die billige Reklame eines gepuderten Minnesängers, der so tut, als stehe er erhaben und rein über allem Weltlichen, tatsächlich aber steckt er bis zum Hals in der Scheiße. Er stilisiert sich zu einem übermännlichen Homosexuellen, dem mit jedem Stilisierungsversuch die Persönlichkeit und die Eier schwinden. Sein Verschwinden im Treibsand des Buchhalteregos überzieht er jaulend mit streng riechenden Selbstheilsgeschichten, die er aus Luft und Lust zimmert zu einem Traumschloss in Form und Inhalt eines Dixie-Klos. Was ist der Fremde doch für eine laute, traurige Gestalt, dass mich Larmes de Pitié überströmen.“

„#47: Statt mir mit seinem lärmenden Geschrei weiter Feuer unterm Dach zu machen, sollte der Fremdling seine 7 Sachen packen und sich mit seinem Flieger ins Paradies scheren. Sein Abschiedswort kann er gar nicht so fürchterlich plärren, dass es mir nicht Musik in den Ohren wäre; dass mich nicht die poetische Pause bezauberte, wenn ich mit eigenen Facettenaugen sehe, wie er in seinem schwarzen Nachtvogel wieder davonfliegt. Sehr zu meiner Freude wird es

der Fremde bedauern, hier nicht seine Wohnstätte genommen zu haben, denn das Paradies ist die Hölle.“

„#49: Der Fremdling möge sich für jetzt gefälligst entschuldigen, indem er das Kommunikationskabel aus dem Datenstecker zieht und sich damit einen verbalen Einlauf bis zur Milz legt. Reinigen wird ihn das genauso wenig, wie ihn auch die phantasievollsten Deutungen beim Bleigießen nicht abhalten werden von seinem Selbstmord, der doch bereits begangen ist. Dafür dürfen Sie mich nicht verantwortlich machen, Ling, höchstens dafür, dass ich ihm in freundlich huldvoller Absicht den Schleier seiner Mission – zumindest ein Stück weit – gelüftet habe. Ende der Durchsage.“

7,11 Promille! – rufe ich mir in Erinnerung, um Lings Übertragung nicht übertrieben Ernst zu nehmen. 7,11 Promille! Und dafür verbraucht der Laden hier so viel Energie wie eine Kleinstadt von der Größe Mumbays. Schlimmer noch: dafür wäre ich fast draufgegangen! Dabei hatte ich den Braten ja gerochen vom ersten u-huten Eindruck an; wie ich nicht ohne eine gewisse Befriedigung lese, bin ich mit meiner Interpretation des Originals nicht völlig daneben gelegen. Davon unbeschadet obwaltet mein Missbehagen an der Grußbotschaft. Glaubt die Tracheen-Tunte mit Facettenaugen wirklich, ich würde etwas auf ihre Orakelsprüche geben? Vom Selbstmord bin ich so weit entfernt wie von der Erde. Ich, Mannfred Acunoğlu, habe einen Capitáns-Auftrag, den ich gewissenhaft erledigen werde, und deren Erledigung ich mir in etwa so vorstelle: Noch ein wenig nullern und dann den Rest meines Lebens in einem paradiesischen Heim ohne Nuller verbringen. Dafür kann man schon die eine oder andere Strapaze auf sich nehmen, oder? Auch die einer missionarischen Zivilisationszicke mit Opern-Abo, die sich einbildet, sie schwänge den Taktstock für den Weltenlauf wie die kosmische Kuratorin der Zeitläufte, die jedes vernunftbegabte Wesen einstampfen auf das Format eines possierlichen Exponats, das in verstaubten Vitrinen unter den Augen des Universums vergammelt. Für eine solchermaßen museale Weltordnung bin ich nicht geschaffen, nicht ich! Mannfred nicht und Mace nicht! Meine Mission lässt die Kunst weit hinter sich!

„7,11 Promille“, richte ich mich an Ling, „Da hätte ich erwartet, dass etwas verlorengeht, aber der Text ist deutlich länger ausgefallen.“

„Verloren geht die Bedeutung. Der Umfang des Textes ist proportional zu dem Bemühen, von der ursprünglichen Bedeutung noch etwas zu retten. Je vollkommener ein Lied ausfällt, desto schwieriger ist seine Transkription, das heißt, desto aufwendiger wird das Unterfangen, mit sequenziellen Mitteln Gleichklänge und Stufenfolgen herauszuarbeiten, um das Lied, ohne es zu singen, dennoch präsent zu machen.“

Meine Gedichtinterpretationen waren immer mindestens um die Hälfte kürzer als das interpretierte Gedicht selbst – erinnere ich mich dunkel, erkenne aber schon im Ansatz die Belanglosigkeit dieser Erinnerung und komme ohne Umschweife auf den belangreichen Inhalt der Transkription zurück: „Präsent ist mir allein die Anschuldigung, ein suizidgefährdeter Schreihals zu sein,“ Aha, da melden sich in meiner Replik verletzte Gefühle gleich mit zu Wort, „Ich wüsste nicht, was an einer solchen Anschuldigung so dramatisch zivilisiert sein soll, dass ich vor Ehrfurcht erstarren müsste. Im Vergleich zu den von mir freundschaftlich und freundlich ausgewählten Grußbotschaften, nimmt der Hiphup des U sich unterirdisch unhöflich aus.“

„Das trifft aus zwei Gründen nicht zu. Erstens ist der Inhalt nur ein Teil der Bedeutung und zweitens ist der Inhalt wahr. Auch ich habe unter Ihren Gesangsgrüßen unsägliche Qualen gelitten.“

„So schlimm?“

„Um sich mit Hochkulturen austauschen zu können, muss ein Mindestmaß an Musikalität vorausgesetzt werden. Dazu bedarf es mehr als nur Stimme und Gehör“, doziert mein superschlauer Copilot, um dann mit dem wattierten Dolch blumiger Worte gnadenlos zuzustechen: „Aber auch das lassen Sie schon schmerzlich vermissen. Von den an Ihren Sinnen anbrandenden Bedeutungswellen kommt in Ihrem Verstand nur die Gischt an. Und die Verse, die Sie in metrischen Wogen zur Modulation an Ihre Gesangsorgane schicken, werfen sich dort unvermittelt auf zu einem zerstörerischen Tsunami.“

So ein Wichtigtuling! Soll er doch gleich sagen, dass ich nicht singen kann.

„Ich kann also nicht singen?“

„Ganz genau."

Jetzt kocht doch Wut in mir hoch: „Aber du, du kannst es, was?"

„Nicht so gut wie U."

„Na, dann lass mal hören!"

Und Ling trägt ein Gedicht vor, das mich von der ersten Silbe anverzaubert. Bei halbgeöffnetem Mund lausche ich benommen der schimmernden Kugel; mir altem Geiferer bleibt doch glatt die Spucke weg! Ohne dass ich es merke, weine ich Tränen der Rührung und des Glücks. Noch eine ganze Weile, nachdem Ling geendigt hat, verharre ich mit gesenktem Kopf in meiner andächtigen Haltung, dem verklingenden Gesang nachspürend, ohne ihn aufhalten, das Verklingen verklingen machen zu wollen, bis er schließlich ganz verklungen ist und eben in der einsetzenden Stille seine volle Präsenz erlangt.

„Noch mal", stammele ich fast unhörbar, „Spiel's noch mal, Ling."

Und Ling hebt erneut an. Und ich bin erneut so ergriffen, so an die Klänge hingegeben, dass ich nicht einmal mehr sagen kann, ob Ling zweimal dasselbe Gedicht vorgetragen hat. Diesmal gerate ich durch eine noch tiefere mentale Versenkung in die sphärischen Gefilde entrückter Glückseligkeit, in die ich mich embryonal so einrolle, dass ich mich beschützt und geborgen fühle vor jeglicher Dissonanz, die von außen auf mich eindringen könnte.

Erst Stunden später löse ich mich aus der Tiefenentspannung und schwebe wie in Trance zu meinem Spind, um die Verse aus der Erinnerung in mein Notizbuch einzutragen. Ich öffne mit der Grazie eines Putto den Verschlag und werde aus den lyrischen Arkadien mit dem Vorschlagshammer eines Schrecks, der mir unvermittelt in die Glieder fährt, knüppelhart zurückgeholt in die prosaische Gegenwart: mein Notizbuch liegt aufgeschlagen zuoberst. Aufgeschlagen und zuoberst! So nachlässig wäre ich niemals. Nicht einmal in einem von der NATO verriegelten Einpersonenbunker würde ich meine persönlichsten Utensilien so unvorsichtig und schamlos zur Schau stellen. Ich könnte daher schwören, dass ich das eingebundene Büchlein ganz unten unter all dem Gerümpel versteckt hatte. Jetzt liegt es achtlos obenauf, als hätte es jemand in Eile zurückgelassen. Wie war das möglich? – frage ich mich vordergründig, um erfolglos von der sich vehement aufdrängenden Frage abzulenken, wer das getan haben

könnte. Liest hier jemand meine handschriftlichen Notizen? Und wenn ja, wer?

Nicht auszudenken, was ich jetzt denken würde, hätte ich mich in einer anderen Ausgangsstimmung befunden. Aber im Moment ist mir einfach das Gedicht wichtiger, so unbegreiflich das dem Mace, der ich bislang gewesen war, vorkommen mag. Ich löse einen Kugelschreiber von der Magnetwand des Spinds und ziehe damit freihändig Notenlinien quer über die leeren Seiten. Darin trage ich die Noten zu Lings Lied ein und schreibe darunter schließlich die Verse. Dann verschnüre ich das Büchlein mit einem gelb-grün ummantelten Kupferkabel, das ich zu diesem Zweck in einer Mischung aus Wut und Frustration mit bloßen Händen aus dem Verteilerkasten neben dem Spind herausgerissen habe, wickle es zudem in meinen rot-schwarz gestreiften Baumwollschlafanzug und gebe das ganze zurück in die unterste Schublade.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 019 Version 1.0
by User: Mace

Ein besseres Verständnis von N0ll erlangt man meines Erachtens durch eine eingehendere Betrachtung der Musikalität dieser Sprache. Auch hierzu bieten die einschlägigen Datenbanken und Foren aufgrund des unvermeidlichen Mangels an Tonaufnahmen – besteht N0ll ihrer Natur nach doch aus Licht oder aus zu Informationspaketen gekrümmten Zeiteinheiten – keine geolinguistischen Ankerpunkte. Nach meinen persönlichen Erlebnissen ist bei N0ll dennoch von subtilen, aber weit verzweigten musikalischen Strukturen auszugehen, deren Relevanz für das Sprechen geradezu ungeheuerlich sein muss. Eine ernsthafte Betrachtung müsste auf dem Weg der photoelektrischen Analogiebildung zur Akustik in einer Ästhetik münden, die auf der Gesprächsebene die Situation und Person zur Intention verknüpfte, was auf der Satzebene der Verknüpfung von Form und Inhalt zur Bedeutung entspräche. Man würde dann von einer harmonischen Semantik sprechen, einer Semantik, die die Harmonien- und Formenlehre der Musiktheorie in die Linguistik integrierte.

Weil es zum Verständnis von N0ll elementarer Grundfertigkeiten der Kognition und Artikulation bedarf, die beim Menschen nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden können, soll im Folgenden die Musikalität von N0ll im Kontrast zur Geomusik herausgearbeitet und zugleich auf gravierende Fehlentwicklungen in letzterem Gebiet hingewiesen werden. Meiner Meinung nach handelt es sich um Fehlentwicklungen zweiten Grades, das heißt auf den ersten Fehler folgt gleich ein zweiter, was die schwierige Diskussion eines Fehlers im Fehler erforderlich macht: An der Gabelung von Poetik und Musik biegt die Forschung zum ersten Mal falsch ab (1. Grad), weil sie auseinanderdividiert, was organisch zusammengehört. So schon aufs falsche Gleis gesetzt, spreizt sich die Musik weiter auf in ein musikalisches Ich und eine musikalische Logik (2. Grad), wodurch der Zwitter poetischer Musik zu einem schizophrenen Zwitter verunglückt. Letztlich kann die Musik diese Spaltung in Individualität und Generalität nur im Rückgriff auf die Poesie aushalten.

Die gesamte europäische Musikgeschichte lässt sich rekonstruieren als die Entdeckungsgeschichte von Primzahlen in der Obertonreihe, also in den Tonhöhen, die in einem ganzzahligen Verhältnis zum Grundton stehen, und die über geeignete Tonleiter zu erreichen die Komponisten sich zu allen Zeiten angeschickt haben. Die von den Tonleitern festgelegte Tonalität verkörpert eine unhinterfragte Grundstruktur, die in der generativen Theorie der tonalen Musik zu der allgemein akzeptierten Forderung führte, dass die Strukturmerkmale eines Musikstücks in einen konsonanten Zusammenhang gestellt werden müssen. Damit erhielt die Musik eine eigene Sprache und jedes Musikstück eine eigene Individualität. Was als Satz in der Musik angelegt war, die Sprache zu begleiten, zu betonen, ihr Melodie und Rhythmus zu geben, bekam einen unabhängigen Körper im Tonsatz, der autonom Symphonien, Orchester- und Kammermusikwerke instruiert. Beide Körper stehen aber nur scheinbar auf eigenen Füßen. Die Widernatürlichkeit ihrer Scheidung zeigt sich darin, dass der autonome Klangkörper der Instrumentalmusik sich nirgends natürlich äußert, sondern in seiner Artikulation erst gelernt werden muss wie eine Fremdsprache.

Musikhistorisch versetzte man die Töne unabhängig von ihrer Quelle in Räume, durch die sie sich in der Zeit bewegen. Wobei die Bewegung eine Bewegung in Tonhöhen ist. Denn nicht die Töne selbst erzeugen harmonische Klänge, sondern ihr Verhältnis zueinander, – eben in dem Verhältnis, wie es fixiert wurde in der Tonleiter, die streng hierarchisch aufgebaut ist: Grundton, erster Oberton, zweiter Oberton, dritter Oberton usw. Relativistisch betrachtet bilden die – ganzzahligen – Schwingungsverhältnisse das Bezugssystem für gequantelte Töne, deren Intervallniveaus allerdings nicht für endlos neue Töne stehen, sondern stets, je nachdem, ob man die Tonleiter hoch- oder hinabsteigt, zum Grundton zurückkehren, nur eben um eine Oktave erhöht oder vermindert. Teilt man eine Oktave in 7 Intervalle, geraten die Intervalle verschieden; nimmt man 5 Intervalle hinzu, erhält man dagegen eine Teilung in lauter gleiche Halbtöne – das ist die chromatische Tonleiter mit elf Freiheitsgraden über dem Grundton, die einen Raum mit ebenso vielen Dimensionen eröffnet.

Zählen lassen sich Töne entlang der musikalischen Zeitschiene, auf der sie in linearer Sukzession zu einem Rhythmus geordnet werden, was sprachanatomisch der Aussprache von Wortsilben entspricht. Wie diese ohne Wörter oder Sätze unverständlich bleiben, so auch der Rhythmus ohne Motiv oder Thema. Anstatt sie jedoch mit der natürlichen Sprache wachsen zu lassen, wird auf der Erde die Musik der Sprache künstlich nachgebildet, noch dazu einer defizitären Sprache: dem axiomatisierten Kalkül. Die Unzulänglichkeit der fundamentalen Raum-Zeit-Struktur der Musik war zu jeder Epoche spürbar, wie die regelmäßigen Restrukturierungsversuche beweisen. Zum Ende der Moderne hin kam beispielsweise die Idee auf, die musikalische Zeit sei kugelförmig gekrümmt; allerdings nicht so, dass sie aus dem sprachlosen Raum herausführte, sondern so, dass in ihm eine Überlagerung verortet sei der endlichen Zeitpunkte von Anfang und Schluss einer Aufführung mit der Tendenz zur unfertigen Ewigkeit des fertigen, vollendeten Werkes; eine Überlagerung also, die letztlich auch nur das Thema der Einmaligkeit einer Aufführung und ihrer dauerhaften Verwahrung als proprietäres Gut variiert.

Abschließend sei bemerkt, dass selbst auf dem Standpunkt, dass musikalische Formen außerhalb der Musik nicht erklärbar seien, die

Musiktheorie in ihrer gesamten Metaphorik auf die Sprache auch dort angewiesen bleibt, wo der Musik ihr natürliches Substrat verlorengegangen ist. Angesichts der – im Vergleich zu N0ll manifesten – Defekte der Sprache, aus der die Musiktheorie ihre Metaphern bezieht, ist es nicht verwunderlich, dass sie in dieselben Aporien läuft wie diese Sprache selbst. Die musikalische Logik generiert einen notenverschlüsselten Schematismus, in dem einmalige Ereignisse zu austauschbaren Variablen werden – lustvolle Improvisation verkommt zu einer durchkonstruierten Komposition. Die Partitur hat Gesetzeskraft und erlaubt den Musikern nicht, situative Besonderheiten in ihr Spiel aufzunehmen und aufs Publikum einzugehen. Das heißt, moderne Geomusik zitiert für rhetorische Darbietungen Redner auf die Bühne, die ablesen! Bei allen Variationen in der Orchestrierung, den Tempi und der Lautstärke, bleibt ein Konzert doch Musik aus der Konserve; womit auch die Wortwurzel der Konservatorien genügsam freigelegt ist. Es geht in der Notenschrift wie in der Schriftsprache ums Konservieren von Sprache, was, absurd as it is, ihre schreibenden und lesenden Totengräber auf den Plan ruft. Daher kann der Weisheit letzter Schluss nicht einfach im Appell liegen, Musik und Lyrik in Lied und Gesang zusammenzubringen und zusammenzudenken. Sollte auf diesem Weg eine Annäherung an N0ll gelingen, müsste das bloße Zusammenführen zweier Fehlentwicklungen enorme synergetische Effekte freisetzen, was von schwarzer Magie kaum noch zu unterscheiden wäre. Dafür aber kann ich nirgends einen Hinweis entdecken.

Bevor ich es vergesse, befestige ich eine Haftnotiz mit der Aufschrift ‚Mit Vokalisten kein Ensemble möglich' neben den anderen beiden Haftnotizen an der Strebe. Dabei achte ich penibelst darauf, dass alle drei an einer imaginären Linie ausgerichtet kleben. Dann hänge ich vor den Notizen ein wenig in der Schwebe, so als hätte seinerseits mich jemand dorthin geklebt. Vielleicht hege ich ja unbewusst die Hoffnung, dass sich im Schwebezustand die kognitiven Vorstufen in meinem Schädel doch noch zu einem vernünftigen Gedanken fügen. Vielleicht will ich aber auch nur die Wörter auf den Notizen eingehender betrachten, so als stünde hinter ihnen etwas, das ich noch nicht gelesen habe. Genauso hänge ich vor der Strebe in der Luft.

Weil aber so in der Luft hängend sich auch nach einer ganzen Weile nichts tut, parite ich, mit weniger Elan als sonst, in den Pilotensitz, wo ich mich angurte, ceteris paribus aber dasselbe Kreativspiel weiter betreibe: ich warte nun darauf, dass die Konsolen und Armaturen mir einen Vorschlag machen.

Soso, – beginnt immerhin, wenn auch noch reichlich unbestimmt, sich der Nebel vor meinem geistigen Auge zu lichten, bis schemenhaft so etwas wie ein Gedanke auftaucht, von dem aber noch unklar ist, in welche Richtung er sich bewegen und wie er sich verbalisieren wird. Soso, ich kann also nicht singen. – Das also ist es: Der Popstar in mir scheint es noch nicht verwunden zu haben, dass ihm Ling keinen Plattenvertrag angeboten hat. Im Gegenteil, unsägliche Qualen habe er beim Zuhören gelitten. Na und? That doesn't metal to me! Ich bin Mannfred, nicht Thomas Mann Fred Bulsara. Und ich kann auch noch ganz anders. Du wirst noch staunen, was alles in mir steckt. – Und aufs Wort hin breitet sich in mir urplötzlich das angenehme Gefühl aus von unbeschränkter Herrschaft, von willkürlicher Macht über Andere, und ich lehne mich im Sessel zurück mit hinter dem Kopf verschränkten Armen, wie ein Banker hinter seinem Mahagonischreibtisch, nachdem er das Kreditgesuch eines Kunden gelesen hat, der ihm gegenüber auf einem schäbigen Stuhl aus Sperrholz kauert.

So genießerisch wie behäbig verweile ich in dieser Pose, unmerklich die Augen schweifen lassend, um das Heck des Gleiters zu scannen im kapitalistisch-possessiven Bewusstsein: Alles meins. In diese selbstgenügsame Ruhe hinein wirbelt im Geiste ein Ätherwind in absichts- und zusammenhangsloser Manier flüchtige Gedanken auf, von denen einzelne in den engen Korridor meines Bewusstseins gelangen, wo sie wie ein Schatten oder Echo des Sprechens auftauchen, so als spreche man nur, um seinen Gedanken eine Gestalt zu geben, um sich rückzuversichern, dass man gedacht hat. In diesem Schauspiel, das der Brownschen Molekularbewegung eines Gases gleicht, schiebt sich der Schlüsselgedanke einer Frage nach vorne, der im eigengesetzlichen Gedankengetümmel keinen passenden Schlossgedanken einer Antwort finden kann; dem langen Bart nach könnte man sie in etwa so ausdrücken: Wozu dienen die langen Intervalle

zwischen den Besuchen eines Planeten? Wozu überhaupt Pausen? Mich beschleicht nämlich der Eindruck, dass wir die Kandidaten fürs Paradies deutlich schneller abarbeiten könnten. Will Ling nicht – oder führt er etwas im Schilde? Ist er Mohammedaner und gerade Ramadan? Oder was bezweckt der Nuller mit der Transit-Obstruktion: Sind die Pausen gedacht zur inneren Einkehr, damit ich meine Erlebnisse noch einmal Revue passieren lasse und für mich auswerte; oder geht es darum, wie ich mich bewähre, wenn nichts und niemand unsere beengte Zweisamkeit stört? Und falls dem so wäre, werden wir zwecks Beweismaterials gefilmt? Das sähe den Kais mit ihrer Überwachungsparanoia ähnlich. Die Kais überwachen alles, um zu verhindern, dass geschieht, was sie tun. Die glauben an den Skede, die suchen den Skede und schließlich finden und töten sie jemanden, den sie für den Skede ausgeben.

Das weckt den Ballermann in mir, die Lust ein wenig rumzuballern, eine Runde zu zocken, Moon Cresta etwa; zu den minimalistischen Pieptönen aus einem Acht-Bit SID-Chip. Im MIDI-Format könnte ich jetzt die Sprites von Kometen und feindlichen Artefakten abschießen – mit einem mächtigen Drei-Komponenten-Raumschiff, versteht sich– das wäre jetzt was! Doch, da hätte ich durchaus Lust zu. Erwartungsvoll ziehe ich mir die Tarnkappe samt VR-Brille über und finde im Stammverzeichnis tatsächlich einen Spieleordner. Der enthält leider nur eine Datei namens P-Quest. Dafür ist die immerhin 997 GB groß. Während das Spiel in den Speicher geladen wird, baut sich völlig geräuschlos in Frakturschrift der vollständige Titel auf: ‚P-Quest: Are you ready for Paradise?‘ Hoffentlich kein lahmer Ego-Shooter à la muslimischer Freischärler schickt wahlweise mit Bombengürtel, Bazooka oder Kalaschnikow Ungläubige in den Höllenpfuhl und wird dafür ins Paradies befördert zu einem Harem williger Jungfrauen – wie auch immer die da hingekommen sind, und wo auch immer sie nach Gebrauch verbleiben. So ein Shooter ist was für kalte Krieger, ich bin aber eher ein warmer Krieger.

Umso mehr überrascht mich die Eingangsszene zum Spiel: ich sehe mich. Genauer, ich sehe mich, wie ich mich sehe. Eine originalgetreue Reproduktion des SamSarah 911 C, in dem ich mit Tarnkappe und Brille sitze. Selbst die bunten Girlanden aus Haftnotizen wirken echt. Ich löse den Gurt und schwebe auch im Bild durch die Kabine.

Dank der eingespielten Sequenzen kann ich mich frei bewegen und die Haltegriffe sicher erreichen. Ling ist wie üblich am Boden arretiert und widmet sich stoisch der Navigation. Ich verpasse dem simulierten Tischtennisball einen Schubs und höre außerhalb den dumpfen Aufprall an der Bordwand. Alles, was ich im Spiel mache, ereignet sich im Gleiter und andersherum. Der Simulator überträgt die Aktionen im virtuellen Raum auf den Gleiter, wie der Psycho-Avatar seine Manipulationen im Geist auf mein Ich überträgt.

Diese Übertragung überprüfe ich mehrfach in beide Richtungen und finde sie immer wieder bestätigt. Die Simulation ist so täuschend echt, dass ich nicht mehr mit letzter Sicherheit sagen kann, ob ich mich im Spiel befinde oder in der Realität. Zu oft bin ich hin und her gesprungen. Der Verlust der Sicherheit gibt mir zusehends das beklemmende Gefühl, mich im Labyrinth einer vielschichtigen Realität verlaufen zu haben, sodass die Quest mehr und mehr den Charakter einer Suche nach dem Ausgangspunkt annimmt. Das Absetzen der Brille ändert daran nichts, weil ich dann in der Brille nur sähe, dass ich die Brille abnehme. Mit einem Blick durch die Brille kann ich nicht überprüfen, ob ich die Brille abgenommen habe, also nicht durch sie blicke. Die virtuelle und die reale Welt spiegeln sich so perfekt, dass ich Urbild und Abbild nicht mehr unterscheiden kann. Setze ich vor dem Spiegel die Brille ab, wird aus dem gegenseitigen Belauern nur ein einseitiges, ohne dass ich sagen könnte, auf welcher Seite des Spiegels ich mich befinde.

Vielleicht findet sich ja in der Bedienungsanleitung ein Hinweis, wie ich die Simulation beenden kann, ohne mir selbst ein Ende zu setzen. Ich rufe das Hauptmenü auf und erfahre, dass ich bereits Level 5 erreicht habe: ‚You have to accomplish five missions. Continue, yes/no?' Komischerweise schrecke ich davor zurück, einfach N zu drücken. Mich beschleicht das Gefühl, dass damit eine Folge unumkehrbarer Ereignisse ausgelöst wird, die meine Persönlichkeit unmittelbar berührt, als würde ich mit dem N meine eigene Existenz verneinen und mich mit der Mission gleich mit herunterfahren. Daher springe ich aufs Impressum, wo sich ein kurzer Text befindet, der mich mit den Spielregeln der Quest vertraut macht. Demnach ist die Quest eine Simulation meiner Persönlichkeit, die beliebig oft simuliert werden kann, wodurch ich mich von der Realität immer

weiter entferne. Ziel des Spiels ist es, die Simulationen zurückzuverfolgen bis zum Quelltext der Simulation, dem Paradies. Dabei entspricht der Grad der Simulation dem Level, – wonach ich mich in der Simulation der Simulation der Simulation der Simulation der Simulation befinde. Da kommt mir Level 0 schwindlig weit weg vor, zumal ich gar nicht weiß, was ich tun muss, um die Simulationsebenen zu verlassen. Als Hilfestellung findet sich nur der kryptische Hinweis, dass jeder Simulation, in der etwas imitiert wird, ein schöpferischer Akt vorausgehe, sodass man sich imitierend vom Ziel entferne, schöpferisch dagegen sich ihm annähere bis zum Vollzug der Urschöpfung.

Originell sein, um sein Original zu werden – das hört sich verdammt nach N0ll-Philosophie an, aber sowas von verdammt! Soll ich auf dem Ausflug in den Weltraum bzw. auf der P-Quest mit allen Mitteln zu einem Nuller konvertiert werden? Warum? Warum ich? – Wobei diese Frage keinen Sinn ergibt, solange mein Ich eine Simulation fünften Grades ist. Wie sollte ich als Simulationstyp die Antwort zu mir als Archetypen begreifen können? Hä? Ich nutze die Verwirrung aus, um meine Verunsicherung rechts zu überholen und drücke kurzentschlossen das N.

Sofort beginnt mein Sichtfeld sich in einem körnigen Schneegestöber aufzulösen, gerade so weit, dass ich an den Konturen noch erkennen kann, wie die US-Luke aufspringt. Etwas in der Art hatte ich irgendwie befürchtet und in der trüben Suppe meiner Ängste und Hoffnungen wie ein Fettauge rumschwimmen sehen; trotzdem erfasst mich eine irreversible Schockstarre. Was würde jetzt passieren? – frage ich mich im Schutz der Dunkelheit der ausgeschalteten Brille, unfähig, auch nur mit der Wimper zu zucken. Mit angehaltenem Atem harre ich der Dinge, die da kommen mögen. Immer diese Ungewissheit! In der Brille nur Dunkelheit. Und außerhalb? Das wage ich nicht, mir auszumalen. Die schaurigsten Szenarien ringen vor meinen Augen um den Publikumspreis für Horrorfilmdebütanten. Letztlich aber gewinnt, wenig überraschend, die Neugier die Oberhand. Ich lege die Brille auf der aktuellen Ebene ab und schaue mich ängstlich um. Nichts. Die Luke ist verschlossen. Etwas zögerlich parite ich zu ihr, umfasse das Stahlrad mit beiden Händen und rüttle an ihm, anfangs gehemmt, dann mit ganzer Kraft: fest verriegelt. Also fahre

ich noch einmal die Brille hoch und blicke durch sie erneut zur Luke. Auch hier das gleiche Bild: die Luke ist bolzenfest verschlossen. Geändert hat sich etwas anderes. Mein Level. Ich bin auf Level 7 abgerutscht. Tebrikler – denke ich mir und schalte die Brille wieder aus: Wieder das Grießeln einer sich Pixel für Pixel auflösenden Realität, aber diesmal bleibt die Luke zu.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 031 Version 2.1
by User: Mace

Das Paradies, persisch Apiri-daeza für Garten, wird in der bildenden Kunst seinem Namen gemäß als eingefriedetes Idyll dargestellt, ein Hortus amoenus, in dem hinter schützenden Mauern Männlein und Weiblein nackt und schamlos Ringelreihen tanzen. Ewige Jugend und ewiger Frühling kennen darin keine Vergänglichkeit, keine Gebrechen und keine Krankheiten. Stattdessen blühen Mensch und Natur lustvoll und fröhlich um die Wette. Aus der Zivilisation haben sich in das Naturidyll dieser Gemälde nur Armreife aus Gold und Perlenketten sowie Gewänder aus Seide und Brokat gestohlen. Diese Motive halten sich auch in der Renaissance, nehmen dort aber eine Wendung ins Weltliche, die in der allmählichen Emanzipation von Talmud, Bibel und Koran begründet liegt. Ein Vergleich zweier Gemälde aus dieser Zeit veranschaulicht dies nicht nur trefflich, er bestätigt mich vor allem in meiner zuvor ausgearbeiteten Sprach- und Kulturkritik aus der Sicht eines Nullers. So finde ich schließlich in der Kunst, was mir die Wissenschaft verwehrt hat.

‚Das Paradies' aus der Sammlung der Wiener Kunsthalle macht hinsichtlich der Fülle von Farben und Motiven hier keine Ausnahme. Allein am Bildrand erheben sich zerklüftete Felsen, wie sie dem Skede ein Refugium gegeben haben, die vermutlich auf das harte Leben außerhalb des Paradieses verweisen sollen. Denn in dem Gemälde findet sich die gesamte Geschichte von der Erschaffung des Menschen über den Sündenfall bis hin zur Vertreibung aus dem Paradies; allerdings ohne Ordnung, sodass man die Geschichte nicht wie einen Comic lesen kann, sondern sie schon kennen muss, um sie im Gemälde wiederzufinden. Allein durch die Gleichzeitigkeit von

bekanntermaßen nacheinander ablaufenden Ereignissen wird die Identität von Adam und Eva gewahrt. Ohne dieses Wissen würde man verschiedene Personen sehen. Das führt zu der zentralen aber im Gemälde unbeantworteten Frage, ob die Personen auch in einer zeitlichen Abfolge ihre Identität wahren, oder ob sie nicht zu jedem Zeitpunkt verschiedene Personen vorstellen.

Im Triptychon ‚Der Garten der Lüste' aus dem Prado in Madrid rahmen selbigen als linker Flügel der obere Garten Eden und der untere Garten Eden als rechter Flügel. Eden, von sumerisch: Edin für Steppe, bezeichnet nämlich nicht nur eine Beschaffenheit des Diesseits, sondern auch eine des Jenseits, woran die göttliche Generalsekretärin der Unterwelt, Ninedena, mit ihrem Namen erinnert. Insofern wäre das Paradies tatsächlich die Hölle, wie die Vokalisten meinen. Gegen das höllische Paradies erscheint jede Steppe himmlisch paradiesisch. ‚Der Garten der Lüste' bezieht hierzu unzweideutig Stellung. Wenn auch anders, als man bei den hier angestellten Vorüberlegungen erwarten würde. Denn dieser Garten ist eine Steppe, die geradezu vor Vitalität und Musikalität strotzt. Hier steppt das Leben. Das Bild zeigt ein zärtliches Zusammensein von Mensch und Tier bei Speis und Tanz. Dass es unter ihnen nicht bei Umarmungen – und nicht nur von Mensch zu Mensch – geblieben ist, ist daran ersichtlich, dass sich die Wesen – gegenüber dem oberen bzw. himmlischen Garten Eden – drastisch vermehrt haben, wobei einige gar noch in der Fruchtblase stecken. Die Menschen leben in Lust und Sünde, d.h. sie haben Geschlechtsverkehr und erzeugen Menschen, sind Schöpfer einer eigenen Welt.

Im überirdischen Eden findet sich am Bildrand auch ein Fels. Von diesem Fels aber fliegen Vögel aus und kehren in einer Schleife zu ihm zurück. Die Rückkehr zu sich selbst nimmt das Motiv der Regeneration als permanente Verjüngung auf, das prominent versinnbildlicht ist im zentral platzierten Jungbrunnen. Wo niemand altert oder stirbt, ist kein Raum für Fortpflanzung. Die Botschaft ist unmissverständlich: es gibt nur einen Schöpfer und eben keine neuen Menschen. Da lässt sich Eintönigkeit nur schwer zerstreuen. Sub specie aeternitatis erdrückt das überirdischen Eden die Last der Langeweile

und des Schweigens, man könnte auch sagen: die Last der Lustlosigkeit.

Ganz anders im unterirdischen Eden, wo Krieg und Folter herrschen und das Geschrei groß ist, dessen Leidtragende zuvörderst die Ohren sind; sie martert, von Pfeilen durchbohrt und einem Messer durchschnitten, in dem abgebildeten Getöse eine qualvolle Pein. Wo zuvor Menschen lustvoll gesungen haben, sind sie nun auf die Folterbank einer Laute und Harfe gespannt. Jetzt schlagen die Instrumente den Takt; im konservierenden Moloch, in dem der infernale Schauerchor die Noten vom Hinterteil des Komponisten abliest, wird auf Menschen herumgetrommelt. Im Zentrum steht ein futuristisches Instrument, eine mit einem Metronom hybridisierte Geige oder Gitarre, die nur noch Wirbel, aber keine Saiten mehr hat, das so symmetrisch vermessen und gemäß den Kategorien der Harmonienlehre strukturiert ist, dass es seinen eigentlichen Zweck, Klänge (zur Sprache) zu erzeugen, verloren hat. In diesem Instrument, einem der frühesten Formen von Overengineering, kulminiert der Ver-Lust, die erstickte Lust an der Spontanität geselligen Singens. Auch hier macht sich der Künstler keiner Missverständlichkeit schuldig: Wo die Schrift Einzug hält, sondern sich seltsame Wesen ab zum abgesonderten Lesen, nichts ahnend von dem Pfuhl, in dem sie bis zum Halse stecken.

Versonnen clippe ich die Tarnkappe am Steuerknüppel fest und speichere das File mit meinen spekulativen Ausführungen über das Paradies in der bildenden Kunst, nachdem ich es mir noch einmal durchgelesen und nötige Korrekturen angebracht habe. Schon erstaunlich, denke ich, dass wir trotz zivilisatorischem Fortschritt und technischen Errungenschaften uns das lebenswerteste Leben noch immer als ein Leben in einem naturbelassenen Garten visualisieren, in dem nur Schmuck und Kleidung auf eine schöpferische Tätigkeit des Menschen schließen lassen. Der Mensch scheint sich kulturübergreifend nach der Rückkehr in die Zeit des steinzeitlichen Gelasium im Pleistozän zu sehnen. Diese Vorstellungen vom Paradies muten heute einem erratischen Block an, der sich im Packeis eines Gletschers aus der Eiszeit in das 2,5 Millionen Jahre spätere Holozän hinübergerettet hat. Dabei wirken die Religionen bestenfalls noch als

Sekten im Untergrund, seit Tempel, Kirchen und Moscheen in Einkaufszentren umgewidmet wurden – übrigens bei deutlich geringerem Widerstand der Geistlichen als beim Aufruhr der Fernreisefraktion der Partysanen; sieht man einmal ab von ein paar schießwütigen Priestereros in der Panola-Prärie, die im Nordosten von Texas am Sabine River hausen und unter freiem Himmel zwischen Baumwollsträuchern und Zypressen mit der Browning wider die Kais predigen.

Wie die Vertreibung aus dem Paradies muss es Mom empfunden haben, als sie, die Vollblut-Gewürzhändlerin, von ihrem irdisch-lustvollen Tropengarten in Moshi nach Botnang in ein 3-Zimmer-apartment mit Waschküche und Stellplatz eingeliefert wurde. Statt in tropischer Almende Kreuzkümmel, Safran, Zimt, Pfeffer oder Kurkuma zu sammeln, zu trocknen und zu mahlen, um die Gewürze auf den Markt zu tragen und auf einem bunten Teppich in kunstvollen Mosaiken auszubreiten, blieben ihr 6373 km weiter nördlich nur noch schmale Fenstersimse hinter dreifach verglasten Holzfenstern, wo sie in Blumenkästen aus grauem, sprödem Plastik nur Lavendel, Minze, Dill, Petersilie oder Schnittlauch ziehen konnte, um damit auf den Cerankochfeldern einer engen Einbauküche aus furniertem Pressspan ihre karge Henkersmahlzeit zu würzen, auf die von oben eine surrende und ölverspritzte Dunstabzugshaube ihr fahles Licht warf.

Mom, die in Moshi täglich mit ihren Nachbarinnen das Entrée zu ihrer Hütte gefegt hatte, sah sich nun mit den anonymen IM-Nachbarn einer unerbittlichen Kehrwochen-Stasi konfrontiert. Die junge Frau, halb noch Mädchen, die am Fuße des Kilimandscharo aufgewachsen war, der, beraubt um seine weiße Krone, noch immer majestätisch auf dem schwarzen Kontinent thront, verlebte in Botnang ihre Galgenfrist am Fuße des Monte Scherbelino, der in der hochalpinen Gipfelaristokratie mit seinen 509 m Höhe noch nicht einmal als Hoflakai geführt wird. Sie, die an Marabus, Blauracken und Schwarzköpfchen in Affenbrotbäumen gewöhnt war, wird sich wohl nie damit abgefunden haben, dass im Laub des Birkenkopfs nur Grünfinken, Rotkehlchen und Blaustrümpfler rumhüpfen. Mom war nicht im Exil, aber zweifellos eine Vertriebene, fremd und unglücklich und noch dazu hochschwanger: siebeneinhalb Monate trug sie ihr Todesurteil unterm Herzen.

Ling scheint die Geschwindigkeit gedrosselt zu haben. Statt ganzer Galaxien sind jetzt einzelne Planeten echt güzel zu erkennen, ganz als säße ich im Planetarium – nur erklärt mir keiner mit einem angenehmen Timbre in der Stimme, welchen Planeten ich gerade sehe. Ich paffe dem Glasmurmelplaneten 3 dunstblaue Ringe entgegen und verfolge mit halb geschlossenen Augen, wie die Ringe sich erst verformen und dann verflüchtigen. Kurz darauf verschwindet auch die blaue Murmel aus dem Sichtfeld, und wir nähern uns dem nächsten Planeten, der schon stecknadelkopfgroß in der Tiefe des Raumes sichtbar ist. Wer sagt's denn, schon sind seine… Aber das gibt's doch gar nicht! Der Planet, den wir gerade passieren, gleicht dem vorigen bis in die hyperfeinste Maserung, nur dass ihn bläuliche Saturnringe umgeben. Als hätte ich sie da hingeblasen. Schließe ich etwa die Ringe umfassend ein, wie die Ringe den Planeten? Sind die Planeten, die ich sehe, Illusionen, und ist der, der sie sieht, echt? Mir schwindelt schon wieder, dass ich mich irgendwo abstützen müsste, würde ich nicht schwerelos schweben. Bevor die unsichtbare Membran zwischen Simulation und Realität erneut reißen kann, wende ich mich dem mit Magnetplättchen am Sicherungskasten befestigten Holo-Poster zu.

Auf einer Anhöhe im Poster zwänge ich mich auf dem Weg zu den Toren Babels mit dem Rollstuhl durch weiße Marmorblöcke. Der Himmel ist bedeckt, die auf der riesigen Baustelle im Abendrot matt leuchtende Spitze des Turms durchstößt die Wolken. Es herrscht rege Betriebsamkeit, aber das Volk ist erzürnt; erzürnt über die Babylonische Ersatzregierung, BER, die in Abwesenheit des Königs Marduk die Bauleitung übernommen und feierlich versprochen hatte, dass sie bis zu dessen Rückkehr den Turm fertiggestellt haben würde. Jetzt liegen die Jungs von der BER vor dem König im Staub und faseln irgendetwas von Brandschutz und Sprinkleranlagen. Ich mische mich erst gar nicht ein und rolle ungebremst den Abhang hinab zum Hafen, an dem Zweimaster in rascher Abfolge Baumaterial und Lebensmittel einschiffen. Unten angekommen habe ich so viel Schwung, dass ich beinahe in einen der acht ringsum postierten Wachttürme rausche, die den Zugang zur Baustelle kontrollieren, wo sich in konzentrischen Kreisen die Etagen teleskopartig in den Himmel schrauben. Für jedes

zusätzliche Stockwerk wird der Sockel im Umfang verbreitert, damit auf ihm an der darüber gelegenen Etage gearbeitet werden kann. Dadurch entsteht der Eindruck eines umgestülpten Vulkankraters mit zerklüfteten, unfertigen Aussparungen.

Die ganze Atmosphäre ist durchzogen von einem Hämmern, Bohren und Singen. Ich schlängele mich durch das geschäftige Treiben und gelange durch einen der zahllosen Rundbögen ins kühle Innere des Turmes, wo sich mir ein Labyrinth von steinernen Gängen und Treppen auftut, das ich dem Zentrum zustrebend durchquere, bis mich ein schummriger Raum in Empfang nimmt, dessen kalte Konturlosigkeit mich förmlich erschlägt. Weil die innersten Röhren der Turmkonstruktion wieder abgebaut werden, um Baumaterial zu gewinnen für die Errichtung der höher gelegenen Etagen, entsteht in der Mitte des Turmes eine sich immer steiler aufwölbende Marmorkuppel, die in einem Äonen weit entfernten Widerhall jeden Mucks verschluckt; von ihrem Firmament fällt kegelförmig Tageslicht ins Innere, dem Tausende von Fackeln an den Außenwänden knisternd und flackernd salutieren. Statt eines Altars ragen dort Pfähle empor, die kilometertief in den Boden getrieben worden waren, um die Außenwände über T-Profile zu versteifen. Die Pfähle selbst sind zu Pilastern veredelt mit imposanten Kapitellen, an denen die Flammen in Eisenbeschlägen schräg in die Kuppel lodern und eine unstet zuckende Lichtspirale in die luftige Höhen des Gewölbes ziehen.

Im Unterschied zu den eingerüsteten Pfeilern im Freien, wirkt hier alles sakral gepflegt und aufgeräumt, ja, irgendwie jungfräulich, dass ich glauben könnte, ich sei der erste, der dieses Heiligtum betritt, wäre da nicht der Ziegel, auf dem ein gewisser Kilroy mit Kreide seine Anwesenheit dokumentiert hat. Ins Auge gefallen ist mir die Inschrift, weil sie mit einer Graphik signiert ist, die einem umgekehrten M ähnelt, dessen Pfeilschwanz auf das Kapitell des nächsten Pilasters zeigt. Ich folge wie magisch angezogen der angezeigten Richtung und erkenne im Fries arabische Schriftzeichen, die transkribiert einen deutschen Text ergeben:

Manchmal blitzt es,
alles besitzt es;
legt's eine Falle
im Weltenalle,

kracht's für alle;
auch für Proleten
launcht es Krawalle.

Sag, wie heißt es,
kurzum weist es
einem jeden
den Weg nach Eden
erst durchs Leben.

Ein Rätselgedicht! Noch dazu ein so banales! Da werde ich zurück im SamSarah gleich mal meinen Punktestand kontrollieren und checken, ob mich die Lösung des Rätsels ein Level nach unten befördert. Mich zieht es sowieso nach draußen, weil es wieder einmal verbrannt riecht. Der unerträgliche Gestank von feuchtem Ruß verfolgt mich wie der Moschussdunst meines Achselschweißes. Mir ist schon klar, dass die Fackeln mit Schwefel oder Ähnlichem überzogen sind, aber die in der Schlichtung mit König Marduk angesprochenen Probleme beim Brandschutz raten mir instinktiv zur Eile. Als ich gerade kurz davor bin, den babylonischen Rekord auf der Rolli-Kurzstrecke einzustellen, da knirscht es bedrohlich unter den Reifen. Was ich zuerst für ein Taubenei halte, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als ein weißer Tischtennisball, aus dem nichts als Luft entwichen ist. Der Tischtennissport scheint sich wirklich im ganzen Universum von Alters her größter Beliebtheit zu erfreuen; wer hätte das gedacht? Aber darüber mache ich mir jetzt weiters keinen Kopf.

Draußen empfängt mich die Dunkelheit eines vorangeschrittenen Abends vermehrt um den Schatten der kilometerhohen Turmbaustelle, deren Rückseite der Altstadt zugewandt ist. Die Spelunken, Speicher und Schöffengerichte hinter der Stadtmauer nehmen sich neben dem berüchtigten Bauwerk aus wie hingewürfelte Puppenhäuschen. Trotz der Dunkelheit wird mir dort schlagartig klar, weshalb diese Seite den meisten Betrachtern des Gemäldes verborgen bleibt. So viel Unglück und Zivilversagen möchte man einfach keinem Braumeister zutrauen und keinem Auge zumuten. Da hat jemand sich angestrengt, aber so richtig. Ich meine, jeder verkackt mal etwas, schon klar, auch ich bau ab und zu Scheiße, aber denen hier muss einiges daran gelegen haben, einen monumentalen Haufen zu hinterlassen. Und, mein

Respekt, das ist ihnen gelungen. Bleibt wohl nichts anderes übrig, als den kolossalen Bau wieder abzureißen und damit die jahrelange Schwerstarbeit zu seiner Errichtung nicht minder kolossal zu konterkarieren.

Als der babylonische Wolkenkratzer wieder auf Kalenderformat zusammenschrumpft, fällt mir auf, dass auch die Felswand davor geschrumpft ist, gerade so, als hätte man daraus Steine für den Bau des Turms gebrochen. Ich parite hinüber und betaste die Kanten der Wand, um die optische Gewissheit haptisch zu untermauern, dass tatsächlich fast ein Drittel des Felsblockes verschwunden ist. Ich komme aus dem Staunen nicht heraus: Selbst wenn das Gestein radioaktiv wäre, was es nicht ist, wäre seine Halbwertszeit bei dem Verfall extrem kurz, viel zu kurz. Das zerfällt nicht einfach so. Abgebrochen ist ebenfalls nichts; in der gesamten Kabine findet sich nirgends auch nur die Spur von einem Gesteinsmineral. Zumal ein so massiver Block nicht einfach auseinanderbricht. Eher noch, würde ich sagen, sieht es aus, als hätte jemand davon abgebissen. Dann hat da jemand richtig Appetit gehabt. Wahrscheinlich soll es sogar danach aussehen, um mir Angst vor dem Skede einzujagen. Wer das glaubt, der beißt sich an mir die Zähne aus. Was auch immer meint, hier herumspuken zu müssen, es ist nicht Malik al-Skede. Dass sich jemand so aufdringlich in meine Geschichte schreibt, kann ich partout nicht leiden und lasse ich auch nicht zu. Punkt, aber sowas von Punkt!

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 007 Version 1.0
by User: Mace

Tatsächlich waren die Masker Petrophagen, die zumindest einen Teil ihres Salz- und Mineralienbedarfs durch den Verzehr von Steinen deckten. Ihre ausschließliche Ernährung von Steinen ist umstritten, obwohl seit längerem bekannt ist, dass in unterschiedlichen Gesteinsformationen Bakterien leben, die zur Energiegewinnung das Eisen aus Quarz und Gneis oxidieren, um die freiwerdende Energie für die Synthese von lebenswichtigen Proteinen und Phosphatsverbindungen zu nutzen.

Ökotrophologisch wäre demnach der Tisch im Hochgebirge gedeckt. Geoarchäologen und Geogeologen berichten zudem von Findlingen

im Hindukusch, die eindeutig Bissspuren hominiden Ursprungs aufweisen. In der Höhle selbst, wo die Masker geborgen worden waren, und auch in deren näherer Umgebung fanden die Forscher zwar nichts dergleichen, doch scheint ausgeschlossen, dass eine andere Menschenart Feldspat und Granit mit bloßen Zähnen zerbeißen kann.

Sandstein dagegen haben außer den Maskern die Homines sapientes sehr wahrscheinlich seit Urzeiten gegessen. Rund 199 Gramm am Tag. Ein Brauch, der sich, obwohl von den Behörden als Prea-Syndrom pathologisiert, bis heute im indischen Raum und im kenianischen Grenzgebiet unverminderter Beliebtheit erfreut. Dort sind es hauptsächlich Frauen, die die sogenannten Lutschsteine verspeisen, die es fast überall günstig zu kaufen gibt. Weil von diesen Frauen wiederum die meisten während der Schwangerschaft ihrer Lutschlust frönen, kann es durchaus sein, dass auch Neema von Hammereck zu den Steinkonsumentinnen zählte.

Ich lade P-Quest aus dem Cache und setze die VR-Brille auf. Da wird auch schon mein Einstiegslevel angezeigt: 5. Wer sagt's denn: habe ich mich kurz mal um zwei Level verbessert. So macht die Quest Spaß. Noch drei so leichte Aufgaben und ich kann die 997 GB einpacken! Triumphierend schaue ich in die Runde, ob mir nicht jemand applaudieren möchte. Als es tatsächlich klatscht, zucke ich zusammen. Wie vom Donner am Herzen gerührt setzt bei mir der Puls mehrere Schläge aus; – es vergehen Minuten, in denen ich bei angehaltener Luft lausche. Dann schiebe ich langsam und vorsichtig wie eine Schildkröte den Kopf aus der Deckung, indem ich die Schultern senke, die ich vor Schreck angezogen hatte. Die Entspannung spült Ansätze von Ärger hoch: Wie kann ich mich nur von einer eingespielten Tonsequenz so erschrecken lassen! – will ich denken, was mir aber nicht gelingt, weil ich weiß, dass die Tonsequenz, die in der Brille zu hören ist, auch außerhalb erklingt. Ich beschließe, es trotzdem zu denken und Gedanken über das Denken künftig hintanzustellen.

Da höre ich wieder etwas. Diesmal sind es Stimmen, weit entfernte Stimmen. Sie dringen von einer hügeligen Bucht zu mir herauf, die mir sehr vertraut vorkommt: hinter knorrigen Zypressen erstreckt sich in die flächige Landschaft eine schmucke Stadt mit Reitställen, Rat-

haus und Richtplatz. Beim Näherrollen, stellt sich heraus, dass die Stimmen von einer Gruppe von Männern herrühren, die sich im Freien um einen massiven Eichentisch geschart haben, auf dem sich Baupläne befinden, deren Ausführung sie kontrovers diskutieren. Ich höre ihnen eine Weile zu, ohne zu erkennen, in welcher Sprache die Diskussion geführt wird; da sehe ich etwas abseits einen merkwürdigen Kauz, den die Staffelei vor ihm als einen Maler ausweist.

Neugierig nähere ich mich besagtem Kauz, der mich nicht zu bemerken scheint. In Wams und Hose gekleidet ist er in sein Schaffen vertieft. Nicht einmal als ich direkt vor ihm anhalte, hebt er den bärtigen Kopf, den ein lächerliches Barett bedeckt. Das ermutigt mich, ihm über die Schulter zu blicken. In hoher Geschwindigkeit und spielerischer Leichtigkeit tupft er den Pinsel auf Leinwand und Palette, die er mit kräftigem Daumen und Zeigefinger ausladend vom Körper weghält, was freilich Farbkleckse an den Manschetten nicht zu verhindern vermochte. Das Gemälde zeigt farbentreu und proportional die aufgeregt gestikulierenden und immer wieder auf die Sonne zeigenden Baumeister und ihre Gesellen. Gerade als ich ihn loben will, weil ich das Gemälde abgeschlossen wähne, zeichnet er auf die grüne Wiese haufenweise Kiessand, Holzlatten und Steinquader, die sich wie von Geisterhand zu einem Turm fügen, der immer höher und breiter wird. Daran erkenne ich ihn, den Schöpfer meines Posters – am Bild, nicht an seiner kräftigen Nase mit dem schmalen Rücken im ausgemergelten Gesicht, das die Last auffällig großer Tränensäcke tragen muss.

Dass ich ihm, einem der bedeutendsten Maler aller Zeiten, persönlich begegne, ist schlicht der Hammer, – der Presslufthammer! Aber sowas von Hammer! Die Wahrscheinlichkeit, ihm zu begegnen ist eigentlich null, sofern es die Null gibt, weil der große Meister nicht mehr aus seinem Atelier herauskommt, wo eine enorme Anzahl von Auftragsarbeiten auf ihn wartet, die keinen Aufschub dulden. Seit Jahrzehnten hat er sich nicht mehr in der Öffentlichkeit gezeigt! – was natürlich auch daran liegt, dass er schon lange nicht mehr lebt. Von seinem Leben kennt man nur die letzten sieben Jahre. Niemand weiß, wie er gelebt und wie er sich finanziert hat. Da überrascht es auch nicht, dass niemand weiß, dass ich ihm begegnet bin. Nicht ein-

mal über seinen Namen besteht Klarheit, weshalb ich ihn hier weglassen kann.

Inzwischen sieht die Gouache auf der Staffelei aus wie eine exakte Kopie meines Posters. Die simultane An- und Einsicht in der Übereinstimmung löst etwas in mir aus. Jedenfalls kann ich nicht mehr an mich halten, und es bricht noch dreister als bewundernd, sofern das überhaupt möglich ist, aus mir heraus: „Wie kannst du nur etwas so realistisch malen, das hier weit und breit gar nicht zu sehen ist?“ Die Frage ist als Kompliment gedacht, löst aber bei dem Maler Rechtfertigungsreflexe aus.

„Wieso nicht zu sehen?“, bäfft der große Meister halb erstaunt, halb verärgert und lässt gleich darauf die etwas kryptische Rechtfertigung folgen: „Die Augen Gottes sehen, was wir nicht sehen können.“

Hat der arme Gott auch noch Augen, spotte ich in Gedanken, während ich demonstrativ mir die meinen reibe – you and eye, wir werden die Freimaurer schon noch stellen! Bis dahin lassen wir die Argosse und Polypheme in Asgard ein- und ausziehen! – denke ich, sage aber nichts angesichts der feindlich auf mich gerichteten Augen, aus denen der Meister mir in loser Folge Blicke zuwirft mit dem unverhohlenen Auftrag, mich zu durchbohren.

Den Standpunkt im Nirgendwo kann vielleicht ein malender Buddha einnehmen, nicht aber jemand mit dem Ich eines Mannfred. Der kann als einfacher Industriekaufmann nicht einfach aus seiner Haut fahren. Schließlich bin ich weder ein Reptil, das sich häutet, noch ein Insekt, das Stadien der Metamorphose durchläuft wie das Gemälde im Poster vom Turmbau zu Babel vor mir. Ich rücke im Poster näher an das noch feuchte Gemälde heran und finde darin etwas überraschend statt eines Zyklopen mich eingezeichnet, wie ich, unverkennbar an den gelb-schwarzen Socken, vom Pilotensessel eines SamSarah 911 Coupé zu dem Poster schaue, in dem ich meinen Rollstuhl neben dem Meister geparkt habe. Ich warte gespannt, was er als nächstes zeichnen würde, um zu sehen, was ich als nächstes tun würde. Doch der Maler rührt eine ganze Weile seinen Pinsel nicht; dann malt er einen Tischtennisball zu meinen Füßen. Ich schaue an mir herunter, kann aber statt des Balles nur eine Hornisse entdecken, die Ober- und Unterflügel summend aneinanderschlägt, als würde sie meine selbstgestrickten Strümpfe anbalzen.

Was mich dann reitet, ist schwer zu sagen, weil der Reiter sich nur durch seine Sporen zu erkennen gibt, die er mir blutig in die Flanken schlägt, um mich anzutreiben. Willenlos wie ein Dressurpferd schnappe ich mir eine der vorbereiteten, leeren Leinwände, die ich mir in den Schoß lege, stibitze aus dem Lederbeutel des verdutzten Meisters ein, zwei Borstenpinsel, die ich wie selbstverständlich auf dessen Palette einfärbe, um wie von Geisterhand geführt loszumalen. Zu meiner eigenen Überraschung gerät mein Gemälde zu einem Porträt des Meisters, das ihn zeigt, wie er mich malt, wie ich ihn male und so weiter. In dem Bild sind schon so viele Bilder von Bildern ineinander geschachtelt, dass ich die winzigen Bildchen nur noch mit einer einzigen Borste malen kann.

Wie im Rausch suche ich zum Fortsetzen der Verschachtelung nach einer VR-Brille, die ich mir über meine VR-Brille ziehen könnte, kann aber keine zweite finden, weshalb ich sie einfach male und mir dann aufsetze. Was heißt eine zweite? Ich male eine dritte, eine vierte, eine fünfte, ich komme aus dem Brillenmalen gar nicht mehr heraus. Ich spüre nur noch die Sporen in den Flanken und sehe, dass meine Umgebung sich ineinander verschachtelt wie die Turmkonstruktion zu Babel. Mir zimmert's förmlich die Levels unter die Räder, wie Stockwerke des Turmes, in einer abartigen Geschwindigkeit, dass ich demnächst mit dem Haupt an der Himmelsdecke anstoßen müsste. Tatsächlich hat sich die Levelanzeige tiefrot verfärbt; auf ihr laufen die Zahlen herunter wie an einer Zapfsäule beim Betanken eines SUVs, allerdings mit viel mehr Vorkommastellen, als ich auf Anhieb erfassen kann. Ich schieße förmlich mit den babelschen Turmgeschossen in die Höhe. Mir bleibt gar nichts anderes übrig, als Anlauf zu nehmen, über die Klippe der obersten Etage des Turmes zu rasen und die Reißleine des Rollstuhlfallschirms zu ziehen.

In den selbstreferenziellen Kaskaden muss in der Brille ein Dutzend Prozessoren durchgeschmort sein. Jedenfalls riecht es wieder verdammt danach. Um mir meine Unschuld ein für alle mal zu beweisen, schnuppere ich an meinem Pullover und ziehe dazu sogar die Maschen etwas auseinander: Nein, ich bin's nicht. Definitiv nicht, aber sowas von nicht! War doch klar! So riechen nur Briketts aus einem Kohlekeller. An dem Mief stört mich am meisten, dass er so

penetrant an Al-Skede erinnert; allein schon bei dessen bloßer Erwähnung sträubt sich mir alles. Ich sollte auf meinen störrischen Instinkt hören und mich nicht länger von dem Gestank eines verkohlten Skede tyrannisieren lassen! – denke ich und fasse einen Plan. Einen Plan B, denn ich hatte schon bessere. Trotzdem parite ich wild entschlossen zum Stereolithographen. Dort lasse ich mir einen Flakon ausdrucken samt Zerstäuber mit einem Druckball am Ende des Gummischlauches. Dann injiziere ich einen Liter Kölnisch Wasser in den Flakon und mache mich ans Gestankbekämpfen, indem ich pumpe, bis mir die Finger erlahmen. Auf meinem Al-Skedizidflug sprühe ich das Allerweltsparfüm in jedem Winkel des Cockpits großzügig aus. Die sukkulente Pocahontas beglücke ich mit einer Extraportion, um sie für Tlaluc attraktiver zu machen; doch der guckt unvermindert grimmig aus seinem Topf. Weil mich sein wirscher Anblick mit Mitleid erfüllt, beschließe ich kurzerhand, meinen Freund etwas aufzuheitern. Ich löse ihn aus der Verankerung und zeige ihm das Holo-Poster aus der Nähe.

Gemeinsam bewegen wir uns wie geübte Falter auf den megalomanischen Stufenbau zu, der noch ein paar Stockwerke zugelegt zu haben scheint. Dabei müssen die Rundbögen zugemauert worden sein, denn statt ihrer führt eine extrem steile und fußballplatzbreite Freitreppe fast senkrecht zum Dach des Turmes, auf dem ein von acht Säulen getragener Portikus thront, der so enthoben wirkt, als wolle man dort einen blutrünstigen Hexensabbat veranstalten. Nicht dass diese Veränderung schon staunenswert genug wäre, es sind gleich noch zwei Türme derselben Gestalt und derselben Höhe hinzugekommen. Sie unterscheiden sich nur in der Skulptur, die unter dem Giebel des Portikus eingemeißelt ist in ein Oval aus umeinander gewundenen Schlangen, die einander zerfleischend sich gegenseitig in den Schwanz beißen. Den vorderen Turm ziert schlangenumkränzt der Kopf eines Ibis mit gebogenem Hals und krummem Schnabel; die beiden hinteren Türme warten mit jeweils einem aufrecht stehenden Erdmännchen auf – einem weiblichen und einem männlichen. Staunenden Blickes verschafft sich in Millimeterarbeit der Verdacht Raum, dass die extra-pyramidalen Himmelsstürmer gar nicht im Zweistromland, sondern auf der Halbinsel Yucatan errichtet worden sind. Das sollte zumindest die Stuttgarter Bibelgesellschaft dringend

korrigieren. Ich werde das persönlich veranlassen, wenn ich mal wieder in Möhringen vorbeikomme.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 023 Version 1.0
by User: Mace

Im Vergleich zu den Sumerern weiß man von den Azteken fast nichts. Aus meiner Sicht ein folgenschwerer Mangel, verdichten sich doch die Hinweise darauf, dass ihre Kultur der Kultur der Nuller am nächsten kommt. Wie bei den Nullern war bei den Azteken die Musik allgegenwärtig. Eingedenk der Gesangs-Legierung des Sprechens in N0ll, die für das gegenseitige Verstehen essenziell ist, lässt sich erahnen, welch ein Potenzial in der aztekischen Musik und ihrer Erforschung noch brach liegt. Verbindet man die Kasuistik des Sprechens mit Rhythmus und Melodie des Gesangs, kann man eine Ebene der Verständigung erreichen, die dem obersten Stockwerk des Turmes von Babel entspricht. Auf dieser Ebene kommt es nicht nur darauf an, was man sagt, sondern – kasuistisch – auch darauf, wer wann etwas sagt, und vor allem – musikalisch – auch darauf, wie er es sagt.

Die kasuistische Bedeutungstheorie, die auf der Kontingenz der Sprechsituation aufbaut, findet nicht ohne Grund immer größeren Zulauf unter Geolinguisten. Diese Theorie besagt, dass man in jeder Situation klären kann, ob etwas beispielsweise gerecht ist; womit auch gesagt ist, was man nicht kann, nämlich im Voraus für alle Situationen klären, was gerecht ist; ganz einfach deshalb nicht, weil niemand in allen Situationen zugleich ist. Eine solchermaßen konstruierte Vorstellung von Gerechtigkeit ist gegenstandslos, nichtig, wie die Null. Denn auch die Null betreffend lässt sich in den einzelnen Situationen entscheiden, ob niemand gekommen ist oder sich nichts mehr in einem Karton befindet. Generiert man daraus allerdings allgemeine Regeln für den Gebrauch von Null und Nichts, kündigt man bereits das konkrete Sprechen in N0ll auf; ein Verlust, der sich anderswo nicht mehr kompensieren lässt – auch nicht mit besonders gelungenen Harmonien.

Von den Azteken wird gerne kolportiert, dass sie ein besonders grausames Volk gewesen seien. In diese Kerbe schlagen auch die For-

scher, die unterstellen, dass die Bewohner der Sierra Madre hauptsächlich schaurige und gruslige Musik machten, nur weil sie dazu durch Totenschädel bliesen und mit Knochen klapperten. Diese Forscher übergehen geflissentlich, dass die Azteken zum Musizieren jeden beliebigen Gegenstand herangezogen haben: Hölzer, Steine, Schneckenhäuser, Felle oder eben auch Knochen. Man könnte fast sagen, sie standen in einem ständigen musikalischen Austausch mit der Welt; alles, was die Azteken berührten, verwandelte sich in Klänge, die mal für sich standen, mal Bestandteil der wildesten Rhythmen waren. An dieser Stelle ist der Hinweis wichtig, dass die Steine, Hölzer oder Knochen keine Instrumente für eine etwaige Instrumentalmusik abgaben – die Azteken besaßen kein Wort für ‚Musikinstrument'.

Musik war ihnen kein Selbstzweck; sie verfolgte kommunikative Zwecke, auch beim Einsatz der Musik in therapeutischen Kontexten. Dazu legte ein Heiler dem Patienten, der einen Sud aus Peyotes verabreicht bekommen hatte, einen geriffelten Stock, die sogenannte Knochenratsche, auf die Stirn, über den er rhythmisch mit einem zweiten Stock strich und dazu sehr wahrscheinlich Beschwörungsformeln glossolalierte. Alles kodifiziert auf höchster Verwaltungsebene, wo die Azteken für die Musik eine eigene Kammer eingerichtet hatten.

Der bekannteste Tonkörper der Azteken ist die Totenpfeife, von der es heißt, dass sie mit der Stimme des Windes zu den Toten spreche. Die Pfeife ist sehr speziell gearbeitet; nur einigen wenigen Enthusiasten gelingt es, die Totenpfeife, in der zwei Luftströme aufeinandertreffen, so nachzubauen, dass man auf ihr überhaupt Töne pfeifen kann. Die Töne, die Blasmusiker den Nachbauten abrangen, liegen so eng beieinander, dass ihr Kombinationston ein Surren ergibt, das bei länger anhaltendem Spiel den Eindruck erweckt, als dringe das Surren von allen Seiten auf den Musiker ein, bis er sich von ihm umzingelt fühlt. Wohlgemerkt: Die hervorgebrachten Töne sind Töne, die gegenwärtige Musiker hervorbringen, und die decken sich nicht notwendig mit denjenigen, die die Azteken in ihrer Zeit hervorgebracht haben; viel naheliegender ist diesbezüglich doch die Annahme, dass aztekischen Spielleute größere Fertigkeiten auf der Pfeife entwickelt hatten, und

ihr in kunstfertiger Weise ein breiteres Spektrum an Tönen entlocken konnten.– Was uns zum Hauptproblem führt: Die Pfeife kann nachgebaut werden, die Musik aber, die damit gespielt wurde, kann nicht nachgespielt werden, wie man ein Schwert nachbauen kann, die Menschen aber, die damit erschlagen wurden, kann man nicht noch einmal erschlagen.

Unabhängig davon darf als gesichert gelten, dass Musik bei den Azteken in einem größeren Zusammenhang stand. Darin sind sich die Experten einig. Über diesen Konsens hinaus vermute ich, dass dieser, wie auch immer in Erscheinung getretene Zusammenhang es den Azteken bei Strafe verboten hätte, aus instrumentierten und rhapsodierten Interaktionen ein autonomes Musikstück herauszueisen.

Ich wage mich sicher nicht zu weit aus dem Fenster, wenn ich hier die Behauptung aufstelle, dass die Mär von der aztekischen Horrormusik einen vorwiegend geopolitischen Hintergrund hat. Denn historisch betrachtet rechtfertigte im überschaubaren Wertekatalog so mancher Regierungschefs die Dämonisierung eines Volkes seine Vernichtung. Die spanischen Eroberer bildeten bei der Ausfertigung von Freibriefen und Persilscheinen für die schmutzigsten Grausamkeiten allein auf Grundlage der Dämonisierung der Opfer noch lange nicht das Ende der Fahnenstange. Am Vorbild der Nationalsozialisten, die dieses schäbige Denkmuster berufsständig professionalisiert hatten, ist die anti-ethische Herrenmoral programmatisch zur letzten Instanz der US-amerikanischen Nachkriegsaußenpolitik geworden, deren Beispiele Legion sind. Selbst den Kais ist es bis dato nicht gelungen, diese perfide Selbsttäuschung im Denken der Menschen auszurotten. Ich frage mich nicht ohne Schaudern, wie schauerlich es in der Tat klingen muss, wenn ein Nuller ein vergleichbares ethisches Argument vorbrächte? Formal ist die Antwort leicht: Hinreichend schauerlich, um damit nicht durchzukommen; die Form des Arguments wäre mindestens so abstoßend wie sein Inhalt. Aber hören würde ich es trotzdem gerne einmal wollen.

Uff, man hat immer mehr zu tun, als man am Ende getan hat. Vor allem ich. Ich merke, wie mich schon der Gedanke müde macht. Das Erklimmen der vielen Levels hat mich angestrengt. Ich fühle mich wie ein Bergsteiger, der auf der Gipfelhütte sein verschwitztes Baum-

wollhemd zum Trocknen in der Abendsonne aufhängt, die geschundenen Füße aus den klobigen Bergstiefeln befreit und dann in bequemen Hüttenschuhen von einer Aussichtsbank hinab ins Tal blickt. Beim herzhaft Gähnen verzieht sich meine Visage kurz zu einem schwarzen Loch mit Zäpfchen und Speckrand. Und es braucht nicht mehr lange, da schließe ich zufrieden die Augen.

„Möchten Sie eine Runde schlafen?“, meldet sich Ling über die Lautsprecher.

Da ist es auch schon aus und vorbei mit dem Schlaf. Woher weiß der Kerl das? Kann er Gedanken lesen oder hat er mich gar sediert, um mich mit seinem Komplizen zu entführen, den er hereinlassen würde, sobald ich eingeschlummert bin? Wann würde der Angriff erfolgen? Ich bin auf der Hut und bringe präventiv schon einmal die berüchtigten Waffen meines scharfen Verstandes in Gefechtsstellung, wohl wissend, dass es bei dem Gefechtsstand nur zu einem kurzen Scharmützel kommen würde.

Die Konturen des Cockpits verlieren sich in einem fernen, dichten Nebel aus tanzenden Tröpfchen. Das Bild verruckelt kurz: ein Riss oder Kondensstreifen fährt blitzartig durch den Nebel. Entweder lacht sich Ling über das Arsenal meines Verstandes halb tot oder wir falten dem nächsten Planeten entgegen. Letzterer kommt tatsächlich immer näher, eine spiegelglatte Fläche, die sich als Gashülle entpuppt, durch die ich sanft sinke. Die Tröpfchen um mich herum glitzern, als befände ich mich in einer Lawine aus Neuschnee. Mit den Flocken riesele ich herab in eine Großstadt aus dicht gepackten Hochhäusern mit Leuchtreklame an den Glasfassaden, so ausufernd, dass ich keine Stadtgrenze ausmachen kann. Es ist still wie die tiefste Winternacht in den Alpen. Als ich wie auf Watte lande, weicht die großstädtische Enge einer nicht minder unbehaglichen Weite. Die Gebäude stehen plötzlich so weit auseinander, dass sie mir keine Orientierung gestatten. Unschlüssig schaue ich mich um. Alles ist grau und ruhig. Nur ein unregelmäßiges Klacken durchbricht die Stille.

Ich folge dem Klacken. Ohne jegliche Anstrengung rolle ich dem vertrauten Klang zu, der mal lauter wird, mal leiser, dann korrigiere ich die Richtung. Jetzt säumen auch wieder Gebäude meinen Weg, allerdings nicht die hellen, gläsernen Hochhäuser, wie ich sie von

oben gesehen hatte, sondern dunkle, zweistöckige Fachwerkhäuser ohne Fenster und Haustür. Kein Wesen weit und breit. Säße ich in einem Stummfilm, würde ich als DJ dazu ‚C'era una volta il west' auflegen und den Lautstärkeregler bis zum Anschlag hochschieben. So aber bleibt mir nur das Klack – klacklack – – klack. Woher kenne ich den Klang bloß? In der Gewissheit, eine Antwort darauf zu bekommen, strebe ich dem Klacken weiter zu. Ich erreiche eine Parkanlage aus Kopfsteinpflaster, in deren Mitte ein Marktbrunnen leise vor sich hin plätschert. Dahinter nehme ich einen kleinen Jungen wahr, der mir auszuweichen scheint, stets darauf bedacht, dass die Säule des Brunnens in der Sichtachse zwischen uns steht. Dabei bugsiert er geschickt einen Ball vor der Brust mit einem schwarz-rot beschichteten Tischtennisschläger, den er in der linken Hand hält: Klack – klack.

Das ist, das ist doch – das ist doch David! David! Du lebst! Ich will gerade auf ihn zustürzen, da schiebt sich ein ungleiches Paar aus einer dunklen Gasse am anderen Ende des Platzes. Den Prof erkenne ich auf Anhieb. Eng umschlungen umfasst er mit seinen Gichthänden die Taille einer farbigen Schönheit, die nur Augen für ihn hat und schmachtend zu ihm aufblickt. Das muss, das muss – das kann doch nur Mom sein! Mom! Du lebst! Du auch! Was zum Teufel? Turtelnd an der Seite des Prof? Zu mehr komme ich nicht. Der Prof hebt seine freie Hand und winkt damit David, der sich prompt aus seiner Deckung begibt und auf die beiden zusteuert.

„David", rufe ich aus Leibeskräften, „David, komm zu mir! Ich bin doch dein Freund!"

Der Junge schaut kurz zu mir, scheint zu zögern, setzt dann aber seinen Weg fort. Ich bin verzweifelt. „David, hier bin ich! Ich habe Karten für das nächste VfB-Spiel!" Doch der Junge wendet sich nicht mehr um und geht zielstrebig dem Prof und Mom entgegen, die inzwischen beide ihre Arme in seine Richtung ausgebreitet haben.

Ich will meine Fahrt beschleunigen, doch die Pflastersteine haben sich in einen tiefen Morast verwandelt und die Speichenräder meines Rollstuhls drehen sich nur bleiern. Weil ich kaum vorankomme, entfernen sich die drei Gestalten immer weiter, bis sie außer Sichtweite geraten und ich zu ihrer Verfolgung in die Straßenfluchten nur noch auf gut Glück abzweige. Völlig ausgepumpt entdecke ich an der

Schwelle eines zinnoberroten Tores mit zwei Querbalken einen Tischtennisball. Ich nehme den Ball auf und beginne den Aufstieg der steilen Treppen hinter dem Tor, was erfreulich leicht gelingt, da ich wieder in den Schwebemodus zurückgekehrt zu sein scheine. Ich fliege geradezu dem leicht abschüssigen Tableau entgegen, an dessen rechtem Rand sich eine Holzpagode mit Fußwalmdach befindet, vor dessen Eingang zwei steinerne Löwenhunde wachen. Aufgrund der schiefen Ebene rolle ich immer wieder bedrohlich nah an den unbefestigten Rand des Tableaus, von wo ich in einen bodenlosen Abgrund hinabblicke. Teilweise balanciere ich auf einem Rad die Kante entlang. Ich muss all meine Kräfte zusammennehmen, um einen Absturz zu verhindern. Doch in der zugigen Höhe weht der Wind immer stärker, als wolle er mich unbedingt über die Brüstung drücken. Eine Windböe reißt den Tischtennisball in die Tiefe.

Mit dem dumpfen Widerhall eines kräftigen Gongschlages tritt eine verschleierte Frau mit vier Armen aus der Pagode und erstarrt keine 23 cm von mir entfernt zur Salzsäule. An die klammere ich mich mit letzter Kraft, weil der Wind zu einem wütenden Orkan ausgewachsen ist, der mir bereits den Rollstuhl unter dem Hintern weggerissen hat. Durch die Salzkristalle hindurch sehe ich klar und deutlich die Innereien der Frau: Adern, Organe, Muskelspindeln. Wie präpariert; es klopft nur ihr Herz, das sich dunkelrot und platt an die Bergkristallhaut schmiegt wie ein Schuljunge, der an der Schaufensterscheibe eines Spielzeugladens seine Nase plattdrückt. Die mir zugewandte rot blubbernde Fläche wird immer größer, als würde sich das ganze Blut im Herzen sammeln. Dem Volumen nach dürfte das Herz jetzt schon 5 Liter fassen. Eine klassische Thrombose, denke ich, da platzt das Herz auch schon, und die sterbende Frau reicht mir auf den vier ausgestreckten Armen das Langschwert eines Samurais, das ich prüfend entgegennehme. In die Klinge des Schwertes sind oberhalb des Griffes in Form eines Haikus Zeichen eingraviert, die mir nichts sagen wollen:

まって
る　血で染
。桜が落ち
斬首後で

Noch während des Lesens löst sich das massive Schwert auf in Tausende rot gesprenkelter Kirschblüten, die durch meine Finger rieseln, hinab in eine Blutlache, in die ich unversehens geraten bin. Je mehr der weißen Blüten in der roten Pfütze landen, desto höher steigt der Blutpegel, der jetzt schon angeschwollen ist zu dem eines gigantischen Meeres, das die Stadt samt ihrer Pagode überflutet, meine Hüfte erreicht, meinen Hals. Mich immer wieder verschluckend hole ich zu kräftigen Schwimmbewegungen aus, kann mich aber nicht an der Oberfläche halten, weil etwas mich unweigerlich in die Tiefe zieht. Ohne nachzusehen, weiß ich, dass es David ist, der meine Beine umklammert hält, und mich wie einen Stein untergehen lässt. Ich schließe die Augen und füge mich in mein Schicksal.

„Möchten Sie eine Runde schlafen?“

Wie bitte? Bin ich etwa weggetreten? Ich öffne die Augen wieder und schaue mit ihnen zu Ling hinüber.

„Möchten Sie weiterschlafen?“, höre ich Ling noch einmal. Er hat „weiter“ gesagt, nicht „eine Runde“, wie vor dem Traum.

„Nein“, gebe ich mürrisch zurück, „ich habe schlecht geträumt.“

„Zu dem ehemaligen Shinto-Tempel, in dem jetzt die indische Göttin Kali verehrt wird, wagen sich nur Wenige im Traum vor, weil sie sich vor dem glatten Plateau und den starken Winden fürchten“, sagt Ling, als wäre das die normalste Sache der Welt.

Ich denke gar nicht erst, sondern frage gleich: „Wie kannst du wissen, was ich geträumt habe?“

„Nun, ich weiß von dem Traum nicht anders als Sie.“

„Aber es ist doch mein Traum!“, beharre ich.

„Schon, aber nicht Ihr Geträumtes“, entgegnet Ling und fügt hinzu: „Was Sie träumen, kann jeder träumen.“

„Meine Träume, was ich träume?! Warum kann ich dann deine Träume nicht träumen?“

„Aus dem selben Grund, aus dem ich keinen Handstand machen kann.“

„Das verstehe ich nicht“, rutscht es mir so ehrlich wie lange nicht mehr heraus.

„Wer Augen hat, der sehe; wer Träume hat, der träume. Genauso kann ich sehen und beschreiben, was Andere sehen; und ich kann träumen und beschreiben, was andere träumen."

„Das hieße aber, dass der geträumte Tischtennisball ein anderer ist als der Tischtennisball, den ich hier sehe."

Statt wie üblich arrogant gemaßregelt zu werden, erhalte ich von Ling eine zweisilbige Bestätigung für meine sehr steil, wenn überhaupt, gedachte These: „Genau."

„Ich bin mir aber sicher, dass ich denselben Tischtennisball in meinem Traum gesehen habe. Ich erinnere mich haargenau, wie er vor der Schwelle lag und später dann in die Tiefe gestürzt ist."

„So? Dann schauen Sie ihn sich beim nächsten mal ganz genau an, drehen Sie ihn in sämtliche Richtungen und überprüfen Sie, ob die aufgedruckten Sterne sich mitbewegen. Sie werden feststellen, dass der Ball sich einer solchen Prüfung entzieht. Traumwelten halten kein Korrektiv bereit, weshalb fortgeschrittene Träumer ihre Träume nahezu beliebig modifizieren können."

Das bringt mich jetzt doch ins Grübeln. Öfters schon hatte ich in meinen Träumen an einer bestimmten Stelle immer wieder neu angesetzt, sei es, um den Verlauf des Traumes zu ändern, sei es, um das Geträumte noch einmal zu durchleben. Dann müsste aber, setze ich denkend an, während im Hintergrund mein halbgares Halbwissen längst schon auf Hochtouren läuft, um aus den erratischen Versatzstücken meines Denkens eine vorzeigbare Hypothese zu schustern, dann müsste der 7raum schon wegen der immensen Variabilität von Träumen deutlich größer sein als der Welt-Raum. Könnte es da nicht sein, dass die ominöse Dunkle Materie, die immerhin 97 Prozent des Universums ausmachen soll, Traummaterie ist? Eine Materie, die mir nur deshalb verborgen bleibt, weil ich nicht mit einem 7raumsinn ausgestattet bin oder ihn nicht richtig einzusetzen verstehe, ja, ihn absichtlich amputiere, weil er meinem Verstand die Sicht versperrt? Laufe ich wie Lehrer Lämpel mit einer Klammer auf der Nase durch den Rosengarten und wundere mich, dass ich nichts rieche?

Ich verspüre einen unbändigen Impuls zum Widerspruch, komme aber nicht einmal dazu, meinen Unglauben zu äußern, weil mich irgendetwas Stärkeres zurückhält; vielleicht ein Selbstschutz, vielleicht möchte ich gar nicht mehr wissen, weil das Wissen mich,

Mannfred Acunoğlu, zerstören könnte; auf jeden Fall rührt es an ein Tabu. Denn hier ist ganz eindeutig eine Grenze überschritten: die Grenze zu meiner Privatsphäre. Schon die Vorstellung, dass sich in meine Träume Parasiten eingenistet haben könnten, ist extrem abstoßend, jedoch längst nicht so abstoßend, wie die Vorstellung von Schaulustigen, die meine Träume – wie auch immer ich in ihnen abschneiden mag – von der sicheren Warte einer Gratis-Peepshow begaffen. Das finde ich so abstoßend, dass sämtliche meiner eingehenden Gedanken, von den abstoßenden Gedanken zurückprallend, auf bislang unbeteiligte Gedanken knallen, wodurch diese ebenfalls in Bewegung versetzt werden und wieder andere anstoßen, bis auch der letzte stille Gedanke in heller Aufruhr durchs Bewusstsein gackert und die Betriebstemperatur der Kognition sprunghaft so erhöht, dass deren Fieberkurve jede Skala sprengt. Als das aufkochende Gedankenfluidum seinen Siedepunkt passiert, kommt mir der Nuller vor wie ein Traumschmarotzer und Gedankengaffer, ein spionierender Eindringling, der wie ein Spulwurm mein Intimstes auf eine Weise penetriert, die selbst mir unangenehm ist. Nein, ich werde erst einmal nicht widersprechen; nur so kann ich meinen Widerspruchsgedanken des Verrats am Widerspruch überführen. Überhaupt werde ich Gespräche künftig besser auf die notwendigsten Anlässe beschränken, um etwaige Backdoors zu meiner privatissime gedachten oder geträumten Welt hermetisch abzuriegeln, damit Ling nicht mehr so leicht in sie hineinschlüpfen kann.

Keine leichte Aufgabe. Denn für mich allein möchte ich im Grunde nur den Kerngegenstand meiner Traumwahrnehmung abgekapselt sehen. Schließlich hätte ich absolut nichts dagegen, die ganzen verschwurbelten, ineinander gewundenen Metaträume, deren Gegenstand ein Traum ist, in einen 7raum auslagern zu können, weil im Traum von einem Traum geträumte Träume die Autorität und Handlungsfähigkeit meiner Kommandozentrale unterminieren, indem sie die Entscheidungsgewalt immer weiter an die Peripherie meiner Existenz delegieren. Deshalb würde ich, wenn ich könnte, aus rein egoistischen Gründen die sedimentierten Speckschichten um den Kern selbst abbeizen, schon allein, um mein Selbstbild etwas aufzumöbeln und zumindest in den Prozentbereich seiner korrekten Zeichnung vorzustoßen. Die 7,11 Promille nagen noch immer an mir beziehungs-

weise an dem, was ich fälschlicherweise für mich halte. Das Heft des Handelns halten bei mir Hände in der Hand, von denen ich nichts weiß, weil ich nur das Gespiegelte sehe, nicht den Spiegel – und vor allem denjenigen nicht, der in den Spiegel schaut. Beim Aushungern meines x-fach reflektierten Ichs auf meine wahrhafte Persönlichkeit könnten Kenntnisse von 7räumen nichts schaden. Hilfreich wären natürlich die Karten und Pläne derjenigen, die die 7raumwelt durchschritten und vermessen haben. Vielleicht weiß der oberschlaue Ling ja auch hierfür Rat. Offensichtlich kennt er sich mit Träumen, zumindest mit den meinen, ganz gut aus.

„Das mit dem Überprüfen ist so eine Sache“, hebe ich an und muss tatsächlich überlegen, wie ich den Gedanken am kollisionsärmsten fortführe. Mir will partout nichts Gescheites in den Sinn kommen, außer eben das Szenario, das ich mir eben ausgemalt habe, und artikuliere dieses faute de mieux vorsichtig in den folgenden nicht vorentworfenen Worten: „Ich traue meinen Augen schon länger nicht mehr; auch dem nicht, was sie mir zur Prüfung vorlegen, weil ich noch nicht einmal die Orientierung meiner Augen verifizieren kann: blicke ich nach außen oder nach innen? Ich weiß es nicht; ich finde nur Hinweise in die eine Richtung wie in die andere, aber keine Beweise.“

„Im Grunde besteht der Beweis des 7räumens darin, dass man einen Traumoperator, also das, was eine Veränderung in der Wahrnehmung auslöst, siebenmal hintereinander auf die Welt, in der man sich befindet, anwendet. Wenn man dann wieder am Ausgangspunkt der Wahrnehmung steht, dann träumt man, denn die Elemente des 7raums bilden eine zyklische Gruppe, eine sogenannte 7-Sylow-Gruppe.“

Weil mir dazu nichts einfällt, fährt Ling fort: „Ein Beweis in nur sieben Schritten ist denkbar einfach. Dennoch tun sich Menschen schwer, den Ausgangspunkt zu identifizieren oder sich darauf zu verständigen, das wievielte Mal sie innerhalb eines Traumes ge7räumt haben.“

„So ist es, so ist es“, bringe ich ein wenig affig vor, als wäre ich in der Lage, das Gesagte zu bestätigen.

„Und weil dem so ist, habe ich das neutrale Element, das im 7raum in etwa einer dreidimensionalen Null, also einer Kugel, entspricht, als

Tischtennisball indiziert. Da die Anwendung des neutralen Elements einen Traum so belässt, wie er ist, sind Sie wach, wenn Sie mit dem Tischtennisball spielen können. Spielt er dagegen mit Ihnen, verändert er Ihre und seine Umwelt zu einem Grade, in dem der Ball sich anders verhält als hier im Raumschiff. Kurz: in der Realität schwebt der Ball, im Traum folgt er seinen eigenen Gesetzen. Liegt der Ball beispielsweise unbeweglich am Boden, ist das Beweis genug dafür, dass Sie träumen."

Auch wenn ich den gruppentheoretischen Hintergrund nicht wirklich verstehe, sieht es doch ganz so aus, als wäre der Beweis leicht zu führen: cherchez le boule. Ich mache die Probe aufs Exempel, durchmesse den Gleiter und stelle erleichtert fest, dass der Tischtennisball vor Tlaluc schwebt.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 005 Version 1.0
by User: Mace

All the world's a stage, and the stage is mine: Mäandernd treibe ich durch die Kulissen der Sinnenwelt, die erst dann lebendig werden, wenn meine Gedanken sie berühren und sie so in den Einzugsbereich meines Egos treten. Deshalb hab' ich mein Sach' auf mich gestellt. Was bleibt mir auch anderes übrig? Die Scheidewand zwischen mir und dem Rest der Welt wird immer dünner, und mir gehen die Requisiten aus, mit denen ich zur individuierenden Abgrenzung noch eine Nebenrolle, geschweige denn eine Charakterrolle verkörpern könnte. Unbewaffnet ziehe ich ein Integral über meine Weltlinie und integriere alles, was in dessen Reichweite liegt, zu einer abgezirkelten biographischen Identität, deren Fläche zu jedem Zeitpunkt klinisch steril, aber in $\mathbb{R}$ präzise angegeben werden kann.

Dieses Bild liegt leider etwas schief; das hat seinen Grund schon darin, dass zur Berechnung der Egofläche ein Nullpunkt vorausgesetzt werden muss. Der könnte die Geburt oder die Empfängnis oder sonst was sein. Eben: sonst was. Genau das ist das Problem. Ein natürlicher Nullpunkt lässt sich nicht angeben, bestenfalls für Lebensabschnitte, nicht aber für das Wesen meiner selbst, das mich wie eine Regenwolke begleitet und alle Abschnitte zu einer Persönlichkeit klammert. Und selbst wenn ich es mit einer Intervall-

schachtelung versuche oder den Nullpunkt mit einem Konfidenzintervall ausstatte, rücken Sein und Schein untrennbar nahe zusammen, näher jedenfalls, als es einem genehm sein kann, der etwas auf sich hält im Unterschied zu allen anderen, von denen er in der Regel nichts hält.

Warum erfüllt mich dies mit Sorge, was kümmert mich die Unterscheidung von Sein und Schein? Was hänge ich so parteiisch am Sein? Lässt sich's im Schein denn weniger gut leben, weniger echt? Wer treibt hier sein Spiel mit wem? Welches Zertifikat gilt es zu erwerben, welchen Titel, welche Auszeichnung? Einen Hiscore in P-Quest? Wohl kaum. Aber was dann? Was anderes als ein Spiel ist Sein und Schein, scheint Sein und Schein? Ein Spiel mit Ziel, aber ohne Regeln; vor allem ohne eine Regel, die das Erreichen des Ziels bestimmt. Im Ziel steht für sich allein die Realität, was immer das ist, – aber wo stehe ich? Und warum spiele ich mit? Was ist das für eine schalkhafte Realität, die mir erst winkt und dann verschwindet, die erst piept und dann verstummt? Warum versteckt sie sich? Um ihre Reize zu potenzieren, ihre Begehrlichkeit zu steigern? Warum sonst suche ich sie?

Es sieht nicht gut aus, gar nicht gut. Level 196919 – ich könnte kotzen; aber hey, ist doch nur ein Spiel! Und okay, ich brauche Hilfe! Selbst wenn ich mich alle 5 Minuten einen Level herunterspiele, wäre ich noch fast zwei Jahre damit beschäftigt, mich wieder in der Realität zu erden. So lange war das Unterfangen ‚Paradies' nicht geplant. Für meinen Geschmack könnten wir allmählich auf die Zielgerade einbiegen – und zwar auf einem Level, das die gängigsten Realitätstests besteht, und mit einer ID, die sich sehen lassen kann, Anderen gegenüber und mir gegenüber. Dafür setze ich mich gerne ein. Denn die Aussicht auf ein erfülltes Leben im Paradies motiviert mich ja, ungeheuer sogar, doch motiviert sie ins Nirgendwo, weil ich absolut nicht weiß, was ich machen kann, um mein Ziel zu erreichen. Das wiederum ist demotivierend. In dieser motivationalen Gemengelage würde ich ohne große Magenschmerzen gewisse Abstriche vom Paradies hinnehmen. So paradiesisch muss das Paradies gar nicht sein; ich könnte mich inzwischen durchaus mit weniger arrangieren. Notfalls tut's auch die Erde. Die Erde, die wird umso attraktiver, je weiter ich

mich von ihr entferne. Bevor ich jedoch die Rückkehr ernsthaft erwägen und Ling die Kurskorrektur vorschlagen kann, flimmert eine Einladung über den Bildschirm: in Babylon alias Tikal ist Richtfest.

Für die Abendgarderobe werfe ich mich piekfein in Schale, das heißt ich wende meine Leggings, das teuflische Kratzen der Pailletten im Schritt ignorierend, und rolle meine Socken zu gelb-schwarzen Würsten bis zum Knöchel ab; ein bisschen Taft Haarspray auf die Braids sowie jeweils zwei Tropfen Kölnisch Wasser aufs Handgelenk und hinters Ohr – und fertig ist der Kosmonaut. Ach ja, die rosa getönte Hornbrille mit dem Perlmuttgestell gehört für den letzten Feinschliff noch auf die Nase. Hätte ich fast vergessen.

Das dumpfe Unbehagen, ich könnte overdressed sein, verfliegt, als mir die ersten Gestalten vom Bankett entgegenkommen: Vorneweg ein Opa mit Rauschebart in endgeilen Stöckelschuhen mit Pfennigabsätzen und einem rüschenbesetzten Spitzentanga über den faltigen Zellulites-Hüften. – Wow, mehr noch als sein skurriles Äußeres wird mir von der imposanten Type allerdings der lehmige Mundgeruch in Erinnerung bleiben. Der gealterten Diva folgt eine mundwassergespühlte Horde juveniler Attachés in Schlafanzug und Nachthemd mit einer Federstola auf dem Rücken – endechte Paradiesvögel also. Willkommen im Club!

Als nächstes begegne ich meinem Meister; der steckt im gleichen Aufzug wie bei unserem letzten Treffen, mit Wams, Hose und Barett, – aber ansonsten wie ausgewechselt! Geradezu überschwänglich begrüßt er mich mit einer Umarmung, von der mir fast die Luft wegbleibt, was mir gleich noch mal passiert, als meine unvorbereiteten Nasenflügel ein Bouquet streift, das von der Flüssigkeit im Steinkrug herrührt, den mir der ehrwürdige Maler aufmunternd entgegenhält. Erwartungsvoll beobachtet er mich, wie ich den Krug auf ex leere. Was ich für puren Schwarzrum gehalten habe, offenbart sich feurig, allerdings ohne Dornenbusch, in meinem entwöhnten Schlund als eben derselbe, allerdings mit einer Prise Kandiszucker und einem Schluck Schwarztee veredelt.

„Na?“, fragt mein genialer Mundschenk.

„Großartig, einfach großartig!“, bringe ich zwischen den weißen Bastservietten hervor, mit denen ich mir den Mund wische; nicht weil ich etwas verläppert hätte, sondern weil ich mir unbeobachtet große

Mengen Luft zufächeln muss, um meine Speiseröhre zu kühlen, die der Rum gründlich veräzt hat.

„Schon oben gewesen?“ Als ich kopfschüttelnd verneine, hakt er sich bei mir unter und führt mich zum Seiteneingang des vorderen Turmes, dem mit dem Ibis im Zeichen.

Von dort schiebt der Künstler mich durch einen schmalen, spärlich beleuchteten Passgang in einen Fahrstuhl, auf dessen Paneele die Druckknöpfe sich in eine Höhe auftürmen, deren Ende ich nicht absehen kann.

„Fürs Küchenpersonal“, sagt mein Begleiter schmunzelnd und holt einen Teleskoppointer aus seiner Wamstasche, den er minutenlang ausfährt, um damit den obersten Knopf von der Paneele zu drücken. Die Türen schließen sich von beiden Seiten geräuschvoll. Dann geht's los. Das Anfahren des Aufzugs ist durchaus vergleichbar mit einem Raketenstart vom Kosmodrom in Baikonur, sodass ich befürchten muss, der Meister werde mir in den Schoß phallen. Die drangvolle Enge in Aufzügen war mir immer schon unangenehm. Doch nie dauerte die betretene Stille so lange wie jetzt. Verlegen studiere ich den neben der Paneele aufgehängten Pirelli-Kalender, der Aufnahmen zeigt von Mata Hari beim Schlangentanz, mit großen, feurigen Augen und einem Teint so dunkel wie der meine. Das Dezemberblatt zeigt sie mit durchschossenem Herzen und zerschmettertem Knie tot am Boden liegend.

Die Aufzugkabine ruckelt kurz, aber heftig, und plötzlich, als hätte ich mir das Ding gierig gekrallt, halte ich den Kalender in Händen, der aufgrund des Rucks von der glatten Kabinenwand aus poliertem Chrom heruntergefallen ist. Bei der verzweifelten Suche nach einem Haken, an dem ich den berüchtigten Kalender wieder aufhängen könnte, sehe ich, dass für die Stockwerksanzeige ungewöhnlich lange das Symbol einer kreisrunden Null aufleuchtet. Der Maler folgt meinem Blick und erklärt: „Der Kreis steht für ‚Olymp‘, der ehemaligen Wohnstätte der Götter. Hier steigt schon länger niemand mehr aus, müssen Sie wissen. Ich hatte den Eindruck, die waren froh, dass wir ihnen einen Kanal nach unten gelegt haben. Gleich nach dem Durchbruch durch die Himmelsdecke haben die meisten Götter ihren dreigezahnten Torschlüssel beim Hausmeister abgegeben – den würden sie nun nicht mehr brauchen.“ Dann fügt der Renaissance-Maler

hinzu: „Gut, einige waren natürlich neidisch auf die Schöpfer des Rohbaus, wenn sie ihn mit ihrer kümmerlichen Schöpfung vergleichen. Kann ich gut verstehen."

Nach einer erneuten kurzen Pause, in der sich der Meister kehlig räuspert und die Speiseröhre für alle hörbar so restlos reinigt, dass ich inständig hoffe, er möge das Sputum nicht gleich in die Fahrstuhlkabine spucken, fährt er – nach einem kräftigen Schluck ohne vorausgegangenes Kauen – unbeirrt in seiner Rede fort: „Der längste Mieter auf dieser Etage war übrigens der Christengott, der sich mit allen Mitteln und juristischem Beistand gegen die neuen Nachbarn gewehrt hat; der ist mit seiner Engelschar erst heute ausgezogen. Sie müssten ihm eigentlich begegnet sein."

Was ich wie abwesend bestätige, immer noch damit beschäftigt, den kompromittierenden Kalender loszuwerden. Als das Stockwerksignal erlischt, hellt sich die Miene des Meisters sichtlich auf und er sagt mit einem fröhlichen Augenzwinkern: „Jetzt haben wir schon fast die Hälfte."

Als sich die Fahrstuhltüren im Dachstuhl wieder öffnen, hat König Marduk gerade seine Rede vor der Säulenhalle beendet und schmeißt jetzt im Stile eines Diskuswerfers einen Steinkrug über die Balustrade, mit dem er kurz zuvor der munteren Versammlung zugeprostet haben muss. „Za storowje", höre ich jemanden rufen, „kanpai" und „skål", pflichten Andere bei, woraufhin sich ein vielsprachiges Stimmengewirr erhebt, begleitet vom Geräusch aneinanderstoßender Becher und Krüge. In dem Geräuschpegel geht mein Lachen unter, das mich unweigerlich ergreift, packt und schüttelt, als beim Abwurf sich Marduks Kaftan hebt und für einen kurzen Augenblick sein Schuhwerk sichtbar wird. Dabei hatte ich gehofft, ich hätte mit meinem Ausflug ins Paradies Sphincter-Gate überwunden und an der frischen Weltraumluft mein Leiden ein für alle Mal auskuriert. Fehlanzeige. Was muss auch seine babylonischen Hohhoohoheit hühühühohohohoite Buaaahaahahaha-hahahaadelaahaatschen trahahagen, huuhuuhuu, hahaha. Zum Glück merkt in dem Trubel keiner was. Gott, wäre das peinlich. Paahaahaahainlich. Ich muss mich gleich in eine Anstalt endeinliefern lassen. Am besten ins K.O.-Spital. Dort kenne ich mich aus.

Und vor allem David kannte sich dort aus. Er war dabei, als mir die hagere, kreidebleiche Gestalt mit plattgedrückter Dauerwelle am Hinterkopf in der Ambulanz begegnet war. Gestützt von einer matronenhaften Krankenschwester trat der Patient in einem ausgebleichten Frotteebademantel mit Urinflecken am Gürtel in den Gang hinaus, bedächtig einen Infusionsständer vor sich her schiebend mit träge herabhängendem Gummischlauch, in dem in Zeitlupe schwerfällige Blasen aufstiegen. Den Ständer hielt eine ausgemergelte Hand umklammert mit knöchernen Fingern und einem von blauen Flecken übersäten Handrücken, in dem lommelig die Kanüle unter einem schon halb aufgerollten Pflaster steckte. Gesenkten Hauptes und schwer keuchend schleppte sich die anämische Gestalt Zentimeter für Zentimeter in Richtung Herrentoilette. Aschfahl war nicht nur das Gesicht des Patienten, sondern auch jede seiner schlurfenden Bewegungen. Alles um ihn herum bleichte aus, verlor seine Farbe; seine bloße Ausstrahlung tünchte jedes Kleidungsstück, jeden Blumentopf in ein morbides Weiß. Selbst die Krankenschwester wirkte an seiner Seite todkrank. Aus allem war die Farbe gewichen, nichts deutete darauf hin, dass es noch etwas anderes gab als dieses kränkliche Weiß. Nichts, bis auf seine goldene Armbanduhr und seine blauen Adiletten.

Moment! Er trug wirklich Adiletten. Unfassbar! Ich schaute weg, biss mir wölfisch auf die Zunge. Vergeblich. Ich prustete los und lachte schließlich lauthals in die andächtige Stille des Krankenhauses hinein, so hemmungslos, dass ich mich im Rollstuhl krümmte vor Lachen. Das machte, dass der Patient eingeschüchtert zusammenzuckte, als wäre er das Ziel und nicht die Ursache meines Lachens. „Passen Sie auf Ihren Ständer auf“, warnte ihn die Schwester besorgt, der nicht entgangen war, dass der aufgehängte Plastikbeutel zusammen mit dem Empfänger seines wässrigen Inhalts in eine bedrohliche Schieflage gerieten. „Ihr Ständer!“ – das war zu viel. Das Bild vom nackt sich krümmenden Deniz im Scheine seiner Stimulanzien und Potenzmittel ergriff von mir Besitz. Ich brüllte vor Lachen, ohne darin Erlösung zu finden. Vielmehr verstärkte alles, was ich tat, den Lachreiz nur. Mir liefen die Tränen in Strömen über die Wangen; mit der rechten Hand stützte ich mich auf den Linoleumboden, warf mich aber gleich darauf aus dem Rolli, die Fäuste im Schritt, damit ich mir

nicht auch noch in die Hosen pinkelte. David hatte längst in mein Gelächter eingestimmt und seinen vom Lachen feuchten Kopf auf meine Hüfte gelegt, mir wieder und wieder mit seiner jungenhaft geballten Faust auf den Brustkorb klopfend. Türen öffneten sich, Ärzte und Patienten traten heraus, und alle lachten sie mit uns – mit einer Ausnahme: dem Patienten vor der Toilettentür. Weil die Krankenschwester sich selbst an der Wand stützen musste, um vor lauter Lachen nicht in die Knie zu gehen, stand er alleine da, als einziger der nicht lachte, der stattdessen ängstlich hinter dem Infusionsständer hervorblickte, ohne begreifen zu können, was um ihn herum geschah. Er war viel zu verunsichert, als dass er hasserfüllt hätte dreinblicken können.

Vermutlich halten die mich hier für betrunken, was ich zweifellos auch bin – natürlich nur soweit, dass ich noch klar denken kann, wie immer im Suff. Ich lasse mir von einer Orientalin im Tschador meinen Krug wieder füllen. Dranbleiben! Prosit, cheers und şerefe! ‚Keine Drogen' gilt nur in der Realität! Ex und hopp – und nachgefüllt. Derweil sammeln sich die übrigen Gäste in einem Kreis um den Richtbaum, der keine kümmerliche Zeder mit bunten Faschingsbändern ist, sondern eine ausgewachsene Esche, deren Wurzeln bis hinab in den Himmel reichen. Die illustre Schar, angeführt von König Marduk, fast sich an den Händen und beginnt in acht Reihen gegenläufig im Kreis einen Reigen zu tanzen. Dazu singen sie ein Lied, das mir der Meister simultanübersetzt:

Alochjn bilbel hasafwe infinities de andares sora wo koete suru gudens dom med handling svares.	Gemeinsam trotzig schaffen wir unendlich viel Etagen, bis jenseits durch die Himmelstür reichen unsre Taten.
Wanabni barjaan bialshaer a stanzi – naschi kirpitschi with sticky rhymes we do not spare sono beton per esserci.	Unser Turm ist ein Gedicht, gebaut aus Ziegelspalten, den Reimen fehlt's an Mörtel nicht, das Werk zusamm'n zu halten.
Mientras cantemos canciones nimeni nu ne ia limba emeis plasmata glossas tes reā pĕn sạtw thī mī ṗhās'ā.	Solang wir Lieder singen, kann's Wort uns keiner nehmen, segeln wir auf Linguas Schwingen, wir wortgeschöpften Schemen.

Siksi meillä on luovuutta	Deshalb treibt uns Schöpfersinn,
tunaweza kuundila	dem‘s an nichts gebricht:
omnia de mundo lata	wir erzeugen jedes Ding,
eon-eoga anila.	nur die Sprache nicht.

Der Maler bedeutet mir mit seinem Barett, ihm in den Raum hinter der Säulenhalle zu folgen. Ich tue, wie mir geheißen und schiebe mich durch das fröhliche Gedränge. Als mein Guide auf der Schwelle der verwaisten Halle achtlos einen Tischtennisball zur Seite kickt, muss ich grinsen. Realitätscheck nicht bestanden! – denke ich mir und wende den Rollstuhl, um besser über die Schwelle zu kommen. Mit verschwörerischer Miene flüstert er mir so leise ins Ohr, dass ich kaum etwas verstehe: „... stehen vor ... Tempel ... Lamanai-Masker … Götter herkommen … Götter anbeten ... Gottesopfer bringen … Menschenopfer wertlos ... heute Baal...“ Ich signalisiere dem Redner, dass bei mir kein Wort ankommt, woraufhin er mich in einen schallgeschützteren Winkel schiebt, ohne seinen Redefluss zu unterbrechen: „Wenn die Götter einen ihresgleichen opfern, erfüllt dessen Geist für 11 Minuten den Tempel, bevor er für immer entfleucht oder erlischt. Wer in dieser Zeit unter der Maske aus Kalkstein ein Streichholz entzündet und in Gedanken eine Frage an die Maske richtet, bevor das Streichholz verglimmt, der wird vom Geist des Opfers erleuchtet und mit absolutem Wissen ausgestattet.“

„Jeder wird erleuchtet?“, wende ich skeptisch ein.

„Jeder, der im Schein eines entzündeten Streichholzes sich an die Maske richtet“, kommt es fast schon drängend zurück.

„Und wo ist der Haken?“

„Der Haken ist, dass die Erleuchtung nur so lange anhält, wie man sich im Tempel befindet.“

Während der Künstler mir das in seiner ihm eigenen, eifrigen Art erzählt, schwebt hinter seinem Rücken ein Tischtennisball aus dem Tempel. Teufel auch, was bist du hintertrieben, du Ausgeburt der Hölle! Da liegt der eine Ball, darüber schwebt der andere. Welches ist nun derjenige aus dem SamSarah?

„Bleiben uns jetzt noch 3 Minuten“, fährt der Maler unumwunden fort, den Blick auf die Sanduhr neben der Eingangshalle geheftet. Wie, was? Ich schaue ihn entgeistert an.

„Es bleibt also nicht viel Zeit, aber für die Beantwortung einer Frage müsste es reichen. – Haben Sie denn eine Frage?“

„Selbstverständlich“, poltere ich in der festen Überzeugung, dass mich eine ganze Armee von Fragen belagert.

„Schön, dann können wir den Tempel ja jetzt betreten. Denn beachten Sie: Sprechen ist im Tempel bei Strafe verboten. Der Letzte, der seinen Mund am Altar nicht halten konnte, wurde ins Paradies vertrieben – und dagegen sind Gulag oder Guantánamo ein Kinderspielplatz!“

Aha. Meine Blicke springen zwischen den Tischtennisbällen und der Sanduhr hin und her.

„Ich sollte vielleicht noch vorausschicken“, sagt der Maler auf halbem Weg kurz innehaltend, „dass sich die Akustik in der Kathedrale stark verändern wird. Lassen Sie sich davon nicht verwirren. Daran erkennen Sie nur Ihre Empfänglichkeit für den Geist.“

Also hinein in den Tempel. Zeitkritische Aufgaben sollte ich zuerst erledigen. Wenn dann noch Zeit bleibt, mache ich mich an die sinnkritischen Aufgaben. Das hat im Abendland Tradition. Kaum bin ich ins Innere des spartanisch ausgestatteten Tempels gelangt, umspült mich die vollkommene, die reine Sprache, gebildet aus den Silben des Richtgesangs vor der Halle. Ich bade geradezu in Wörtern, in bewegten Substantiven, in steifen Verben und gebeugten Präpositionen und Vielem mehr. Ich bin halb Frage, halb Antwort, und gerade dabei, mich einzugrooven, da gibt mir der Maler ein Zeichen, dass die Sanduhr fast abgelaufen ist. Ach ja, die Frage. Welche Frage? Welche Frage nehme ich denn nur? Jetzt macht der Maler mit der rechten Hand über der linken zwei kurze schnelle Bewegungen in der Luft. Ach ja, das Streichholz. Ich entzünde eines, schließe die Augen und versuche, mich auf eine Frage zu konzentrieren. Doch im Vergleich zu den Sirenenklängen im Tempel herrscht in meinem Schädel absolute Stille. Ich blinzele leicht, um im Augenwinkel auf die Sanduhr zu schielen. Mindestens noch 1 Minute. Doch dann geht alles rasend schnell.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 071 Version 1.0
by User: Mace

Ich möchte an dieser Stelle genauer auf den Aspekt der Konkretion in N0ll eingehen, da in den meisten geolinguistischen Beiträgen die Abstraktionsleistung der Sprache hervorgehoben und über den grünen Klee gelobt wird. Dank der Abstraktion, heißt es, würden Erfahrungen vergleichbar, mitteilbar und vererbbar; in der Gestalt von Wörtern mache die Abstraktion so etwas wie Wissenschaft und Kunst erst möglich. Wörter sind für diese Geolinguisten offenbar Behälter für hinreichend ähnliche Erfahrungen, die man stets mit sich führen kann, um die Erfahrungen bei jeder Gelegenheit wieder herauszuholen, egal wer sie hineingelegt hat. Schon an der bloßen Skizze wird deutlich, dass es darin um die Reproduktion geht von Sprachartefakten wie Bücher, Files auf Memorysticks oder auch Registerbelegungen im RAM-Speicher. Denn im Zentrum reproduktiver Sprache steht nun einmal der Warencharakter und damit ihre Handelbarkeit.

Diesen kapitalistischen Zug kann man nicht machen, gesteht man der Sprache ein konkretes Wirken zu, das immer einmalig ist und dessen Wirkungsgrad von zahlreichen Faktoren abhängt, unter denen das Wort, der Sprecher und Empfänger sowie der Zeitpunkt nicht unbedingt zu den wichtigsten zählen. Geht man die Konkretion einen Schritt weiter und erlaubt den Wörtern ein individuelles Eigenleben, wird Sprache auf der einen Seite regelloser, im Gegenzug aber wird auf der anderen Seite der Sprecher freier und unabhängiger von den Sprachproduktionsverhältnissen.

Als Konkretionstheorem könnte man festhalten, dass eine Gesellschaft umso anarchischer organisiert ist, je konkreter ihre Sprache ist. Mit dem Theorem will ich nicht auf die rein theoretische Herausforderung eingehen, welche Produktionsverhältnisse bestehen müssen, damit die Menschen konkreter sprechen, und ob diese Verhältnisse hergestellt werden können, ohne dass die Menschen bereits konkret sprechen. Vielmehr will ich an einem Beispiel illustrieren, wie ich mir eine konkrete Sprache vorstelle, um Material beizubringen für eine noch auszuführende Modellierung von N0ll.

Denkt man sich Wörter als konkrete Wörter, ist kein Wort wie das andere. Man mag sie vom Fließband laufen lassen oder klonen wie Schafe, so ist doch nur ihre Grammatik (Genotyp) dieselbe, nicht

aber das Wort selbst (Phänotyp); und selbst wenn man ihnen – indem man von den verschiedenen Situationen absieht, in denen die Wörter gebraucht werden – zubilligt, dass sie auch denselben Ausdruck (Genexpression) haben, so ist doch der Eindruck, den sie bei verschiedenen Personen hinterlassen (Epigenetik), nicht derselbe. Das mag einem wie Haarspalterei vorkommen; doch macht dies deutlich, dass es weit fragwürdiger ist, wie eine Sprache vom konkreten Kontext abstrahiert, statt umgekehrt, wie sie individuelle Bedeutungen in einen konkreten Kontext einfügt. Die Konkretion ist uns also in der Sprache weit natürlicher als die Abstraktion.

Denkt man sich darüber hinaus Wörter als konkrete Wörter mit eigener Individualität, dann erlaubt die Metapher des Eigenlebens Sprachspiele, wie das weiter unten stehende, die die Funktionsweise von N0ll illustrieren könnten; denn Wörter, gedacht als Individuen mit Familie und Eigennamen wie Pfirsich oder Acunoğlu, unterscheiden sich nicht nur wie Individuen mit gleichem Namen (das Wort ‚Pfirsich' steht für verschiedene, aber nicht für alle Pfirsiche, wie das Wort ‚Acunoğlu' für verschiedene Personen mit dem Namen Acunoğlu steht, aber nicht für alle Acunoğlus), sie führen dann auch ihr eigenes Leben, durchleben also eine eigene Entwicklung vom Sprecher zum Hörer oder vom Autor zum Leser. Mit ein bisschen Phantasie kann man sich vorstellen, wie ein Wort auf die Welt kommt, zur Schule geht, auf dem Pausenhof verprügelt wird, sich freut oder traurig ist, abmagert oder dick wird, Karriere macht oder im Knast landet (oder beides), malocht oder sich drückt, bis es alt und gebrechlich ist und in die Philologengruft steigt. Weil jedes Wort eine Partnerin hinterlässt, mit der es Kinder gezeugt hat, geht mit dem Ableben des Wortes kein Riss durch die Sprache. Längst haben die Kinder und Enkel und deren Freunde sein Erbe angetreten.

Daraus lassen sich Sprachspiele formen, die mit etwas Geschick weniger holprig sind als das folgende, das allein illustrativen Charakter besitzt: ‚Ich' grüßt das Verb ‚grüßen', das gerade Kniebeugen macht zusammen mit dem bestimmten Artikel ‚das', der mit ‚Verb' das Verb besuchen gekommen ist und diesem ‚das' und ‚gerade' als Geschenke mitgebracht hat aus ‚Kniebeuge', wo es mit ‚machen', ‚zusammen' und ‚mit' einen Urlaub verbracht hatte,

damals in ‚dem's Ferienwohnung, dem Bruder des bestimmen Artikels; die Ferienwohnung hatte er günstig von dem mit dem Attribut ‚bestimmt' verheirateten ‚Artikel' erworben, der „das" gerufen wird, aber eigentlich ‚der' heißt, und der die Nachfolge von ‚mit' angetreten hat. Ob das derselbe ‚mit' ist von weiter oben? Muss ich ihn erst fragen.

Aah-eijeijeijeijei! – ich war so in die Frage nach einer Frage vertieft, dass ich nicht auf das Zündholz geachtet habe, und jetzt brennt mir der Finger. Im Reflex schleudere ich das runtergebrannte Hölzchen von mir, das seinen oxidierenden Schwefelstummel mit auf den Parabelflug nimmt, der jäh im Bart des Malers sein Ende findet. Der muss seinen Bart gehörig mit Rum oder Terpentin begossen haben; jedenfalls steht er er sofort lichterloh in Flammen. Geistesgegenwärtig reiße ich mir den Pullover vom Leib und dresche damit auf das Gesicht des laut fluchenden Malers ein, als müsste ich das letzte Staubkörnchen aus einem persischen Teppich herausklopfen. Dabei erwische ich die Kerze auf dem Altar, die meinem Pracker aus norwegischer Schafwolle nicht standhält und aus dem Kandelaber kippt. Damit nicht noch größeres Unheil entsteht, lösche ich die Kerze, indem ich ihren Docht schwungvoll auf den vorstehenden Riechkolben der Maske klatsche.

Dazu muss ich kurz vom Maler ablassen, der die Gelegenheit nutzt und tobsüchtig mit seinen verödeten, noch qualmenden Bartstoppeln auf mich zustürzt, um mir den Garaus zu machen. Dabei stolpert er über die ausgeklappten Fußrasten meines Rollstuhls, bekommt Halt suchend eine Kordel zu fassen, wodurch sich der Klöppel einer wuchtigen Glocke aus Gusseisen in Bewegung setzt und dem Hinterkopf des Malers einen endharten Schlag verpasst, der ihn dumpf zu Boden gehen lässt. Seine letzte Kraft vergeudet der Meister kläglich damit, sich endgültig sein Ticket in den Glutofen der Hölle zu lösen, indem er mich bitter wehklagend dorthin wünscht. Doch noch bevor der Malermeister seine Reise in den Höllenpfuhl antreten kann, schwelt unter seinen Verwünschungen das Barthaar im Kamelhaar des Teppichs weiter, erfasst den Wams, lodert empor zur Kordel, an der sich die Flammen zum Dachbalken emporzüngeln, der den First in Brand setzt, von wo die Flammen überspringen aufs nächste Geschoss, auf

das O-Geschoss und so weiter, bis schließlich der ganze Turm brennt. Die Festgesellschaft, die noch nichts von dem Unglück mitbekommen hat, singt schunkelnd ‚Blau blüht der Enzian'. Die Sanduhr war abgelaufen.

Merkwürdigerweise riecht es ausgerechnet jetzt nicht verbrannt. Noch nicht einmal mein Pullover, in dessen weiche Wolle ich prüfend meine Trüffel-Sonde presse, bevor ich ihn mir wieder überziehe, scheint Rußpartikel eingefangen zu haben. Da hat die Primformel 47·11 ganze Arbeit geleistet, schließlich ist das Interieur inzwischen komplett mit Kölnisch Wasser imprägniert, das förmlich von den Nieten und Chrom-Paneelen trieft. Das, – ja oder es ist gar nichts passiert. Was hieße, der schwebende Ball war nur eine Täuschung, ein vergifteter Apfel sozusagen, den eine unsichtbare Schlange auf ihrem Kopf balanciert hat, damit ich mich mit der Armbrust ins falsche Paradies schieße. Andererseits bliebe in dieser Lesart der jüngsten Ereignisse mein Kater unerklärt, wie ich ihn sonst nur bekomme, wenn ich nächtelang durchgezecht oder auf Empfehlung des test-Magazins die raffiniertesten synthetischen Präparate geschnupft und gespritzt habe. Dann wusste ich aber, dass ich mich zur Erholung an den folgenden Tagen in eine dunkle, stille Kammer einschließen können würde.

Davon konnte vorhin nicht die Rede sein. Denn es macht schon einen Unterschied, ob ich mir eine Droge reell oder virtuell reinpfeife. Daher sollte ich schon wissen, ob ich wache oder träume, ob ich mich im Raum oder im 7raum befinde. Die Idee mit dem Tischtennisball ist ja nicht schlecht, aber auch kein Lackmustest. Dass plötzlich zwei Bälle im Spiel waren, hat mich in eine verzwickte Lage gebracht, weil ich nicht erkennen konnte, welcher von beiden der reelle war. So konnte der Teufel mit mir Ping Pong spielen, hin und her zwischen Ping-Realität und Pong-Traum. Ich fische den Delinquenten aus der Luft und male mit einem roten Filzstift das Konterfei von Anonymous gut sichtbar auf das Zelluloid. Dann schnippe ich die so gekennzeichnete Kugel zurück in die Schwerelosigkeit und rufe ihr kampfeslustig hinterher: „الى اللقاء, Al-Skede ¡nos vemos!"

Von wegen stille Kammer: Kaum bin ich meinem Erholungsbedarf richtig gewahr geworden, malträtiert mir Ling übers Neltie mit schwerem Gerät die Schläfen so sehr, dass mir vor Schmerz fast die Lichter ausgehen: „Die Supernova S-70 619 sollten Sie sich ansehen. Die Region wird von vielen Pilgern religiös verehrt. Im Dukendentakt treffen hier von den Gläubigen große und kleine Kometen als Opfergaben ein."

So superneu ist Heumaden nicht; superneu wäre höchstens, dass es religiös verehrt wird, denke ich, aber auf Anhieb fallen mir keine Gründe ein für eine religiöse Verehrung ausgerechnet von Heumaden. Die könnten genauso gut mich verehren. Mit zugekniffenen Augen suche ich nach dem nicht vorhandenen Lautstärkeregler, den ich aus dem Grund seines Nichtvorhandenseins auch nicht finde. Wiedereinmal fühle ich mich dem Weltraum ausgeliefert. Die Leuchtdioden vor mir blenden mich wie winzige Sonnen mit aggressiven UV-Strahlen. Und dann noch die Kreissägen-Stimme meines Reiseleiters, der locker rocker darüber hinwegsieht, dass ich mich gerne in einen Schutz7raum zurückziehen würde.

Weil ich zu ausgeschlafen bin, um weiterschlafen zu können, gönne ich meinen Augen ein Bad in der tiefen Schwärze des Weltalls: Wie wohltuend, nicht die kleinste Galaxie am Horizont! Nur eine Nuance heller schiebt sich seitlich eine Glocke wie ein Film über die Schwärze ins Bild. Wie die Glocke größer wird, wird sie auch heller. Schließlich löst sich die Helligkeit auf in einzelne versprengte Gesteinsbrocken, manche größer als die Erde.

„Eine Supernova", rufe ich laut aus, bedauere postwendend und noch im selben Atemzug die sträfliche Missachtung meines Katers und fahre mit den Händen an die irritiert pochenden Schläfen.

Als ich die Augen wieder öffnen kann, bestaune ich den galaktischen Friedhof der Nova, in dem ich mir vorkomme wie ein Bestatter oder Leichenfledderer. Das alles war mal ein Stern. In der Substanz sind die Brocken gegenüber dem vormaligen Himmelskörper kaum verändert, weshalb sie irgendwie untot wirken. Die religiöse Verehrung kommt mir wieder in den Sinn, und ich frage mich, ob darin so etwas wie astrale Auferstehung vorkommt. Die hätte in ihrer säkularisierten Version das Zeug dazu, Sternzombies aus der Taufe zu heben. Warum sollte sich nicht einer der größeren Brocken aus dem

Trümmerfeld erheben und auf seiner Umlaufbahn herumstolpernd Jagd machen auf Kometen – und Raumgleiter? Auf mich zum Beispiel. Mich schaudert.

Nein, von einer untoten Sternenleiche möchte ich nicht gekillt werden, selbst wenn sie ihre tödlichen Fallen im verführerischsten Gothic-Outfit aufstellt. Zum Sterben bin ich noch nicht bereit, aber sowas von nicht! Werde ich da jemals dazu bereit sein? Kann ich mir echt nicht vorstellen. Dafür fürchte ich mich viel zu sehr vor dem Tod. Nicht mehr sein, nicht mehr aufwachen, nichts mehr erleben, nie wieder auch nur einen Atemzug tun, einfach weg sein, gestrichen, ausradiert, beraubt um alles, was mich ausgemacht hat, wofür ich gekämpft habe. Ich, Mannfred Acunoğlu, werde Geschichte sein, eine Geschichte, die niemand erzählt, auf Dauer niemand erzählen kann, eine Geschichte, die ich nicht korrigieren könnte, von der ich letztlich nichts hätte, weil sie mich nicht lebendig macht. Mein Wegsein kann ich mir nicht vorstellen. Wahrscheinlich, weil das weggedacht werden müsste, was wegdenken soll. Doch solcherlei sophistische Winkelzüge können mich nicht trösten. Meine Angst spielt in einer anderen Liga als mein Verstand.

Ich bin erst 37 Jahre alt, aber drei Menschen aus meinem engsten Umfeld sind schon gestorben: Mom, David und der Prof. Die sind weg, die kommen nicht wieder. Denen ist nicht damit geholfen, dass es sie vor ihrer Geburt schon nicht gab, und es zu der Zeit auch nichts gab, das ihre Abwesenheit beklagt hatte. Wie mir nicht damit geholfen ist, dass mein Ich eine Illusion sein soll, die aus der kosmischen Großwetterlage hervortritt wie ein Sommerregen aus einem Tiefdruckgebiet, und eben nur für die Zeit, bis die Luftdichte, der ich meine wässrige Existenz verdanke, unter das Kondensationsniveau sinkt, und die Sonne wieder scheint, als hätte es mich nie gegeben. Was hülfe mir, der ich ganz unzweifelhaft Angst habe vor dem Ausgelöschtsein im Tod, die festeste Gewissheit, dass es den personifizierten Träger dieser Angst gar nicht gibt? Es ist doch egal, was die Person ist oder ob sie ist: es ist da eine Angst und die stört, belastet mich, macht mich leiden. Deshalb ist es alles andere als paradox, wenn jemand sich aus Angst vor dem Tod umbringt. Nichts zu sein ist seiend nicht auszuhalten. Die eigene Endlichkeit ist genauso unerträg-

lich wie die Endgültigkeit des Todes und die Unendlichkeit des Totseins. Anders gesagt: mein Leben wäre weit erträglicher ohne diese Angst. Daher biete ich meine Hilfe unbedingt jederzeit und gerne an, diese Angst aus dem Universum zu beseitigen – mir müsste nur jemand sagen, wie.

Nun, da ich gewissermaßen den ultimativen Prototyp eines Intelligenzbolzens an meiner Seite habe, könnte der sich doch ausnahmsweise mal nützlich machen und mir meine Fragen zum Leben nach dem Tod beantworten. Was ich freilich längst getan hätte, wenn ich mir sicher wäre, ob ich die Antwort wirklich wissen will, und wenn ich die Antwort wirklich wissen wollte, ob ich imstande bin, sie zu ertragen. Mein exilierter Mut jedenfalls meldet prophylaktisch irgendwo zwischen Magen und Milz schon mal heftige Zweifel an, die das ZNS vorübergehend nicht bearbeiten kann, weil bei der Antizipation meines Todes mir das Hirn gleich mit dem Herz' in die Hose gefahren ist und dort keinerlei Anstalten macht, den verwaisten Gipfel der Evolution zur Übernahme exekutiver Verantwortung zu reokkupieren. Aber hey, ich muss ihm ja nicht glauben. Außerdem stehen die Chancen gut, dass ich die Antwort gar nicht verstehe. Also frage ich kaltschnäuzig: „Gibt es ein Leben nach dem Tod?"

Gut, es hätten sich bessere Einstiegsfragen angeboten, ich hätte ja nicht gleich mit einer k.o.-Frage ins Haus fallen müssen, aber jetzt ist es eh zu spät. Gesagt ist gesagt. – Allesamt müßige Gedanken, da sich flugs herausstellt, dass in der ersten Runde noch niemand zu Boden geht. Eigentlich hätte ich ahnen müssen oder mir denken können, dass Ling mit einer Gegenfrage antwortet, so als wüsste er nicht bereits, was ich ihm auf seine Gegenfrage antworten würde.

Seine Gegenfrage ‚Was ist der Tod?' gehe ich daher etwas vorsichtiger an: „Naja, wenn man gestorben und tot ist, wenn man nicht mehr lebt."

„Sie fragen mich, ob man weiterlebt, wenn man nicht mehr lebt; ob das Leben weitergeht, wenn es zu Ende ist?"

„Nein, natürlich nicht. Ich meine das irgendwie anders. So, dass der Tod nicht das Ende vom Leben ist. Vielleicht hätte ich fragen sollen, ob man ewig lebt", ich komme aus dem Schleudern, zu dem die

anfängliche Verlegenheit sich gemausert hat, nicht heraus, „so, dass das Leben nicht auf die Erde beschränkt ist."

„Sie fragen mich, ob es Formen des Lebens gibt, die in der Zeit Bestand haben?"

„Ja, so in etwa; vor allem, ob mein Leben in der Zeit Bestand hat?"

„In welchen Formen?"

So kommen wir nicht weiter. Ich könnte Ling die Fragen wortwörtlich zurückspiegeln. Was er von mir wissen will, ist doch das, was ich von ihm wissen will. Diese Wendung des Gesprächs hatte ich so nun doch nicht erwartet.

Lings hinhaltendes Taktieren zwingt mich, meinen letzten Trumpf zu spielen: „In Form einer Seele zum Beispiel – die gibt es doch, oder?"

„Natürlich gibt es Seelen."

Yes, der Stich geht an mich. „Und Seelen sterben wirklich nicht?"

„Nein, Seelen sind unsterblich."

Sieht so aus, als hätte ich mich auf die Gewinnerstraße begeben. Da kann ich glatt einen kleinen Schlenker einlegen und meinen Gegenüber wieder ins Spiel bringen: „Und du, hast du auch eine Seele?"

„Nein, ich habe keine Seele."

Da habe ich sein Blatt unterschätzt: „Nein? Aber… wie ist das möglich?"

„Es lässt sich auch ohne Seele ganz gut leben."

Ich merke, wie ich ins Schwitzen gerate. Ich habe nur noch ein Ass auf der Hand; hoffentlich muss Ling Farbe bekennen: „Aber ich, Mannfred Acunoğlu, ich habe eine Seele, nicht wahr?"

„Mindestens."

Mindestens? Was sind das nun wieder für Mätzchen? Ich setze alles auf eine Karte, die letzte: „Also bin ich unsterblich!"

„Nein", kommt es kurz und trocken zurück.

Verloren. Ich habe verloren. Oder? Ich zähle meine Stiche nach: „Aber ich habe doch mindestens eine unsterbliche Seele! Das hast du eben selbst gesagt!"

„Sie haben mindestens eine unsterbliche Seele, aber Sie sind keine unsterbliche Seele."

Solche Spitzfindigkeiten nehmen mir die Lust am Diskutieren. Überhaupt verleidet mir jeder Diskutant die Diskussion, der wie Ling nicht sagt, was ich hören möchte. Daraus wird doch nur klar, dass er derjenige ist, der nicht begriffen hat, worum es geht. Also echt, Mann! Aber was soll's, ich bin nicht hier, um mich zu verewigen; ich bin hier, um mir den schönsten Platz im Universum auszusuchen. Das ist doch was, auch wenn man nicht ewig lebt – denke ich mir Mut zu; obwohl ich natürlich meinen Abgang umso mehr bedauern würde, je wohler ich mich dort fühle – feuern sogleich angstgetriebene Gedanken eine Salve Schiss retour, sodass ich mich schon untergehen sehe. Doch bevor ich klein bei geben und die löchrigen Rettungsboote zu Wasser lassen kann, baut sich mit grandioser Geste und zu allem entschlossen der Capitán auf dem Achterdeck auf: No soy marinero, soy Mannfred Acunoğlu, und der kennt kein Miedo!

Weil ich in den hiesigen Breitengraden die Erfahrung gemacht habe, dass Gespräche stabilisierender wirken als Selbstgespräche, frage ich Ling, weil mir nichts besseres einfällt, warum wir uns so lange im interstellaren Raum aufhalten.

„Mir gefällt es hier."

„Hier? Aber hier ist doch nichts!" Der Nuller ist einfach immer wieder für eine Überraschung gut.

„Hier ist es wie überall."

„Dir gefällt es überall gleichermaßen gut?"

„Ja."

Keine weitere Fragen, Euer Ehren. Das heißt ja wohl, dass ich entscheide, wo wir letzten Endes die Zelte aufschlagen werden. Das sind doch wirklich mal gute Nachrichten! Die hatte ich auch bitter nötig, aber sowas von nötig! Ich fummle mir eine Venenosita hinterm Ohr vor, stecke sie mit einem schwungvollen Klacken an, nehme den Filter zwischen die Lippen und lehne mich mit geschlossenen Augen zurück. Wider Erwarten wird mir doch die gewünschte Erholung gewährt.

Erholt, das bin ich, als das Neltie mich erneut aus meinen Gedanken reißt. Diesmal aber nehmen meine Gefühle und Gedanken keinen Schaden an Lings Techno-Stimme, denn zum einen hat der Kater sich vom Acker gemacht, zum andern kann ich mich an meine Gedanken

eh nicht mehr erinnern. Dafür hätte ich gerne für die Zeit einer Venenosita meine Seele noch ein wenig baumeln lassen. Das unterlasse ich; nicht wegen Ling, sondern weil mein Vorrat an den kostbaren Glimmstängeln langsam aber sicher zur Neige geht. Ich werde die restlichen Zigaretten künftig besser rationieren müssen. Diese Sorge mag mit der Grund dafür sein, dass Lings Worte nicht gleich bis zu mir durchdringen. Und als sie endlich durchdringen, kann ich nicht glauben, was ich höre.

„Du möchtest das Paradiestor öffnen?“

„Ich habe die Ultimate Safeguard-Luke bereits entriegelt. Es fehlt nur noch Ihre Zustimmung.“

„Aber warum sollte ich zustimmen?“

„Weil es an der Zeit ist, das Geheimnis zu lüften.“

„Geheimnis? Welches Geheimnis?“

„Solange Sie nicht zustimmen, wird das Geheimnis geheim bleiben“, lässt Ling sich sibyllinisch vernehmen.

„Aber die Gefahr“, will ich einwenden, doch Ling, völlig untypisch für ihn, schneidet mir das Wort ab: „Keine Gefahr!“ – Da höre ich wieder das dumpfe Klopfen an der Schleusentür. Zweimal, dreimal. Das erleichtert mir die Zustimmung: „Also gut, ich stimme zu.“

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 059 Version 1.0
by User: Mace

Das System meines 911ers gehört dringend gewartet. Es wird immer fehleranfälliger. Wenn nichts repariert wird, fällt demnächst der ganze Gleiter auseinander und ich gehe vor die Hunde – falls es das System nicht vorher noch schafft, mich mit seinen Fehlleistungen über die Klinge springen zu lassen. Wenn ich schon merke, dass etwas falsch läuft, dann muss etwas gehörig faul sein im Staate N0ll. Neulich erst habe ich mir Möbelpolitur in die Haare gesprayt. Das hat so gejuckt, dass ich drauf und dran war, mir den Schädel komplett zu rasieren. Ich ein Skinhead? Ich, ein homosexueller Farbiger mit türkischem Namen, in den Fußstapfen von Dachlatten in Springerstiefeln? Undenkbar, aber daran sieht man, wie weit es schon gekommen ist.

Zuerst dachte ich, dass das System mir absichtlich Streiche spielt, um meine Wachsamkeit aufrecht zu erhalten. Aber wachsam gegenüber was? Gegenüber wem? Kleine Webfehler in der Produktion stören mich nicht. Damit, dass der Kaffee mal brühwarm, mal kochend heiß ist, kann ich gut leben. Selbst an die diskontinuierlichen Ausschläge auf meiner Weltlinie, wenn Ling lacht, habe ich mich gewöhnt. Aber bei Chilis im Müsli hört bei mir der Spaß auf. Und wer putzt sich schon gerne mit Wasabi die Zähne? Bei der bloßen Erinnerung daran rollt sich mir das Zahnfleisch auf zu Ramen-Rouladen. Auch die neue Lieferung Kölnisch Wasser riecht anders, obwohl nach derselben Formel stereolithographiert. Ich habe das ungute Gefühl, dass das nur die Vorboten sind und demnächst etwas Furchtbares passieren wird.

Die schwere Eisentür der Luke schiebt sich daraufhin mit einem Zischen, das klingt wie der Druckausgleich nach einem Außenbordeinsatz, in den Innenraum, der sofort von gleißendem Licht erfüllt wird. Im Gegenlicht kann ich eine menschliche Gestalt erkennen, die uns den Rücken zugekehrt hat. Erst als sich meine Augen an das helle Licht gewöhnt haben, kann ich einen kleinen Jungen sehen, dessen Rücken zu einer weiß geschuppten Eissäule tiefgefroren ist. Das weiße knielange Hemd ist von glitzerndem Raureif überzogen. Darunter ist kein Leben, keine Bewegung auszumachen, nicht einmal der Ansatz dazu. Das Cockpit ist inzwischen abgekühlt auf die Temperatur eines Gefrierschrankes. Mich fröstelt. David? Ich will zur Luke pariten, bin aber so immobil wie die Tiefkühlkost, die zu werden ich gerade im Begriffe bin. Statt meiner selbst, setze ich meine Lippen in Bewegung und rufe: „David?“. Aber vor mir steigt nur eine Atemwolke kondensierter Luft auf, sonst tut sich nichts. Daher dehne ich bisonartig den Brustkorb und schreie aus vollem Hals: „David!“

Und tatsächlich beginnt der Junge sich zu drehen, als wäre er auf einer Drehbühne festgenagelt. Er trägt etwas vor dem Gesicht; es ist eine Maske, es ist die Anonymous-Maske. Die Augen sind nicht zu erkennen, nur das Musketierbärtchen über dem Grinsen und die rosa Bäckchen. „David“, schreie ich, dass es von den Wänden widerhallt wie im Mittelschiff einer Klosterkapelle. Ich strecke meine Hand nach ihm aus. Aber er dreht sich weiter, dreht sich wie das Figürchen

auf einer Spieluhr. Hilfe suchend schaue ich zu Ling. Doch der ist verschwunden. Keine Spur von ihm – wie vom Tatami verschluckt. Scheiße, was geht denn jetzt? Der Tischtennisball! Der Tischtennisball, vielleicht träume ich ja nur. Wo ist nur dieser verdammte Tischtennisball? Ich will mich gerade auf die Suche machen, da vibriert mein Vidphone. Auch das noch! Das hat auch am Arsch der Welt noch Empfang! Dass diese Appedemie frei und ungebremst auf der Erde grassiert, ist schlimm genug; und jetzt erobern die Lifestyle-Gadgets auch noch die hintersten Winkel des Weltraums: Die Apokalypse ist

als Appokalypse nicht aufzuhalten! Ich drücke trotzdem auf ‚Annehmen' und halte den Apparat ans Ohr.

„Moshi moshi", höre ich eine mir unbekannte weibliche Stimme sagen.

„Moshi?", entfährt es mir; ist die Anruferin eine Freundin oder Bekannte von Mom?

„Hai", kommt es zurück.

„Hi, hier Stuttgart Stuttgart", sage ich so geflissentlich, als hätte ich mich in einem Tower verschanzt.

„Stuttgart-san desu ka?"

„Ja Stuttgart, hi!"

Es klickt. Dann höre ich nichts mehr. Dafür kommt mir das Phone schwerer vor als sonst und scheint sich unter seinem Gewicht sogar zu biegen. Um besser zu hören, presse ich die überladene IuK-Kurzhantel so fest aufs Ohr, dass die Muschel förmlich zu glühen beginnt. Doch statt der erwarteten Schallwellen bahnt irgendein warmer Glibber sich seinen Weg in meinen Gehörgang. Erst als ich leicht angewidert das Ohr wechsle, höre ich etwas. Einen Hilferuf. Ganz eindeutig. Aber er kommt nicht aus dem Vidphone, sondern aus den Lautsprechern des Nelties. Verdutzt blicke ich auf das Phone in meiner Rechten und sehe zu meinem Entsetzen den Nuller, wie er sich in meinem stählernen Griff windet. Erschrocken schleudere ich den Armen diagonal ins hinterste Heck des Gleiters, erkenne aber meinen Fehler und stammle ohne jede Verzögerung ein zaghaftes „'tschuldigung" hinterher; doch noch bevor ich bei der zweiten Silbe angelangt bin, knallt Ling schon geräuschvoll gegen die geschlossene US-Luke.

„Warum vergewaltigen Sie mich?“, höre ich Ling fragen, ganz sachlich, ohne jeden Vorwurf; mich irritiert nur, dass die Frage von links kommt, wo Ling sich doch rechts von mir befindet.

„Ich? Dich vergewaltigen?“, frage ich entrüstet zurück.

„Natürlich! Auf diese Art pflanzen wir uns fort.“

Das saß. Ich muss wohl eine ganze Weile aus der Zeit gefallen sein. Als es bei mir Klick macht, ist Ling schon wieder an seinem Platz, und alles wie zuvor; alles, bis auf meinen Magen. Mir ist speiübel von dem Gedanken, soeben mit Ling Geschlechtsverkehr gehabt zu haben. Ein schwangerer Nuller ist das letzte, was ich zu meinem Glück brauche!

Der Vorfall bleibt nicht folgenlos: Ich parite jetzt mit dem Flakon durch den Gleiter und pumpe, was das Zeug hält, sobald die Konzentration des Kölnisch Wassers unter 711 ppm sinkt, so als hätte das Parfüm eine keimabtötende und fötenabtreibende Wirkung. Jedenfalls bilde ich mir das ein. Damit Ling nicht bemerkt, dass ich ihm eine Extraportion verpasse, neble ich auch Pocahontas regelmäßig mit einer Überdosis ein. Details zur Empfängnis bei Nullern erfrage ich erst gar nicht. Zwischen mir und Ling herrscht ein antagonistisches Schweigen. Ich spraye und er navigiert. Dazwischen ein Abgrund ungesagter Worte. Heimlich glotze ich hin und wieder zu ihm hinüber, um nachzusehen, ob sich an ihm irgendetwas verändert hat, was darauf hinweisen könnte, dass er sich in anderen Umständen befindet. Dabei fällt mir tatsächlich eine Veränderung an Ling auf. Ich weiß nicht, wie er es macht, aber die Kugel sieht jetzt traurig aus; sie wirkt von Pestizidflug zu Pestizidflug immer trauriger, und auch die Verschiebungen meiner Weltlinie werden seltener und treten bald schon gar nicht mehr auf, dass ich fast schon Mitleid mit ihm bekomme.

Seit ich von dem 7raum gehört habe, lege ich mich ungern schlafen. Die Vorstellung, dass ich mich mit meinen Träumen entblöße, unterbindet jegliche Träume schon im Ansatz; ich wache also, bleibe ungesund lange wach. Könnte ich es beeinflussen, würde ich künftig traumlos schlafen. Meine Träume gehen niemanden etwas an. Oft genug entziehen sie sich ja selbst meinem Zugriff. Und dass sich Andere an meine Träume besser erinnern, als ich mich selbst an sie

erinnere, empfinde ich als ein Unding, das mich innerlich aufwühlt. Meine Träume sind etwas sehr intimes, das viel von meiner Persönlichkeit verrät. Sie legen geradezu den Kern meines Ichs frei. Wenn ich jetzt träume, habe ich im Anschluss das Gefühl, ich hätte in aller Öffentlichkeit einen moralischen Striptease hingelegt. Die unverstellte Sicht auf mein gut bestücktes Kabinett an Sünden und Schwächen, wie sie allein dem Auge Gottes beim jüngsten Gericht vorbehalten war, darf doch niemandem sonst zugänglich sein, schon gleich gar nicht Typen wie dem Nuller.

Unter all diesen Vorbehalten, das Phänomen des 7raumes hin- und herwälzend, erinnere ich mich an keinen Traum und habe auch keine Ahnung, wie lange ich weggetreten bin, als ich fleischig beengt wie das Christuskreuz im Dirndl einer Wasenkellnerin aufwache, die Augen öffne und – nichts sehe. Mit Mühe gelingt es mir, mich aus der Umschlingung zu lösen und mich auf die harte Seite in meinem Rücken zu drehen. Diese harte Seite muss die Frontscheibe sein. So gelange ich blind zu der Erkenntnis, dass ein ballonartiges Gewächs, das aufdringlich nach Kölnisch Wasser riecht, mich unnachgiebig an die Außenhaut des Fahrzeugs presst. Das sukkulente Gewebe Pocahontas' erfüllt den ganzen Innenraum des Gleiters und droht, ihn bei dieser Wachstumsgeschwindigkeit wie eine Samenkapsel zu sprengen.

Warum unternimmt Ling nichts? Hat er sich wieder verdünnisiert? Einfach weg! Yazıklar olsun ona! Sofort schalte ich auf höchste Alarmstufe, indem ich die Wahrnehmungsschwelle all meiner Sinne absenke, die ich wie Fühler im Stile eines Seeigels in alle Richtungen ausfahre; und da sehe ich in der Frontscheibe gespiegelt Ling am Boden liegend, platt wie eine Flunder mit schrundigen Anthrazitschuppen. Sieht fast so aus, als hätte er ausnahmsweise mehr Hilfe nötig als ich. Apropos Hilfe: Hilfreich wäre in diesem undurchdringlichen 1-Pflanzen-Dschungel eine Machete oder so etwas ähnliches. Der Tischtennisball ist jedenfalls keine Hilfe; der hängt genauso belämmert wie ich an der Frontscheibe und grinst sein anonymes Grinsen in das zugewachsene Cockpit, in dem kein Schweben mehr möglich ist. Danger! Reality check failed! You've reached the ultimate level! – denke ich zynisch und wenig hilfreich, weil mir keine Hilfe

einfällt. In dieser beengt beklemmenden Lage komme ich nur an mein Zippo ran. Wenn ich das entfache, brenne ich wahrscheinlich schneller als der außerirdische Kaktus. Nein, mit Feuer spielt man hier besser nicht, da bin ich ein gebranntes Kind.

Bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als mich durchzubeißen. Wie die Raupe Nimmersatt. Jetzt bin ich froh, dass ich in einem Coupé sitze beziehungsweise eingepfercht bin und nicht in einem Sternenfrachter von ‚Brot für das Paradies'. Bis zum Stereolithographen dürften es von hier keine zwei Meter sein. Also: Augen zu und durch! Der erste Biss kostet mich Überwindung. Aber nachdem ich die zähe und bitter schmeckende Cuticula breiig gekaut und heruntergewürgt habe, muss ich sagen, dass das fruchtige Endoplasma, was den Geschmack betrifft, durchaus nicht ohne ist. Es erinnert an das Fruchtfleisch frischer Feigen mit einer Note Balsamicoessig. Was die Bekömmlichkeit dieser glibberigen Masse betrifft, habe ich keine Ahnung. Aber das ist für den Moment auch besser so. Ich denke, mein Magen würde das Zeug schon abstoßen wie übermäßigen Alkohol, bevor mir die Lichter ausgehen. Natürlich bin ich jetzt dafür dankbar, dass Pocahontas kein Peyote ist und kein THC enthält. Ich beiße also weiter kraftvoll zu.

Trotz fehlender Appetitblockade komme ich nur äußerst langsam voran. Hinter mir wächst zu, was ich vor mir wegfresse, sodass ich hin und wieder mit Atemnot ringe. Jetzt bloß nicht in die falsche Richtung nagen! Mir fehlen einfach die Instinkte einer Käferlarve. Dieses Durchgangsstadium primitiver Gliederfüßer nötigt mir umso mehr Respekt ab, je tiefer ich mich in Pocahontas vorarbeite. Als Engerling täte ich mir jetzt vielleicht viel leichter.

Verstärktes Rülpsen kündigt an, dass ich ernährungstechnisch an meine Grenzen gelange und mich demnächst werde übergeben müssen. Dann wird es sich nicht vermeiden lassen, dass sich unter die vegetarische Kost mein Erbrochenes mischen wird. In vorauseilendem Gehorsam verkrampfen sich prompt Zwerchfell und Bauchmuskeln und schieben den halb verdauten Pflanzenbrei meine Speiseröhre hoch. Kurz unterhalb der Polypen kann ich die Masse jedoch abfangen und befördere sie von dort zurück zu den rebellierenden Eingeweiden. Kalter Schweiß steht mir auf der Stirn. Besinnungslos beschleunige ich wie ein glucksender Gulli meine Essaktivitäten und

schlinge das Zeug schneller runter, als es wieder hochkommen kann. Pausen gönne ich mir jetzt keine mehr. Ich weiß, was auf dem Spiel steht, ahne die Levels, durch die ich mich noch hindurchfressen muss. In diesem bulämischen Rausch befangen beiße ich unvermittelt auf etwas Hartes, das sich nach weiterer, vorsichtigerer Nagearbeit als Tastenfeld des Stereolithographen herausstellt. Während mein Magen sich vor Vorfreude endlos entleert, rufe ich, das Tastenfeld immer wieder davon freiwischend, die Routine zum Druck einer Machete auf.

Mit ungeahnten Kräften, als hätte ich mich mit dem außerirdischen Pflanzensaft gedopt, entforste ich das Cockpit wild um mich schlagend wie die Helden in einem Martial Arts Film. Wo ich wie ein turbinengetriebener Derwisch wüte, sind Kollateralschäden unvermeidlich: aus der aufgeschlitzten Rücklehne des Pilotensessels quillt in Streifen gelber Schaumstoff, die Haftnotizen fliegen mir in Fetzen um die Ohren und manch Kerbe in Strebe und Wand zeugt von dem erbarmungslosen Schwertkampf, der hier tobt. Ich führe die Klinge wie einen überdimensionalen Pürierstab und stapfe schon bald durch eine Suppe, deren klebrige Konsistenz und stechenden Geruch ich nur beschreiben kann, indem ich deren Konsistenz und Geruch durch diverse Beimengungen verändere. Ein unfreiwilliger Anschauungsunterricht für die quantenmechanische Komplementarität, geht es mir völlig unpassend durch den Kopf; eine Lektion, auf die ich gerne verzichtet hätte.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 029 Version 2.0
by User: Mace

Mir kann kein Wissenschaftler weismachen, er erforsche die Welt um der Wahrheit willen,, um der Menschheit ein Bild von ihr zu verschaffen, das als eine Erkenntnis derselben durchgeht. Denn um den Beitrag eines Wissenschaftlers als Erkenntnis auszuweisen, müsste man die Gesamtheit aller Beiträge überschauen, in deren Zusammenhang der einzelne Beitrag gesehen werden muss, weil letztlich jeder Beitrag für sich reklamiert, Erkenntnis zu sein. Diese Gesamtheit kann längst kein Mensch mehr überblicken, noch nicht einmal auf einem eng umrissenen Fachgebiet, dessen epistemische Valenz ohne vali-

dierte Grenzgebiete ohnehin haltlos in der Luft hängt. Daher sind Wissenschaftler, die sich heute noch als Wahrheitssuchende ausgeben, völlig unglaubwürdig.

Und dennoch verhalten wir uns so, mehr denn je, als schürften Wissenschaftler im Steinbruch des Herrn das Gold der Wahrheit. Die Wirkmächtigkeit des antiquierten Bildes von Wissenschaft verfügt über ein erstaunliches Beharrungsvermögen. Daran sieht man, wie folgenreich eine kulturelle Strömung werden kann, wenn es ihr gelingt, sich zu einer Institution aufzuwerfen. Obwohl die Wissenschaft mit der Unerreichbarkeit ihres Zweckes ihres prätendierten Wertes ein für alle Mal verlustig gegangen ist, hat ihr Ansehen stets zugenommen. Selbst der vernichtende Schlag der Nuller hat daran nichts geändert. Nur dass jetzt N0ll das Maß der Linge ist, und Ling das gigantische Vorbild der Winzlinge in ihren sozialstaatgewärmten Forschungsnestern.

Wenn es aber nicht die Wahrheit ist, nicht die Erkenntnis der Welt, was verschafft dann unserer Wissenschaft dieses hohe Ansehen? Ist es nicht der Umstand, dass Wissenschaft in sich Kunst und Technik vereint, ars und τέχνη, die ursprünglich dasselbe waren, nämlich die lateinische Übersetzung aus dem Griechischen für hochwertiges Handwerk; und liegt ursprünglich nicht in dieser Vereinigung das verheißungsvolle Versprechen grenzenloser Produktivität und Schöpfung beschlossen, deren ökonomischer Schwerpunkt sich in der Renaissance nur ins Ästhetische verlagert hat und ab dem Weltkrieg I endgültig umgeschlagen ist ins Militärische? Wenn ich recht habe, werde ich das nie erfahren.

Seitdem Pocahontas‘ Überreste ihre letzte Ruhestätte im Fusionsreaktor gefunden haben, lastet das bleierne Schweigen auf mir zusätzlich zur undurchdringlichen Schwärze des Alls. Gerade seine unendliche Weite zwingt mich in eine klaustrophobische Enge, deren Drangsal in mir einen Gegendruck auslöst, den ich nicht abführen kann. Ich sitze in einer Dunkelkammer ohne einen Film, den ich belichten könnte. Es ist eine Dunkelkammer, in der meine Abwesenheit nicht auffiele. Und es ist eine Dunkelkammer, in der der Kesseldruck kontinuierlich steigt, wobei die Ventile schon auf dem letzten

Loch pfeifen. Aber ich bin einfach nur da. Ich bin ein Dasein ohne Eigenschaften, ein Gott vor der Schöpfung, ein machtloser Demiurg, dem die Hände gebunden sind. Ich bin mehr als alles und weniger als nichts. Genug, dass ich einen Namen habe.

Jetzt rächt sich meine jahrelang gepflegte Konzentration aufs Wesentliche. „Nicht lange rumreden, Mace, bring es auf den Punkt", habe ich mich immer wieder ermahnt. Prägnanz war stets meine Devise gewesen, die ich mit eherner Disziplin perfektioniert und verinnerlicht habe. Jetzt aber, wo alles gesagt ist, und es nichts mehr zu sagen gibt, jetzt wäre genug Raum für Ausschmückungen und Ausschweifungen, wie sie unsere Romanciers zelebrieren. In einem unentwirrbaren Geflecht aus Nebensträngen sabotieren sie den Fortgang der Handlung mit unerträglich langatmigen Passagen über Belanglosigkeiten, vor allem aber mit mehr oder weniger gut erfundenen Personen, die nie gelebt haben in einer Welt, die es so nie gab, und denen ich also nie begegnen oder mit denen ich mich nie unterhalten werde. Dabei haftet den fiktiven Geschichten meist etwas Missionarisches oder Exhibitionistisches an getreu dem Motto: Seht her, wie groß mein Schwanz ist; mit diesem Prachtexemplar werde ich euch mehr beglücken als sonst irgendwer! Wie könnte das Romanschreiben anders verstanden werden als der archaische Wunsch, einen Stammhalter zu zeugen, der sich vom Schwanz durch die Feder verlängert aufs Papier, das zuvörderst – auf der Titelseite – den eigenen Namen trägt, ihn weiterträgt in die weite Welt?

Keine Frage, Geschichten sind in einer Kultur unersetzlich, weil sie nichts anderes sind als das Medium von Biographien, in dem unterschiedliche Egos eine Gestalt annehmen. Von wem man keine Geschichte erzählen kann, der hat nie gelebt, oder der ist schon lange tot. Genauso allerdings nimmt man diesen Egos ihr Leben, wenn man ihre Biographien in einem Text fixiert. Die Person, die durch einen Text mit mir spricht, ist so arm und verknöchert wie die Musik, die ich höre, wenn ich ein Notenblatt anschaue. Wie unfähig und unbeholfen muss eine Kultur sein, die Geschichten und Melodien aufschreibt, die ein Kunstwerk seiner bloßen Reproduktion überantwortet und spontane Kreativität einreiht in die Fließbandfertigung

von Kopien, sich einer Industrialisierung unterwerfend, deren postmodernes Proletariat Schriftsteller und Komponisten sind: Priester ohne Ressort, deren in Form gegossenes Werk im Weltenlauf zerbrechen muss, wenn es nicht vorher schon von der Wiederholung der Wiederholung abgenutzt und zerschlissen ist. Wie wenig Vertrauen in die eigene Erzählkraft, in die eigene Musikalität muss ich haben, dass ich jeden flüchtigen Gedanken in Bleilettern einfange, ihn seiner Spontanität beraube und in eine unverrückbare Ordnung bringe, in der er weder Heimat hat noch Freunde. Nur wer's nicht kapiert, kopiert.

Ich für meinen Teil lasse mich gerne überraschen, lasse mir keine Muster angeblicher Perfektion aufzwingen; stattdessen belohne ich großzügig das Individuelle. Und ich belohne die Liebe. Daher darf ein Liebeslied, das nur einer Person zugedacht sein kann, nur im einmaligen Vortrag die Einmaligkeit der geliebten Person zu erreichen wagen. Alles andere ist verlogen oder primitiv oder dumm. Sobald ein Liebeslied die Öffentlichkeit über den Adressaten hinaus erreicht, konterkariert es seinen eigentlichen Zweck. Von Liebe keine Spur. Darin manifestiert sich vielmehr eine weitere maliziöse Variante des krankhaften Narzissmus: In meinem Lied könnt ihr nachlesen, wie aufopferungs-voll-kommen ich liebe! Was man aber liest, ist das genaue Gegenteil: Es ist die in höchstmöglicher Auflage vervielfältigte Aufforderung, den Autor zu lieben. Dass die sich nicht schämen für ihre onanierende Koketterie!

Das jedenfalls ist meine Meinung, die ich demnächst einmal in einem File festhalten sollte. Auf mich gestellt, muss ich mir meine eigene Geschichte erzählen, um mich am Leben, am Bios zu halten und nicht zu Graphit auszukristallisieren. Bin ich eben mein eigener Biograph. Wen kümmert das hier schon? Führt hier sonst noch jemand Buch, ich meine kosmisch? Merkt es jemand, wenn ich mir, wenn ich der Welt abhanden komme? Weiß überhaupt jemand außer dem Statthalter, dass ich hier bin? Wer sonst erzählt meine Geschichte? Wer gibt mir erzählend einen Grund, auf dem ich leben kann, etwas, das mich im großen Ganzen markiert? Wer weist mir einen Platz im kosmischen Setzkasten zu, in dem ich mich heimisch einrichten kann?

So rhetorisch fragt natürlich nur, wer jeglicher Antwort spottet. Für mich würde sich kein Jota ändern, wenn es jemanden gäbe, der von mir wüsste und meine Geschichte erzählte. Monadisch bin ich in einer Fruchtblase eingekapselt, die ich monastisch nicht verlassen kann, ohne mir die Existenzgrundlage zu entziehen. Und doch, warum tue ich es nicht? Weil ich mir einbilde, dass es doch jemanden geben könnte, der sich kümmert und größer ist als ich?

A1-Skede

Mayday, Mayday! Wir stehen unter Protonenbeschuss. Feindliches Raumschiff steuerbord auf zwei-halbdrei. Seitenruder getroffen, Sonnensegel außer Betrieb. – Die Sirene heult im Wechsel mit den Warnleuchten, die in kurzen Intervallen blinken, für Sekunden gespenstische Schatten auf die Wände des Gleiters werfen und sein Inneres in eine Rotlichtspelunke in Asakusa bei einer Razzia weit nach der Sperrstunde verwandeln. Jūnshi Ling, unverzüglich beidrehen! Jūnshi Ling, das ist ein Befehl! Was treibt dieser Feigling nur? Beidrehen! Beidrehen, sage ich! Null Verlass auf den Han-Hänfling: breite Stirn und schmale Brust, was? Wenn's eng wird, verkrümelt sich unser Schlauberger, desertiert vor dem Feind und lässt den Capitán im Stich! Na warte, Marinero, dich bringe ich vor ein Kriegsgericht – falls ich diesen Angriff überlebe.

Eine Explosion erschüttert den SamSarah. Die Armaturen auf meiner Seite erlöschen. Ein zweites Schiff backbord auf elf nimmt frontal Kurs auf uns. Ich reiße den Steuerknüppel herum. Die Lasersalve geht ins Leere, dafür wird unsere Flugbahn instabil. Was heißt instabil? Der Gleiter überschlägt sich, und ich mich gleich mit, so als turnte ich am Boden ansatzlos einen Harakiri-Flick-Flack-Weltrekord. Ruhm und Ehre für Wolk‘ und Waterkant sind mir so gut wie sicher, als ich mich mit einem geschraubten Vierfachsalto, natürlich gehockt, aus dem Wertungsbereich der Tatami-Matten katapultiere und so grazil wie krachend im Röhrensystem der Heizung und der Sauerstoffregulation des Gleiters lande.

Geistesgegenwärtig parite ich zurück aufs Kommandodeck und umschließe mit eisernem Griff den Steuerknüppel, als wäre er olympisches Edelmetall; gerade noch rechtzeitig, bevor der SamSarah erneut durchgeschüttelt wird wie ein eritreischer Wettersatellit auf dem Flug durch einen Kometenhagel. Die letzte noch funktionierende Kamera entlarvt die Kometen als feindliche Drohnen mit ausgefahrenen Greifarmen, die sich wie ein Geschwader von krabbenartigen Dosenöffnern daran machen, die blecherne Haut des SamSarah aufzueiden. Glücklicherweise erschweren ihnen die Turbulenzen die

Arbeit erheblich, was nichts an dem Dilemma ändert, in dem ich mich befinde: Entweder ich destabilisiere den Flug weiter und werde möglicherweise manövrierunfähig, oder ich stabilisiere ihn und lasse mich dann von den Drohnen skalpieren. Ich wähle die Manövrierunfähigkeit. Eine gute Wahl. Denn mit dem Manövrieren ist es nach der nächsten Explosion sowieso endgültig vorbei. Die vernichtende Protonenbreitseite kommt ohne jede Vorwarnung.

Die Drohnen bin ich jetzt los. Dafür sind die Antriebssysteme komplett ausgefallen; ein ganzes Areal zugehöriger Digitalanzeigen und Messuhren liegt plötzlich im Dunkeln: leuchtende Zahlen werden zu schwarzen Leerstellen und feine Nadeln kleben nach einem kurzen Zucken leblos am unteren Anschlag. Nacheinander geben Komponenten den Geist auf, von deren Existenz ich gar nichts gewusst habe und deren Systemrelevanz sich mir daher nicht erschließt. Too small to fail –, hoffe ich mehr, als dass ich es denke, wohlwissend, dass in diesem Winkel des Weltraums niemand einen Rettungsschirm über mir aufspannen würde. Ich rieche den Schwelbrand, der sich durch die Mäntel der Kupferkabel frisst. Es knistert, es zischt und klappert, aber ich lasse mich nicht beirren. Mit den Zähnen reiße ich ein Stück Gaffa-Band ab, um damit wenigstens ein Leck im Heizungsrohr abzudichten, aus dem heißer Wasserdampf pfeift.

Wehrlos schlingert und trudelt der kleine 911er zwischen den beiden Kampfschiffen mit dem Gardemaß von Mietskasernen, die in Erwartung eines leichten Sieges mein Zivilcoupé zum finalen Stoß in die Zange nehmen. Von steuerbord löst sich ein Modul mit der Signatur ‚Hēidong' aus einem der Kampfschiffe, das uns sofort mit seinen Bordkanonen unter Laserbeschuss nimmt. Das Scharmützel allerdings entpuppt sich sogleich als gewieftes Ablenkungsmanöver, um eine weit mächtigere Waffe in Stellung zu bringen, die mir zwar verborgen ist, deren Einsatz sich aber umso deutlicher bemerkbar macht: ein Ruck geht durch die Optik, wie ein Nachbeben der letzten Explosion. Mir ist sofort klar, was dies bedeutet. Dazu muss ich nicht erst nachschauen; den Anblick erspare ich mir. Ohne Umstände schnappe ich mir das Bordmikrophon. „Melde: Nuller tödlich verwundet. Emergency, Nuller tödlich verwundet!"

Log-File SamSarah 911 C

Nr. 061 Version 4.3
by User: Mace

Von Schwarzen Löchern geht seit jeher eine große Faszination aus. Sie sind Stars, wie sie im Buche stehen, buchstäbliche Popstars, eine echte Erfolgsgeschichte – und dann, dann strandet ein Nuller auf der Erde und behauptet glatt, Schwarze Löcher ließen sich nicht produzieren. Diese Behauptung verfolgt mich schon geraume Zeit, insbesondere vor dem Hintergrund, dass der Nuller mit seinen übrigen Behauptungen bisher nicht danebenlag. Mir scheint, nach allem was ich dazu in Erfahrung bringen konnte, der Grund für Lings Behauptung darin zu liegen, dass Schwarze Löcher in der Theorie so konzipiert sind, dass sie innerhalb ihres Ereignishorizontes weder kalkuliert noch manipuliert werden können, weil sämtliche Information über ihren Zustand an der Horizontgrenze förmlich verbrennt und sich als Wärmerauschen in Luft auflöst.

Gibt es also Schwarze Löcher? Unbestreitbar ist die Existenz extrem dicht gepackter Himmelskörper, wie der 6,5 Milliarden Sonnenmassen schwere Stern-Sumo, den ein Verbund von Radioteleskopen im zweiten Millennium des Meghalayum erdgeschichtlicher Zeitrechnung registriert hat, und zwar in der unmittelbaren Nachbarschaft der bis dato wenig beachteten siebenundachtziger M-Galaxie.

Bestreitbar ist dagegen, ob derartige Himmelskörper tatsächlich Eigenschaften besitzen, wie sie Schwarzen Löchern angedichtet werden. Dagegen spricht, dass Schwarze Löcher, informatisch betrachtet, etwas sind, das sich gegen seine durchgängige quantenmechanische Beschreibung sperrt. Aufgrund ihrer hermetischen Abgeschlossenheit, die jegliche Kommunikation mit anderen Objekten verbietet, finden sich an Schwarzen Löchern keine Angriffspunkte für die Wellenfunktion zur Angabe ihrer Zustandsänderungen. Ohne informatische Schnittstelle zu Schwarzen Löchern aber kann die Quantenmechanik die hochkompakten Himmelskörper nicht einbinden in das Gleichungssystem des sie umgebenden Kosmos. Denn quantenmechanisch steckt in der Wellenfunktion eines Teilchens – oder Teilchen-Systemen wie Schwarzen Löchern – die gesamte Information des Systems insofern, als dass die Funktion die Abfolge sämtlicher Systemzustände abbildet.

Lässt man sich von der nicht-relativistischen Abfolge von Zeitpunkten in der Quantenmechanik nicht irritieren und konzediert eine relativistisch befriedigend ausgearbeitete Wellenfunktion, bekommt man eine heikle Melange aus Messen und Wissen serviert, die sich in der Komplementarität von Quanteninformation und klassischer Information äußert: Beim Messen gewinnen wir klassische Information über die Welt auf Kosten der Quanteninformation. Denn beim Messen kollabiert die Wellenfunktion; Messungen erzwingen in einer quantenmechanisch kohärenten Welt, die aus allen möglichen Überlagerungen von Zuständen besteht, die Realisierung eines Zustands, wodurch ein Weltausschnitt aus der Welt herausgelöst wird. Diese Herauslösung wird als Dekohärenz bezeichnet. Dekohärente Zustände entsprechen den Zuständen der klassischen Mechanik, die komplementär zu den Zuständen der Quantenmechanik (mit Empfehlungsschreiben von den Herrschern im Atomkern) das physikalische Weltbild komplettieren. Die klassische Beschreibung der Welt zeichnet nur die vermessene Welt nach, ohne die Begrifflichkeit vorzuhalten für eine zutreffende Vorhersage sämtlicher bisher vorgenommener Messungen. In diese – subatomare – Lücke springt die Wellenfunktion.

Ist die Wellenfunktion als Informationsträgerin etabliert, kann die Quantenmechanik nur überleben unter der Annahme einer universalen Erhaltung der Information: verliert ein Teilsystem Quanteninformation, muss diese in einem anderen Teilsystem klassisch gespeichert werden, damit die Information im Gesamtsystem erhalten bleibt, sodass Zustand sowie Zustandekommen des Systems zu jedem Zeitpunkt aus sämtlichen Informationsquellen rekonstruiert werden können. Diese Annahme ist bei Schwarzen Löchern verletzt; zumindest, seit man zu wissen glaubt, dass die massereichen Materiefresser krümeln, aber keiner angeben kann, woher die Krümel stammen. Mit anderen Worten, die Genese Schwarzer Löcher durchläuft eine Abfolge von Zuständen, die mittels Wellenfunktion nicht durchgängig nachvollzogen werden können. Das müsste sie aber, wenn die Quantenmechanik universal gälte, weshalb manche Geoastronomen sich vor die Alternative gestellt sehen: Quantenmechanik oder Schwarze Löcher. Ich denke, beide sind nicht haltbar, zumindest nicht in der mir geläufigen Form.

Die anonymen Krümel, besser bekannt unter dem Namen Hawking-Strahlung, plumpsen grobkörnig aus den gefräßigen Mundwinkeln eines Schwarzen Loches, und das obwohl die Materie der Schwarzen Löcher extrem verdichtet und mithin der Raum, der sie fasst, so stark gekrümmt ist, dass ihnen nicht einmal Licht entkommen kann. Das ausbruchsichere Photonengefängnis unterbindet rigoros, dass Informationen über das Innere eines Schwarzen Lochs nach außen dringen. Die nach außen gelangenden Krümel sind reine Wärmepakete, die keinerlei Information enthalten. Weil Information geordnet, Wärme aber ungeordnet ist, können die von einem Schwarzen Loch eingefangenen Teilchen durch die Löcher im Loch keine Kassiber stecken: Würde man zur Information die Wellenfunktion eines Teilchen auf einem Oszilloskop betrachten, sähe man ab seiner Passage des Ereignishorizontes nur noch die Nulllinie. Die im Teilchen steckende Information geht an diesem Punkt unwiderruflich verloren und damit jede Möglichkeit, das Teilchen irgendwann wieder zu identifizieren. Die einzige und letzte Information, die man von einem Teilchen hat, das in ein Schwarzes Loch gestürzt ist, ist die seines Zustandes vor der Einlieferung in das stellare Krematorium; welches Teilchen dann aber aus dem Schornstein raucht, lässt sich nicht mehr angeben.

So gesehen stirbt jedes Teilchen im Schwarzen Loch einen schmerzlosen aber endgültigen Informationstod. Jeder Versuch, Informationen zu einem ihrer Teilchen zu reanimieren, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil Schwarze Löcher keine Information speichern. Ergo ist mit dem Informationstod auch die Lebenslinie der Wellenfunktion durchschnitten; denn ließe sich eine solche angeben, lägen die darin spezifizierten Informationen über das Teilchen vor und müssten demnach nicht reanimiert werden. Das gilt nicht nur für einzelne Teilchen, das gilt auch für das Teilchensystem ‚Schwarzes Loch' insgesamt. Die Entwicklung eines Schwarzen Loches, von der Akkretion eines ausgebrannten Sterns bis hin zu dem Zeitpunkt, an dem es sich völlig in Wärme aufgelöst haben wird, verweigert sich aus denselben Gründen einer quantenmechanischen Beschreibung mittels Wellenfunktion.

Ihm aber, dem massereichen Himmelskörper aka Schwarzes Loch, können wir – im Unterschied zu seinen Bestandteilen – nach seiner Verstrahlung eine individuelle Sterbeurkunde ausstellen. Und wir können das, solange es Weltausschnitte gibt, die nicht aus reiner Wärme bestehen, in denen mit anderen Worten eine informative Ordnung vorherrscht, die gezielte Handlungen in der Zeit zulässt. Diese Voraussetzung führt auf die nächste grundsätzliche Schwierigkeit, die mit einem quanteninformatischen Zugang zur Welt zusammenhängt: Randbedingungen. Der messbare Gehalt einer Information kann nur unter bestimmten Randbedingungen angegeben werden, die man als Vorwissen bezeichnen könnte, und die unter der Rubrik des hermeneutischen Zirkels mit allen erdenklichen akademischen Ehren ausstaffiert und in zahllosen methodischen Abhandlungen mehr als ausreichend gewürdigt worden sind. An dieser Stelle genügt es, transdisziplinär festzuhalten, dass klassische Information komplementär vorausgesetzt werden muss, um Quanteninformation entschlüsseln zu können; selbst wenn man den Schlüssel in Gestalt einer Wellenfunktion in Händen hält.

Um beispielsweise den Informationsgehalt eines Schlüssels für einen Ausdruck wie _ _ _ _ _ _ bestimmen zu können, benötigt man das Vorwissen, dass jeder Unterstrich einen Platzhalter darstellt für einen beliebigen römischen Buchstaben. In diesem Beispiel hat ein Schlüssel, der jedem Platzhalter eindeutig den richtigen Buchstaben zuweist, einen Informationsgehalt von 29 Bit. Weiß man darüber hinaus, dass jeder Buchstabe maximal doppelt vorkommt, reduziert sich der Informationsgehalt des Schlüssels schon auf 19 Bit. Nur noch 13 Bit hält der Schlüssel an Information vor, wenn bekannt ist, dass die Buchstabenfolge ein Substantiv ergibt, das im Duden verzeichnet ist. (In meiner Ausgabe sind 199 967 Wörter enthalten, wovon 74,3 Prozent Substantive sind, die durchschnittlich 10,6 Buchstaben lang sind; legt man den Wortlängen eine hypergeometrische Verteilung zugrunde, verbleiben 7 193 Substantive mit sechs Buchstaben.) Sind ceteris paribus fünf Buchstaben vorgegeben, ist der Schlüssel für den Fall QU_LLE nur noch 1 Bit wert, weil nur ‚Qualle' oder ‚Quelle' infrage kommen. Für den Fall Q_ELLE ist kein Zugewinn an Information möglich, weil es nur eine Lösung gibt, weshalb das U keine, d.h. 0 Bit an Information trägt – der Konvention folgend, dass die

Null im Exponenten unabhängig von der Basis Eins ergibt, eine Konvention, deren Sinnhaftigkeit vor dem Hintergrund von N0ll eingehender untersucht werden muss.

Wäre die Welt ein für alle Mal entschlüsselt, dann enthielte informatisch betrachtet die Weltformel alle nur denkbare Information, sodass der Welt durch keinen Akt der Erkenntnis weitere Information abgerungen werden könnte. Das wäre zugleich der singuläre Zustand mit der größtmöglichen Ordnung: Die gesamte kosmische Information würde dann in einer einzigen Formel stecken, sodass unter dem Gesichtspunkt der Informationserhaltung alles um die Weltformel herum maximale Unordnung, d.h. reines Rauschen sein müsste. Wäre sonst noch wo Ordnung im Universum, müsste diese als Information angesprochen werden. Die Information wiederum wäre entweder in der Weltformel enthalten oder nicht. Wäre sie nicht enthalten, wäre die Weltformel defizitär; wäre sie enthalten, gäbe es Doppelstrukturen, die das Tor zu den Paralleluniversen eines Multiversums unanständig weit aufstießen.

Das ist Vielen zu billig. Mir auch. Eine Alternativwelt geht immer und sollte daher im Rang eines Notnagels stehen, der hier nicht eingeschlagen werden muss, weil Information und Ordnung konzeptuell zusammenkommen in der Thermodynamik, und zwar im Begriff der Entropie als einem Maß für den Anteil des Universums, der keine Information mehr über den Zustand des Universums bereithält. Dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik zufolge nimmt die Entropie des Universums nicht ab. Manche Thermoenthusiasten waren gar davon überzeugt, dass die Entropie beständig zunähme und das Universum unaufhaltsam seinem Wärmetod zustrebe. Diese Ansicht ist jedoch unvereinbar mit dem ersten Hauptsatz der Informationserhaltung, denn in einem völlig ungeordneten Wärmeuniversum gäbe es keine Informationen mehr. Der Ausdruck _____ stünde dann bedeutungslos für sich. Jeder Platzhalter könnte von jedem beliebigen Zeichen eingenommen werden; eine Ordnung wäre in der Zeichenkombination weder vorhanden noch verlangt – alle Zeichen wären gleichberechtigt.

Die profane Informationsverarbeitung im wissenschaftlichen Alltag muss selbstverständlich ohne Platzhalter auskommen; die stehen dort

für unbemaßte Lücken in Theorien, deren Dynamik ebenfalls der universalen Informationserhaltung unterworfen sein muss. D.h., jeder Lückenschluss geht einher mit dem Aufklaffen neuer Lücken, und jede Fortschreibung einer Theorie bedingt, dass in ihren Grundlagen oder ihrem Mittelteil Bestandteile herausfallen. Man kann sich diesen Vorgang veranschaulichen anhand einer Kosmographie, deren Anfänge mit dem Fortgang der Geschichte vergessen werden und gegenüber der ursprünglich größten Ordnung durch das Erzeugen neuer Sätze zusehends an Quanteninformationsgehalt verlieren. Exemplarisch seien hier drei Phasen eines möglichen Romananfangs angeführt, die das verlustreiche Wechselspiel zwischen vorgegebener Ordnung und erzeugter Ordnung illustrieren:

Phase 3:
Ich? – setze ich an zu denken, während Birken an den getönten Fensterscheiben des eRoyce vorüberrauschen, distanziere mich aber wieder von dem Gedanken, als ich seiner Entourage an Konnotationen ansichtig werde. Bin ich verurteilt.

Phase 7:
Warum ich? – setze ich an zu denken an den getönten Fensterscheiben des eRoyce, distanziere mich aber von dem Gedanken, als ich seiner Entourage an Konnotationen ansichtig werde. Schließlich bin ich nicht verurteilt. Im Gegenteil.

Phase 19:
Warum? – setze ich an den getönten Fensterscheiben des Gedanken. Schließlich bin ich nicht krank oder zum Tode verurteilt. Im Gegenteil.

Wäre der Roman ein Schwarzes Loch, dürfte am Ende nichts Informatives mehr von der Geschichte übrig sein. Infolge der Hawking-Strahlung müsste er à la longue zu Wärme verdampfen und mithin in einen Zustand übergehen, der durch maximale Unordnung charakterisiert ist; da das für jedes Schwarze Loch gilt, werden die Endzustände mehrerer verdampfter Schwarzer Löcher mit der Wellenfunktion nur mehr identisch beschrieben, ohne der Verschiedenheit ihrer Ausgangszustände Rechnung tragen oder sie aus dem Endzustand rekonstruieren zu können. Die Regentschaft der Wellenfunktion findet so ihre Grenze am Ereignishorizont Schwarzer Löcher; oder aber sie

regiert grenzenlos im ganzen Universum, dann aber sind Schwarze Löcher nicht das, wofür sie bisher gehalten werden.

Geophysiker, die weder auf die Wellenfunktion noch auf Schwarze Löcher verzichten wollen, sind dafür bereit, den Lokalitäts-Grundsatz der Relativitätstheorie zu opfern, wonach Information nicht schneller verbreitet werden kann als mit Lichtgeschwindigkeit. Auch das käme dem Sturz eines äußerst prominenten Säulenheiligen im Pantheon der Geophysik gleich, der an Rang und Anhängerschaft der Wellenfunktion oder Schwarzen Löchern in nichts nachsteht. Wieder Andere suchen ihr Heil in der Verschränkung von Teilchen innerhalb und außerhalb des Ereignishorizontes, derart, dass die Zustände der Teilchen außerhalb Auskunft geben über die Zustände der Teilchen innerhalb; wofür sie dummerweise die Methode schuldig geblieben sind, um die verschränkten Teilchenpaare zu identifizieren. Selbst Theorien versteckter Parameter, aus denen sich die Wellenfunktion herleiten lassen soll, haben wieder Konjunktur. Den größten Einfluss reklamiert die Pfützner-Malinka-Theorie aus dem Jahr 2027 mit der Einführung eines siebendimensionalen Krümmungstensors, der die Dimensionsinflation der zuvor äußerst populäre Stringtheorie radikal zurückgestutzt hat. Dieser Theorie zufolge ist die Geometrie des Ereignishorizontes in einer Weise gekräuselt, dass Informationen die Membran des Horizontes nur in eine Richtung passieren.

Diese Vorstellung einer Informationsosmose konnte sich halten, bis nullometrische Neuerungen in den physikalischen Grundannahmen eine Revision erforderlich machten, die derart aufwendig war, dass sie schließlich ganz aufgegeben wurde. Seitdem werden große Forschungsanstrengungen in die Manipulation der Zeit gesteckt, um indirekt über die Dekodierung des Alters der massereichen Himmelskörper, vulgo Schwarze Löcher, in Form seiner reversiblen Wandlung in Lichtsignale doch noch Informationen über dieselben von innerhalb des Ereignishorizontes zu erschließen. Nachdem sich die Ansicht durchgesetzt hatte, dass die Höhenlinien eines gekrümmten Raumes äquivalent sind zu Materie, statt dass Materie den Raum krümmt, konnte sich auch die Ansicht Bahn brechen, dass die Sequenzen der Zeit äquivalent sind zu Frequenzen des Lichts, statt dass Licht zu seiner Ausbreitung Zeit benötigt. Erste vielversprechende Systeme

von Frequenzmodulationen sind bereits entwickelt worden, anhand derer die Dynamik-Kapitel von Standardlehrbüchern der Geophysik ohne den Parameter der Zeit konsistent reformuliert werden konnten.

Die Streben des Gleiters ächzen, als würde das Gefährt jeden Moment auseinanderbrechen. Dann kommt der nächste Lichtblitz und die zerknüllten Raumzeitkoordinaten des nullometrischen Torpedos werfen mich an die Rückwand des SamSarah mit einer solchen Wucht, dass ich grün und blau an den vernieteten Stahlplatten kleben bleibe wie die orangenen Haftnotizen an den Ärmeln meines Pullovers. Sofort pappe ich sie wieder zurück an ihren Platz neben den Luken, vertausche aber in der Hektik die Beschriftungen. Die Fatalität dieses Fehlers erkenne ich nicht sogleich. Erst als die Beleuchtung ausgeht, geht mir ein Licht auf. Denn auch die Schilder ‚EXIT' und ‚US', die bis zuletzt rot geleuchtet haben, sind jetzt erloschen. Das kann nur bedeuten, dass selbst die Notstromaggregate nicht mehr funktionieren, was nur heißen kann, dass auch die Luft jetzt schnell dünner werden dürfte. Mir steht mein Ende bevor, denke ich, aber lebend kriegt ihr mich nicht! In der linken Hand mein Zippo, in der rechten die Machete, schaue ich meinen Feinden grimmig in die Augen, die zu Dutzenden das Deck des Gleiters kapern.

Grimmig schaue ich in der Tat; fraglich ist nur, ob von solchem Grimm belligerente Außerirdische sich beeindrucken ließen, wenn meine Fratze im Spiegel noch nicht einmal mich selbst das Fürchten lehrt. Wohl eher nicht, Mom sei Dank. Sehr viel wahrscheinlicher könnte ich mir die Grimassen sparen: ich wäre in der Wahrnehmung von Außerirdischen auch so schon das vollendete Pendant eines glitschigen Mollusken, den sie besser wegpusten, bevor einer von ihnen in seiner Sekretspur ausrutscht. Mit anderen Worten: ich wäre beim Erstkontakt zu einer solchen Spezies schneller weg vom Fenster, als ich grimmig schauen kann. – Mit diesem wenig versöhnlichen Gedanken beende ich meine Theatereinlage, indem ich mich vom Sperrriegel der US-Schleuse abstoße und wieder nach vorne zu Ling parite. Ja, alles nur Theater, alles nur Bühne; wo nichts passiert, muss ich selbst für die Action sorgen, auch wenn die manchmal zu phantastisch gerät: Dafür halte ich das Drehbuch in permanenter Über-

arbeitung, bis die Geschichte irgendwann so realistisch wirkt, dass ich sie selbst glaube.

„Mit was für Waffen ist eigentlich der 911er aufmunitioniert?“, frage ich Ling nach Leitplanken für meine künftigen Phantasmagorien.

„Mit keinen.“

Immerhin zwei Wörter mehr als Waffen; die allerdings vermitteln mir nicht das erhoffte Gefühl wehrhafter Sicherheit: „Wie sollen wir uns dann verteidigen, wenn wir von Außerirdischen angegriffen werden?“

„Mir sind außer den Menschen keine Lebewesen bekannt, die Angriffskriege führen.“

Wie der sich nur immer um eine brauchbare Antwort windet; das kann einen wirklich den letzten Nerv kosten. Ich hake eine Oktave höher und in doppelter Lautstärke nach, weil er ruhig wissen soll, dass er mir mit seiner opportunen Gebrauchspoesie gleichfalls unsägliche Qualen bereitet: „Also gut! Angenommen, wir werden von irdischen Streitkräften angegriffen, wie sollen wir uns dann verteidigen?“

„In Jedi-Manier.“

Bei der Antwort bin ich auf ein Ruckeln gefasst, zumindest auf ein seismisches Beben meiner Weltlinie, aber nichts dergleichen passiert. Offensichtlich findet das nicht einmal Ling selbst witzig. Warum nur? Sollte er das ernst meinen, kann ihn doch niemand mehr ernst nehmen. – Ling meint es ernst: „Wir haben Stäbe aus dem härtesten Material des Universums an Bord“, antwortet Ling auf meine, nach einer längeren Pause verblüffter Sprachlosigkeit gestellte Rückfrage, welcher Art unsere Laserschwerter denn seien, und erklärend ergänzt er, als wäre damit jegliche Gefahr für Leib und Leben ein für alle Mal gebannt: „Die Leitungen zur Datenübertragung bestehen aus dem ultraharten Carbyne, dessen Materialkennwerte selbst die von Graphen übertreffen.“

Ich erfahre von Ling, dass das Herzstück des SamSarah-Datenbusses eine Kommunikationseinheit aus Lomsdaleit ist, ein Diamant, der auf der Erde nicht vorkommt, weshalb ihn Ling von dem Exoplaneten 5·7 Cancri e mitgebracht haben muss. Von dem Exoplaneten aus reinem Diamant hatte ich schon gehört, da immer wieder Expeditionen zu dem Klunkerstern aufgebrochen sind, – ohne dass von dort

jemals auch nur ein Körnchen der wertvollen Kohlenstoffverbindung seinen Weg auf die Erde gefunden hätte. Gemerkt habe ich mir den Cancri nicht, um damit einmal ein Vermögen zu machen, sondern weil Deniz meinte, dass möglicherweise noch mehr Himmelskörper dieses Typs irgendwo im Universum ihre Runden drehen, und er sich überlegte, was für ein gigantisches Perlencollier er aus diesen Exoplaneten fertigen könnte. Seitdem hat sich mir das Bild einer Titanenhochzeit eingebrannt, auf der die Braut mit einer Kette aus Planeten um den Hals über das kosmische Tanzparkett wirbelt; – und ich halte das Bild noch heute für ein gutes Training, um ein Gefühl dafür zu bekommen, in welchen Größenordnungen Sonnendurchmesser, Parsecs oder Lichtjahre anzusiedeln sind.

Jetzt also liegt mir ein solcher Lomsdaleit zu Füßen; und zwar ein Lomsdaleit in Form eines zu einem Zylinder geschliffenen Prismas von einem halben Meter Länge. Der Zylinder ist an beiden Enden eingefasst in Platinmanschetten und hinter Ling mit Klemmen einer mir unbekannten Legierung am Boden befestigt. Das Prisma, das mit höchstmöglicher Präzision Lichtsignale transportiert, ähnelt einer überdimensionalen Glassicherung, die völlig unscheinbar ihr Dasein am Rand der Tatami-Matten fristet und noch nicht einmal mit einem billigen Zahlenschloss gegen Diebstahl gesichert ist. Die Menge Bitcoins, die mir das Verhökern des Prismas einbrächte, kann ich im Dezimalsystem nur grob überschlagen, und das auch nur mithilfe des bereits aktivierten Bildes von einem Dutzend Planeten, die zu einer Halskette aufgefädelt sind. Ich nenne jetzt keine Zahlen, aber die Summe ist ultra-astronomisch.

Die Vorstellung von einem Bitcoin-Segen muss, obwohl es sich bei ihr nur um eine grobe, konturlose Schätzung gehandelt haben kann, dennoch ihren Weg in den lingöffentlichen 7raum gefunden haben. Denn just in dem Moment, in dem ich im Geiste den Bilanzstrich ziehe, schaltet sich Ling ein: „Für jemanden, der Licht nicht unterhalb der Planckskala manipulieren kann, ist das Kommunikationsprisma völlig wertlos."

Also für jemanden, wie mich. Er kann es einfach nicht lassen, sich auf meine Kosten zu produzieren. Für wen hält der mich? Fehlt eigentlich nur noch, dass er mir das Apportieren beibringt! Na warte,

du Profling, ich werde dir dein Stöckchen schon noch um die Ohren hauen! Mit deiner weichgespülten Taschenökonomie für Hausnullen kannst du bei mir jedenfalls nicht punkten! Als könne man den Preis eines Gutes allein am Gebrauchswert festmachen ohne Berücksichtigung des Tauschwertes! Selbst in einer post-globalisierten Wirtschaft, in der Planeten als Rohstoff oder Zahlungsmittel fungieren, ist die Ansicht, die Preisbildung mit dem Gebrauchswert erklären zu können, ähnlich naiv wie die Ansicht, bis an die Zähne bewaffnete Kürassiere und Füssiliere würden bei einem Angriff auf unbewaffnete Pulloviere und Defiliere den Sieger unter sich im Faustkampf ausmachen. Dann könnten sie ihre Waffen gleich daheimlassen! Davon bin ich so felsenfest überzeugt, dass ich die zugehörigen Gedanken erst gar nicht im 7raum parke, geschweige denn sie ausspreche, damit der KI-Dompteur nicht auch noch dem kargen Rest meiner mir verbliebenen Widerspenstigkeit mit seiner ausgefuchsten Rabulistik den Garaus macht.

Argwöhnisch spähe ich zu Ling hinüber und lasse meinen Blick auf ihm verweilen. Der Nuller fläzt sich im Schatten des Pilotensessels; ruht in sich selbst, bräsig und genauso unbeweglich wie seine vermaledeite Tischtennisplatte, die mir von Anfang an einen intelligenteren Eindruck gemacht hat als die funkelnde Glasmurmel. Das Adergeflecht von Blitzen auf der semitransparenten Kugeloberfläche, das aussieht wie ein Aquarium für Schwachstromelektronen, wirkt auf mich so einschläfernd wie eine Mignonbatterie auf ein Umspannwerk. Ein paar Volt mehr Spannung könnte ich schon vertragen, sonst droht die Quest for Paradise sich in dröger Langeweile zu verlieren. Denn nicht jeder kann über die eigenen Witze lachen. Wenn auch diese Fähigkeit, wie ich neidlos zugestehen muss, auf intergalaktischen Dienstreisen ein echter Selektionsvorteil ist; allzumal, wenn man sich, wie ich, in einer Stimmung befindet, in der man nicht einmal über die Witze Anderer lachen kann.

Ich, ich kann nicht einfach nur sein! Ich will auch nicht unterhalten sein, ich muss aktiv sein! Kurz: ich brauche eine Aufgabe; eine andere als die Suche nach dem Paradies, eine, bei der ich weiß, wie ich sie anpacken kann. Auf der Suche nach dem Paradies weiß ich weder, was ich suche, noch tue ich etwas, das man als Suchen bezeichnen

könnte. Ich hocke nur da und harre erwartungsvoll dem Moment, an dem ich – aus welchen Gründen auch immer – sage: Ja, das ist's, hier will ich leben! Dabei habe ich nicht den leisesten Schimmer, was mich zu einer solchen Feststellung bewegen könnte. Nur darauf vertrauen, dass ich das Paradies schon erkenne, sobald es vor mir liegt, ist mir einfach zu wenig, zu unsicher, zu trostlos. Dass das Paradies mich wie die jungfräuliche Empfängnis überkommt, kann ich immer weniger glauben, je einsamer ich mich fühle. Ja, einsam, ich bin einsam, so einsam, dass mir selbst eine intrigante Widersacherin wie Otoko willkommen wäre. Und das muss etwas heißen!

Otoko ist eine Frau, die mehr verkörpert, als ein Mann sich wünschen kann. Das macht sie gefährlich. Gefährlich für mich, der ich mit ihr um Männer rivalisiere. Eigentlich um nur einen Mann. Um Deniz. Ich hatte mir damals gewünscht, dass er den Kontakt zu Otoko abbricht; aber wie hätte er das tun sollen, sie war ja seine Chefin. Dass die vor nichts zurückschreckt, habe ich selbst erlebt. Des Öfteren. Eines Tages lud sie mich zu sich ein in ihre Pforzheimer Goldschmiede unter dem Vorwand, eine Designpreisverleihung an Deniz gebührend feiern zu wollen. Angeblich hatte Deniz den Preis soeben für einen größenverstellbaren Penisring in Sibiu entgegengenommen, und das inmitten eines hochkarätigen Bewerberfeldes. Sie selbst wollte sich mit eigenen Entwürfen um den Preis beworben haben. Darauf müsse man doch anstoßen.

Als ich den Laden kurz nach 13 Uhr durch den Hintereingang betrat – die Ladentür war abgeschlossen und die Jalousien herabgelassen –, kamen mir die vielen Kerzen und Teelichter im abgedunkelten Werkraum gleich befremdlich unpassend vor für die Feier eines Designpreises, ohne dass ich gleich begriffen hätte, was das Biest im Schilde führte. Nachdem meine Augen sich an das dämmrige Flackern gewöhnt hatten, fiel mir als erstes auf, dass die beiden Werkbretter blitzblank aufgeräumt waren, nirgends eine Feile, Pinzette oder Zange – im Feuerglanz der Teelichter spiegelten sich nur zwei Geishakugeln, die Otoko laut Deniz mit ihrer Vagina handhaben kann wie andere Leute Kastagnetten mit ihren Händen. Weitere Teelichter beschienen diverse Meisterwerke der Shunga aus dem 19. Jahrhundert, die zusammen mit den glimmenden Dochten die eh schon knisternde Atmosphäre aufluden zu einem hochexplosiven Gemisch.

Deren Zünder tippelte im selben Augenblick, als ich mich nach dem Lichtschalter umsah, in die zu einem abendlichen Séparée umgestaltete Werkstatt. Otoko, die einen Kopf kleiner ist als Deniz, trug einen seidig glänzenden Chiffonkimono und balancierte vor sich auf einem Tablett ein Fläschchen dampfenden Sake und zwei Keramiktöpfe mit Udon-Nudeln samt Stäbchen.

Wie choreographiert und jahrelang einstudiert wiegte sie ihre Hüften zu dem dunklen Eichentisch, beugte sich effektvoll darüber und verteilte Schüsseln und Tassen, ohne mich aus den Augen zu lassen; und doch vollzog sich jeder ihre Bewegungen so geschmeidig, als würde sich ihr Körper nahtlos in das Interieur ihrer Werkstatt einfügen. Graziös hob sie die beiden schulterfreien Arme des in lange, weite Ärmel auslaufenden Kimonos, schenkte Sake in die Tassen und hob die ihre mit einer unmerklichen Kopfbewegung zum Anstoßen auf Denizens Meisterstück. Dabei glitten die knallroten Träger ihres BHs nicht nur ihrer voluminösen Last wegen millimeterweise über ihre blütenweißen Schultern, wie auch der Eri des Kimonos kaum zufällig immer weiter auseinanderstrebte und Einblick gewährte auf das rote Bustier, dessen Aufgabe das Verbergen nicht ist, sondern der vielmehr seine Schutzbefohlenen nur umso aufreizender in Szene zu setzen versteht, zumal wenn das gute Stück eine Nummer zu klein ausfällt. Dadurch teilte Otokos prallgefülltes Dessous dem verlegenen Augenzeugen unverhohlen mit, welch erlösende Wonne damit verbunden wäre, die Häkchen der kunstvoll gestickten Körbchen zu entriegeln, um den unerträglichen Druck eines Korsetts von ihnen zu nehmen.

Ich gestehe nicht viel, wenn ich sage, dass ich das volle Gewicht meines Anstands und meines Stolzes in die Waagschale werfen musste, um diese, fast schon aggressive, körperlich-sinnliche Einladung standhaft ausschlagen zu können. Die Stäbchen in meiner Hand zitterten wie die Drumsticks eines Jazz-Schlagzeugers über einem Hi-Hat, als Otoko die schmalen Riehmchen ihrer hochhackigen Pumps öffnete und ihre zierlichen Füße mit dunkelrot lackierten Nägeln und mit einem, tatsächlich nur einem, schlichten Zehenring, in den aus winzigen Rubinen das Sternzeichen des Skorpions eingraviert war, wie zufällig in eines meiner Hosenbeine krochen, wobei

das gute Dutzend indischer Fußreife um ihre Knöchel verräterisch klimperten.

Ich versuchte krampfhaft, mir nichts anmerken zu lassen, dachte an Schweißfüße, Fäkalien und Gewürm, um meine Phantasie an die Zügel zu nehmen. Doch was sich vor meinen Augen abspielte, hätte ich gar nicht die Phantasie gehabt, mir auszumalen. Wie teuflisch genau sie alles geplant hatte. Sie, die Regisseurin mit eindeutigen Absichten, die selbstbewusst immer weiter vordrangen; ich, der Komparse mit ambivalenten Gefühlen, die willenlos der Regie folgten. Die Art, wie sie geräuschvoll schlurfend die dicken Nudeln in sich hineinsog, ließ keinen Zweifel daran, dass sie am liebsten genauso an meinem Schwanz gesaugt hätte. Ich schob meine Schüssel mit beiden Händen von mir, nahm einen kräftigen Schluck Sake und versteckte meine Hände unter der Tischplatte, um Otoko den Erfolg zu verwehren, sich an meinen zitternden Händen zu weiden. All das geschah in völliger Stille. An einem Gespräch waren weder sie noch ich interessiert.

Nachdem die letzte Udon-Nudel so genüsslich wie hilflos zappelnd in Otokos gierigem Schlund verschwunden war, erhob sie sich und vollführte mit einem gespielten Schwips einige improvisierte Tanzschritte zur imaginären Musik eines Tango Argentino, ganz langsam, für die weiten Schritte zwei Takte verstreichen lassend. Ohne die Führung eines Partners verlor Otoko nach einer halben Drehung das Gleichgewicht und ließ sich mit lasziver Gebärde in die Aussparung von Denizens Werkbrett fallen. In dessen Fell räkelte Otoko sich mit vom Tanz gespreizten Beinen in ihrem fortwährend von ihr abfallenden Kimono so unbeholfen, dass sie in kindlicher Unschuld ein silbernes Bauchkettchen über ihrem gepiercten Nabel freilegte. Darunter schließlich pulsierte matt schimmernd das gleichschenklige Dreieck eines regenbogenfarbenen Tangas aus Organza über der rasierten Vulva, nass wie nach einem Sommerregen.

Das war zu viel! Ich löste die Bremsen meines Rollstuhls und stürzte auf dem kürzesten Weg aus dem Laden hinaus auf die helle Straße. Noch bevor ich über die Schwelle fuhr, ejakulierte ich in meine Boxershorts. Explosionsartig ergoss die Eichel einen Schwall warmen Spermas in die geräumige Unterhose, wo das klebrige Proteingelee mein unvermindert drängendes Glied rundum einbalsamier-

te, im Grunde regelrecht mumifizierte, denn aus den Schwellkörpern wollte das Blut einfach nicht mehr weichen. Und noch bevor meine überhastete Flucht in den rettenden vier Wänden von Denizens Apartment ein Ende fand, wo ich es mir endlich im Schutz der weichen Daunendecke besorgen und meiner ungestümen Triebhaftigkeit freien Lauf lassen konnte – wobei ich beinahe den Frotteebzug der Matratze durchgescheuert hätte –, musste ich einen Zwischenstopp am Bahnhof einlegen, wo ich mich auf der Toilette einschloss, um mir temporär Erleichterung zu verschaffen. Das war knapp, aber sowas von knapp! Was hätte die mich im Anschluss bloßgestellt! Otoko wollte von Anfang an das Liebesglück von mir und Deniz zerstören. Kaputtgegangen ist unsere Beziehung dann ohne ihr Zutun. Zumindest dachte ich das eine Zeitlang.

Die bloße Erinnerung an den hormonellen Hinterhalt in Pforzheim reicht aus, um in einem Ambiente, das sich atmosphärisch nicht wesentlich von der Herrentoilette eines Bahnhofs unterscheidet, meine Männlichkeit auferstehen und sich aufrichten zu lassen. Aber anders als auf dem Bahnhofs-WC bleibt in der Gleiterkabine der Hosenschlitz zu. Schließlich gibt es nichts Abtörnenderes als einen – von der Romantik geschändeten – Sternenhimmel. Vögeln in der Schwerelosigkeit hat auf immer seinen Reiz verloren, seit der halsbrecherischen Akrobatik, mit der Commander Cliff in der 13. Staffel von Raumpatrouille Orion die blonde Tamara vernascht hat, während das rosa Spitzenhöschen des Sicherheitsoffiziers durchs Bild schwebte. Peinlich, peinlich, wie die beiden sich krümmenden Unterleiber auf der Mattscheibe vergebens nach einem Archimedeschen Punkt suchten, von dem aus sie den anderen hätten bumsen können; noch dazu Cliffs behaarter Affenrücken und Tamaras Stalagmitentitten, deren Nippel samt Wackelpuddingsockel in jeder Position senkrecht emporragten. In solchen Szenen wird nur gestöhnt, weil auch die schlechtesten Regisseure barmherzig genug sind, ihnen die winzigen Wesen, die in der Sprache zuhause sind, nicht sinnlos zu opfern. Von einem Ausflug in derlei Schauspielkunst würde kein Wort sich je erholen. Nein, ein Orgasmus gehört schlicht und ergreifend nicht hierher, – so wenig wie eine Tischtennisplatte. Kein Sex, keine Drogen, – und singen kann ich auch nicht! Halleluja! Dann wäre das also

auch geklärt. Wozu braucht es mich dann eigentlich in dieser Posse? Wie viel Pornographie steckt in meiner Biographie? Zu welcher Zeichnung nimmt welche Linie in mir ihren Ausgangspunkt?

Hier gibt es keine Zeitlinie. Kein Vorher, kein Nachher. Nichts, was mich durch die erlebten Ereignisse orientieren könnte. Im Grunde ist es völlig egal, was wann geschieht. Genug, dass es geschieht. Sämtliche Ereignisse könnte man durcheinanderwürfeln, ohne dass ich einen Verlust erleben oder Verständnisbrücken einbrechen würden. Jeder ihrer Aneinanderreihungen ließe sich ein verbindendes Thema unterschieben. Auch dem Leben in einer Zeit, die rückwärts verläuft oder in Rösselsprüngen, könnte man einen biographischen Sinn abgewinnen. Vielleicht besteht das Leben ja gerade darin, diese Ereignisse in sinnstiftender Weise permutieren zu lassen, bis sich eine Anordnung ergibt, die eine einmalige Identität verbürgt und zu einer harmonischen Biographie ausgebaut werden kann. Das setzt natürlich voraus, dass sich überhaupt etwas ereignet.

Zwischen die Gedanken ‚Das setzt natürlich voraus' und ‚dass sich überhaupt etwas ereignet' schiebt sich außer dem Komma eine der galaktischen Tankstellen ins Bild. Von Ferne funzelt ein Quasar sein schwaches Licht in Richtung des 911ers, kaum stärker als die elektronischen Anzeigetafeln für die Spritpreise auf der Erde. „Hey Quasimodo, soll ich dir mal etwas zeigen, was deinen Puls so richtig auf Trabi bringt?", brülle ich in den leeren Raum hinein und greife mir mit der linken Hand knetend in den Schritt, während ich Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand lüstern mit der ausgestreckten Zungenspitze einspeichele. Als der Quasar schon fast wieder von der Bildfläche verschwunden ist, fordere ich ihn etwas zu übermütig mit „Dich kıçından ficken istiyorum!" in voll ausgesteuerter Lautstärke zum Geschlechtsverkehr auf, und will gerade verächtlich lachen, als mich plötzlich tiefste Schwärze einhüllt, die so endschwarz ist, dass mir die Lider vom folgenlosen Pupillenstretching schmerzen.

Verwundert reibe ich mir die Augen, decke sie mit beiden Handflächen zu und decke sie wieder auf, ohne dass sich auch nur eine Schattierung von Schwarz in die Schwärze mengt. Bin ich erblindet? Hat mich der Quasar geblendet, und habe ich wegen ihm mein Augenlicht verloren? Zumindest die Notbeleuchtung müsste ihre

minimalistische Dunkelkammerluminiszenz doch ins Werk setzen. Aber nicht einmal ein Hauch Helligkeit davon ist zu sehen. Alles liegt im Schatten, ist ein riesiger Schatten. Ich würde ernstlich mein Totsein behaupten, hörte und schmeckte ich nicht wie ein Mann in seinen besten Jahren. Bei Sinnen bin ich noch, – bis auf einen. Ich taste mich durch die Schwärze zum Spind, aus dem ich nach unerwartet kurzem Grusteln eine Taschenlampe fische. Ich knipse sie an: Nichts. Ich betätige den Schalter mehrmals hintereinander, schüttle die Lampe. Nichts. Mir wird langsam unheimlich zumute. Schließlich drücke ich mir das Ende der Taschenlampe mit Linse und Reflektor auf die Augenhöhle. Ich spüre das kühle Glas auf meiner Haut. Noch einmal angeschaltet, noch einmal nichts. Spätestens jetzt tut es mir leid um mein großspuriges Mundwerk. Kleinlaut arbeite ich im Geist an einer Entschuldigung. Aber eine bloß gedachte Entschuldigung reicht offenbar nicht aus; es scheint schon ein Affedersiniz sein zu müssen, und zwar nicht nur ein gemurmeltes. „Affedersiniz, Efendi“, rufe ich laut mit meiner wiedergefundenen Stimme – und alles ist wie zuvor, als wäre nichts geschehen.

Als wäre nichts geschehen, schwenke ich wieder ein in die Spur routinierten Nichtstuns. Auch die Stimmung ist wieder dieselbe; fühlt sich an wie immer. Vielleicht ist aber auch eine Prise Ärger hinzugekommen. Wer weiß? Ich habe es jedenfalls aufgegeben, mich zu fragen, woher der Ärger kommt, und warum er grundsätzlich schneller und totaler kommt als die Freude. Wenn sich in irgendeinem Winkel dieser Welt Ärger aufstaut, zieht es mich nicht nur unwiderstehlich dorthin, nein, das wäre ja noch auszuhalten, wenn ein Mace mal wieder zielsicher zum Ärger gefunden hat, dann macht er gleich eine Arschbombe mittenrein, jawohl, damit die Scheiße richtig Wellengang bekommt. Da kann schon mal etwas überschwappen. Überschissiger Ärger zum Beispiel. Den gilt es dann in kreativere Bahnen zu lenken. Darin begriffen fummle ich eine ganze Weile in der Gürteltasche nach meinem schwarzen Lippenstift, bis ich ihn endlich hinter dem Zippo zu fassen kriege. Ich schraube mit Zeigefinger und Daumen hastig den Deckel ab und drehe den Stift soweit heraus, dass ich damit einen überdimensionalen Penis auf die Frontscheibe schmieren kann. Einigermaßen zufrieden bin ich aber erst, nachdem

ich mit Miróschem Schwung links und rechts drei Sackhaare hinzugefügt habe. Ja, ich würde sagen, meine kosmetischen Utensilien haben den kometischen Welt-raumtest bestanden.

Nach getaner Arbeit geht es mir gleich viel besser. Fortan wird mich jeder Blick durchs Fenster an meine Präsenz erinnern. Ich bin wieder wer – und bereit zu neuen Schandtaten. Mit frischem Selbstwertgefühl beschließe ich, die Datenbanken des SamSarah nach Hinweisen auf das Paradies zu durchforsten, und fahre in Erwartung der Eingabemaske den Rechner hoch. Doch statt dieser erscheint auf dem Bildschirm die Startseite eines Portals zur plastischen Chirurgie, eine Art Ratgeber für Heimwerker mit dem Titel ‚In drei Wochen zur neuen Haut'. Die Seite ist aufgebaut wie ein Rezept. Am linken schmalen Rand stehen die Zutaten, rechts davon befindet sich eine Anleitung, wie man Gewebe züchtet, zurechtschneidet und aufträgt. Scrollt man nach unten, schließen sich äußerst unappetitliche Bilder an von schweren Brandverletzungen an Händen, Füßen und im Gesicht. Was soll das? Die Seite hatte und hätte ich nie und nimmer aufgerufen. Die hat absolut nichts mit mir zu tun. Ich blicke durchs Fenster, als läge die Antwort draußen im All.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 089 Version 1.1
by User: Mace

Die Aufzeichnungen kann ich eigentlich sein lassen. Die bringen doch nichts. Die geben meinem Leben keine Struktur, keine Ordnung. Die kosmische Entropie hat mich längst erfasst. Ich verwahrlose zusehends, ohne dass ich dagegen etwas unternehme. Mein Bartbestand fällt längst nicht mehr unter die Rubrik ‚Stoppeln', die Braids hängen schlaff herab wie verfilzte Zotten und meine Fingernägel haben Längen erreicht, die eine manuelle Eingabe über die Tastatur fast unmöglich machen. Anfangs hatte ich nur den Nagel des kleinen Fingers an der rechten Hand wachsen lassen, und das auch für ziemlich chic gehalten, als der dann aber abbrach, war es mit der Maniküre vorbei.

Einmal davon abgesehen, dass ich mir die Zähne seit dem Porphyromonas-Zwischenfall nicht mehr zu putzen brauche, bereitet es mir

große Mühe, mich regelmäßig zu waschen. Nicht nur weil mir der vorgegebene Tag-Nacht-Rhythmus fehlt, ich verspüre auch nicht den geringsten Antrieb dazu. Vernunft und Einsicht in die Notwendigkeit des Handelns sind bei mir bloß teilnahmslose Gaffer. Die Razón vermag einfach nichts ohne ihre Beifahrerin, die Co-razón. Ich müsste mir also schlicht ein Herz fassen; was ich mir ohne Ich ziemlich schwierig vorstelle. In der Regel ist es doch so, dass mich das Herz fasst – oder eben nicht. In meinem Fall eben nicht.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 073 Version 3.0
by User: Mace

Man könnte direkt meinen, hier spuke es. Die Fehler des Bordcomputers häufen sich in unheimlicher Dichte. Nicht nur, dass er mir aus den Datenbanken Seiten präsentiert, die ich weder aufgerufen habe, noch aufrufen möchte, und er Störgeräusche, die ihren Namen völlig zu Recht tragen, im Neltie zulässt, nein, auch die Ausdrucke des Stereolithographen werde ich künftig genauer auf ihre Richtigkeit überprüfen müssen. Habe ich doch ganz sicher 'Porphyrinpulver' eingetippt, und was druckt der Lithograph? Porphyromonaspulver! Es ist wie verhext, so als wären Reste von Sam in der Gestalt eines Kurzschlusses an Bord, der sich geriert wie ein Klabautermann.

Den Gedanken, dass eine reale Person mir ein Schnippchen schlagen könnte, kann und will ich nicht akzeptieren, obwohl der Klabautersam mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln mir glauben machen will, dass uns ein blinder Passagier begleitet, ähnlich wie viele Menschen glauben, Al-Skede würde sie begleiten. Sein jüngster Streich sind die Resultate einer Gensequenzanalyse, die ich an einem Blutstropfen vorgenommen habe, den eine Stechmücke (Culex pipius) formgleich auf meinem Handballen und der Bordwand hinterlassen hat.

Ja, ich bekenne mich schuldig, ein Tier erschlagen zu haben, das auf der roten Liste steht, seit diese vormals in Europa heimische Mückenart verdrängt wurde von den Anopheles, die die Alpen ebenso mühelos überquert hatten wie einst die Elefanten Hannibals. Als Rechtfertigung gebe ich zur Protokoll, dass zum einen der 911er keine

Arche ist, zum anderen darf ich mir bei meiner Mission auf gar keinen Fall einen Krankheitserreger einfangen, der den Erfolg eines dauerhaften Verkehrs von Wissen und Wirtschaftsgütern zwischen Menschen und Nullern gefährden könnte. Und mal ehrlich, was hätte ich als kranker Mensch noch vom Paradies?

Letztlich ist das Tier seinen schmerzlosen Tod nicht ohne Nutzen gestorben. Dank der Mücke könnte ich mir entgegen der übermächtigen Indizien, wie Klopfgeräusche, angeknabberte Felsblöcke und penetranter Brandgeruch, die Gewissheit verschaffen, keinen blinden Passagier zu beherbergen. Könnte, denn das Resultat ist nicht eindeutig. Blutgruppe und Rhesus-Faktor sind dieselben wie bei mir, auch die DNS-Sequenzen stimmen fast zu einhundert Prozent überein. Aber eben nur fast. Das kann natürlich von einer Verunreinigung der Probe herrühren, aber auch einen Fehler des Sequenzers will ich nach dem Porphyromonas-Vorfall nicht ausschließen. Deshalb habe ich die Probe einem zweiten, umfangreicheren Test übergeben, bei dem alle 3 Milliarden biochemischen Buchstaben meines Erbgutes mit dem von der Mücke erbeuteten Blut verglichen werden. Ich muss auf Nummer sicher gehen und mir die Zeit nehmen, die mir der Sequenzer dafür abnötigt. Nach all den Vorfällen sehe ich dem Testergebnis etwas verunsichert, fast schon beklommen entgegen. Sicher ist für den Augenblick nur, dass das Blut von einer Person an Bord stammt. Denn die Culex pipius hat eine Lebenserwartung von nur 7 Tagen; die Mücke kann demnach nicht auf der Erde zugestiegen sein, sondern sie muss hier im Gleiter geschlüpft sein. Das heißt, wir haben einen unbestechlichen Zeugen an Bord. Sollte sich tatsächlich bestätigen, dass die Erbmaterialien verschieden sind, muss noch ein zweites menschliches Wesen an Bord sein.

In diesem Fall kann sich der blinde Passagier eigentlich nur hinter der US-Luke versteckt halten. Dieser Gedanke wuchert in mir wie ein Pilz: von ihm ist mir bloß der Fruchtkörper bewusst, aber an dem hängt ein weitverzweigtes Mycel an Ängsten, das sich tief in die Seele gräbt. Wie die Angst beispielsweise, dass der Passagier hinter der Luke nur den richtigen Moment abpasst, um sich herauszuschleichen und mich im Schlaf zu meucheln. Und der richtige Moment ist spätestens dann gekommen, wenn ich für ihn das Paradies gefunden habe.

Weil dieses Feindesszenario mich durch und durch zu verpilzen droht, habe ich Schwungrad, Hebel und Bolzen, ja selbst die Fugen der Luke inspiziert, aber keine Spuren gefunden. Schließlich habe ich mein Ohr an das kühle Metall gepresst, und in der Tat: da war etwas. Zweimal konnte ich etwas hören. Aber es ist schwer zu sagen, ob das Geräusch von Apparaten herrührte oder von einem Lebewesen.

Ich will an der Konsole gerade auf die Suchmaske wechseln, da fällt mir am Rand der noch eingeblendeten Seite für Angewandte Dermatologie die halblegale Werbung eines Pharmakonzerns aus Brentford ins Auge. ‚Verdoppeln Sie die Leistung Ihres Gehirns', lautet die Schlagzeile in serifenlosen Großbuchstaben, die mich auf die Seiten des Herstellers verlinkt. Dort heißt es, der Wirkstoff Porphyrin verbinde sich im Hämoglobin zu einem eisenhaltigen Komplex , der die Sauerstofftransportkapazitäten des Blutes um ein Vielfaches steigere, wodurch das Gehirn mit erheblich mehr Sauerstoff versorgt werde, sodass es letztlich weniger schnell ermüde. Die in NS für Nullerstärken angegebene kognitive Kapazität werde dadurch angehoben auf klinisch getestete 2 bis 3 µNS. Nicht schlecht! – denke ich und male mir zwei kreisrunde, ölig glänzende Flecken auf Lings Kugelkörper aus als die Augen, die der Nuller machen würde, wenn ich plötzlich mit einem IQ von 239 auftrumpfen und ihn nicht ohne reelle Siegeschancen zu einer Partie Go herausfordern würde. Es ist an der Zeit, dass mein Lingling lernt, klein beizugeben – denke ich. Schon deshalb würde ich mir den Neuro-Enhancer glatt bestellen.

Aber bis das Päckchen aus London bei mir ankäme, wäre ich längst nicht mehr hier und auch längst nicht mehr am Leben. Da kommt mir die Idee, ich könnte mir das Porphyrin selbst synthetisieren und dabei gleich noch die 2399 Bitcoins sparen. Gedacht, getan. Der Stereolithograph macht sich an die Arbeit und schon nach wenigen Stunden habe ich genug von dem rötlichen Pulver beisammen, dass es für die erste Dosis reicht, die ich zusammen mit einer Cola runterspüle. Das Gemisch schmeckt wie ein Proteinshake. Spüren tu ich nichts. Ich versuche 12339 und 19597 im Kopf zu multiplizieren, was mir ohne Hilfsmittel nicht gelingt. Daher schütte ich die zweite Dosis gleich hinterher und rechne noch mal; noch mal vergebens. Das Zeug wird sich erst einmal setzen müssen, denke ich, bis mein respiratorischer

Quotient endlich unter 0,7 sinkt. Dem Enhancer Zeit geben, kostet mich ja fast nichts. Davon habe ich genug.

Derweil könnte ich mein Antitage-Antibuch fortführen. Dann könnten die frisch eingekauften Kapazitäten sich gleich an einer konkreten Aufgabe erproben und an ihr wachsen. Weil ich schon lange kein File mehr erstellt habe, kann ich mich allerdings nicht mehr an den Inhalt der letzten Aufzeichnung erinnern, weshalb ich die Datei mit der höchsten Nummer aufrufe, um an deren Inhalt anknüpfen zu können. Doch schon die ersten Zeilen machen mich stutzig. Ich lese: „Von den 113 g Porphyromonas, die der Stereolithograph zubereitet hat, sind nur noch 37 g übrig, den Rest habe ich auf Anhieb verputzt, ohne dass ich eine Steigerung meiner Intelligenz feststellen konnte. Was soll‘s, ein Versuch war‘s wert. Mit der letzten Dosis werde ich voraussichtlich Ling füttern; der hat es nötiger als ich. Zumal das schneeweiße Pulver schmeckt wie Schweröl.“ – Ich habe das Pulver doch eben erst geschluckt! Hätte ich den Text aufgezeichnet, müsste ich mich ja wohl daran erinnern können. Das tu ich aber nicht. Und überhaupt: was heißt schneeweißes Pulver? Meines ist rötlich – dachte ich, bis jetzt. Ein fast schon panischer Blick auf den Teller des Stereolithographen zwingt mich zur Korrektur: das Häufchen Pulver ist schneeweiß.

Das kann einfach nicht sein, ich bin doch nicht irre! Da muss ich zwischendurch versehentlich auf die Aufnahmetaste gekommen sein. Ich lösche das File und rufe das nächste in der Reihe auf. Was ich dann lese, verschlägt mir endgültig die Sprache: „Weil ich der Ansicht war, über einen längeren Zeitraum nichts mehr aufgezeichnet zu haben, habe ich ein File gelöscht, in dem zu lesen stand, dass ich soeben ein weißes Pulver geschluckt hätte, das dann in dieser Farbe tatsächlich auf wundersame Weise auf den Lithographenteller gelangt ist, obwohl ich ganz sicher ein rötliches Pulver in die Cola geleert habe. Ich hatte die Hoffnung, dass mit dem Löschen des Files auch das weiße Pulver verschwindet. Doch das Pulver ist geblieben. Und nicht nur das. Darüber hinaus ist ein weiteres File hinzugekommen, in dem ich davon berichte, wie ich vergeblich das weiße Pulver zu eskamotieren versuchte, indem ich das File löschte.“

Ich höre meinen Verstand quietschen, Gedanken beschleunigen und abbremsen, manche werden aus der Kurve geschleudert, andere stoßen frontal aufeinander, verklumpen, brechen, schreien, wieder andere kommen hinzu, zu Tausenden, schaulustige Gedanken, ängstliche Gedanken, perfide Gedanken, leere Gedanken, zu viele, zu schnell, sie schleudern, überschlagen sich, rasen in die Menge, werfen andere um und in die Luft, manche feige, überrascht, andere mörderisch, gezielt; ich höre meinen Verstand quietschen, das Getriebe klemmt, der Keilriemen läuft heiß, die Kolben stampfen im Dreivierteltakt, stampfen im Zylinder auf vergaste Gedanken, auf entzündliche Gedanken, auf Gedanken, die explodieren, die das Öl im Zylinder verbrennen, den Kolben ins Pleuel werfend, wo der zweite Kolben die benachbarten Gedanken verdichtet, zündet, fehlzündet, stottert, den Geist aufgibt. Ich höre meinen Verstand quietschen wie Kreide auf der Schiefertafel.

Kann es sein, dass meine Geschichte längst geschrieben ist, dass schon aufgezeichnet ist, was ich durchleben werde? Existiert bereits ein File, in dem zu lesen steht, dass ich mir die Frage nach der Existenz dieses Files stelle? Habe ich in den Aufzeichnungen Einblicke in mein Schicksal, mein vorherbestimmtes Schicksal? Wer liest diese Files, wer hat sie geschrieben? Und was schreibe ich, wenn doch schon alles geschrieben ist? Was macht die Geschichte mit mir, wenn ich nicht ihr Autor bin? Und steht schon fest, ob ich auf diese Fragen eine Antwort erhalten werde? Sind die Aufzeichnungen mein Leben, und kann ich sie dann jederzeit abspielen, vielleicht sogar überschreiben? Denke ich gerade oder lese ich Gedanken; ist mein Denken genuin und ursprünglich oder bekomme ich die Aufzeichnung eines Denkens vorgespielt, das möglicherweise gar nicht das meine ist? Habe ich die Gedanken dann schon einmal gedacht oder hat sie jemand anderes für mich vorgedacht? Denke ich live oder in Konserven? Gibt es von meinem Leben eine Sicherheitskopie? Sind das meine Sicherheitskopien? Spiele ich eine solche Kopie ab, wenn ich die Aufzeichnungen lese? Sind meine Déjà vus verkappte Déjà vécus?

Die Pilzfragen schießen förmlich aus dem Boden meines brach liegenden Gemütes; schießen empor mit Sporen für mehrere Millio-

nen Abkömmlinge unter ihren Hüten. Mein naturwüchsiger Bio-Geist scheint einen sehr fruchtbaren Nährboden herzugeben für Unmengen von Pilzen, vor allem für Frühlorcheln und Knollenblätterpilze, die, giftig bis in die Spitzen ihrer fädigen Hyphen, das Erdreich meines Unterbewusstseins kontaminieren.

Die Aufzeichnungen sind ein klassischer Rohrkrepierer. Was ich begonnen hatte, um mich meiner selbst rückzuversichern, richtet sich nun gegen mich, verunsichert mich. Was meine Gedanken dokumentieren sollte, entpuppt sich als Dokument, das meine Gedanken revidiert und ganze Kaskaden in die vergangene Zukunft lostritt. Die Aufzeichnungen haben mich zu jemandem gemacht, der in seinen Erlebnissen kein Wasserzeichen finden kann, anhand dessen er feststellen könnte, welche Version seines Lebens gerade abläuft. Mit anderen Worten: Ich bin wieder der zu spät Kommende, der Getriebene, der seinem Ich ein Leben lang hinterherläuft. Einem Ich mit Untertitel und aufgepflanzter VR-Brille, die melodisch das Innenleben jedes beliebigen Charaktertyps düdelt, der seine Gedanken von einem Avatar souffliert bekommt; ich bin dann bloß der gedungene Mime einer selbstständigen Persönlichkeit. Was für ein Absturz! Das hätte ich ahnen können, hätte mein Alter Ego es mich ahnen lassen. Ich kann nur konstatieren: Hätte ich erst gar nicht mit den Aufzeichnungen angefangen, dann hätte ich wenigstens im Glauben leben können, dass ich mein Leben aufzeichnen kann, statt dass mich die Aufzeichnungen leben.

Und ausgerechnet jetzt gehen mir die Zigaretten aus. Das war – auch ohne Aufzeichnungen – absehbar, weil unausweichlich; und dennoch ist es kaum minder erschütternd. Ich lasse die letzte Venenosita zwischen Zeigefinger und Ringfinger wie einen Propeller kreisen und spiele kurz mit dem Gedanken, sie in der Mitte durchzuschneiden, um sie auf zweimal rauchen zu können; erinnere mich dann aber an die wüste Narbe auf meinem Schlüsselbein und nehme mir stattdessen fest vor, den Glimmstängel auf halber Länge auszudrücken und auf diese Weise das letzte Mal noch ein Stück hinauszuschieben. Erfreut stelle ich fest, dass mir der Entschluss in Teilen die Souveränität meines Handelns zurückgibt, wie ich das kühle Metall des Feuerzeugs in meiner Handfläche spüre. Auf den sanften Druck mit dem

Daumen klappt der Deckel des Zippos nach hinten und die dunkelgelbe Flamme reckt sich mit züngelnder Spitze senkrecht empor über ihrem blauen Schoß. Ich weiß nicht, wie lange ich durch das Feuer hindurch ins Nichts blicke, aber als die Flamme merklich kleiner wird, halte ich den Tabak zitternd hinein und ziehe mit spröden Lippen am Filter.

Schon nach dem ersten Zug stellen meine offenen Nervenendigungen ihr Dauerfeuer ein und eine wohlige Taubheit umfängt meine Sinne, die wie welke Lieschblätter eines Maiskolbens von mir abfallen und die goldenen Körner des Verstandes freischälen. So in der Art stelle ich mir die Erfahrung des Samadhi vor – die Früchte lebenslangen Übens im lichten Moment des Einsseins mit dem Universum, des geschmeidigen Fließens mit dem Weltenstrom, der saftigen Fruchtreife der Blüten – kurz bevor sie im Topf landen und zu Popcorn geröstet werden. Nein, nach Popcorn steht mir nicht der Sinn. Ich werde mir vom Stereolithographen erst wieder ein Essen ausdrucken lassen, wenn ich auch das Kleingedruckte verdaut habe. Mit einer Datenbank-Recherche kläre ich erst einmal, was es mit dem Porphyromonaspulver auf sich hat. Dazu genügen zwei Absätze in der PubMed und ich bin im Bilde: Bei Porphyromonas handelt es sich um ein Bakterium, das sich in Zahntaschen einnistet und schwere Parodontitis auslöst.

Wenn ich jetzt Beine hätte, würde ich irgendwo dagegentreten. Aber nicht mal das kann ich! Ich bin ja so ein beschissener Krüppel, der seine Beine keinen Millimeter bewegen kann, – und alles nur, weil mein Erzeuger meinte, er müsse in den Zeiten einer Pandemie durch die Weltgeschichte reisen! Weil er es ja so wichtig hatte, so unverzichtbar war, im Unterschied zu seinem lästigen Sohn, der bedeutungslosen Niete; dem kann man ohne schlechtes Gewissen die Bürde einer Lähmung in die Wiege legen! Der soll doch froh sein, dass er seine Arme bewegen kann! Zu was braucht eine entartete Zygote schon funktionale Gliedmaßen! Diese Missgeburt wird eh nie auf eigenen Beinen stehen! Wenn ich in meinem Leben Regie führen dürfte, dann… – Einzig die Tranquilizer im Tabak verhüten eine Eskalation der auto-aggressiven Gedankenfronten, die mit ihrem Kesseltreiben mein gefühltes Ich erbarmungslos in einer Spirale des Selbsthasses einschnüren.

Die Deeskalation geht allerdings auf Kosten meines festen Vorsatzes: der letzte Zug ist endgültig der letzte. Von drei Stangen Venenositas ist nur noch ein mickriger, in der Mitte geschwärzter Filter übrig. Den schnippe ich gedankenverloren zu dem Tischtennisball, der dämlich grinsend vorüberschwebt wie ein Verschnitt des geköpften Stan Marsh aus South Park. Ich grinse verächtlich zurück und berappele mich für das kurze Zeitfenster, in dem die finale Dosis Nikotin noch wirkt, zu einem Resümee der Gefechtslage: Ich bin umzingelt vom Skede, vom Klabautersam und von Ling; letzterer dürfte ihr Rädelsführer sein. Der ausgebuffte Nuller unterstreicht mit seiner totalitären Gedankenüberwachung ganz eindeutig seine Alleinherrschaftsallüren, die zu verbergen er noch nicht mal für nötig hält. Im Vergleich zur 7rauminfiltrierung ist Giftgas das reinste Kinderspielzeug und ihre Mobilmachung daher ein klarer Verstoß gegen das Genfer Protokoll. Ist der 7raum erst einmal erobert, steht einer vollumfänglichen Gedankenkontrolle zur totalen Unterwerfung nichts mehr im Weg. Das zielt auf einen beispiellosen Vernichtungsfeldzug, der nur ein Ziel kennt: das Auslöschen meines Ichs, die Vernichtung Mannfred Acunoğlus. Doch das, mein lieber Verschwörling, werde ich nicht zulassen. So blöd bin ich nämlich nicht!

Bevor ich – ohne noch einmal auf die Nikotinbremse treten zu können – die nächste Eskalationsstufe der Selbsterdrosselung freischalte, gelingt es mir, mich zumindest für den Ansatz eines Versuchs zusammenzureißen, den Beweis für den letzten Halbsatz zu erbringen oder zumindest die mir darin implizit unterstellte Blödheit wegzudemonstrieren. Dazu muss ich denken. Ich denke: Wenn aus dem 7raum mit einem Angriff auf meine Gedanken zu rechnen ist und davon meine geistige Gesundheit ernsthaft bedroht wird, sollte ich, solange ich noch im Vollbesitz meines Verstandes bin, doppelt wachsam sein und auch dem subtilsten Manipulationsversuch der Gegenseite effektiv vorbeugen. Bereits erfolgte Manipulationen müsste ich zudem mit handfesteren Belegen aufdecken. Es ist ja nicht eben schwierig, ein Sprachprogramm Aufzeichnungen machen zu lassen oder Datenbankeinträge zu überschreiben. Selbst Datenbankeinträge von PubMed. Die Manipulation aller Einträge hingegen wäre extrem aufwendig. Dazu müsste man fast ein eigenständiges Universum erfinden. Und das dürfte nicht einmal ein Nuller können; und wenn er es doch kann,

ist der Kampf eh schon verloren, noch bevor er begonnen hat. Daher greife ich mir kurzum die Konsole und studiere die Einträge zu Porphyromonas im Bord-Wiki, im eKIK und bei der Deutschen Ärztezeitung. Leider stimmen die Einträge weitestgehend überein. Auch eine vierte Quelle berichtet nichts anderes. Trotzdem traue ich ihnen nicht. Ich werde das Gefühl nicht los, dass mich jemand absichtlich auf eine falsche Fährte setzt, von einer Warte aus, die mir verborgen ist oder unzugänglich. Für diese irrsinnige Irrfahrt muss es eine rationale Erklärung geben!

Leider bröckelt die Rationalität mit dem Verfall meiner Gedanken. Wie immer ich auch argumentiere, die finale Schlussfolgerung richtet sich stets gegen mich. Ich kann es drehen und wenden, wie ich will, entweder ich komme aus der Story nicht raus, oder ich komme erst gar nicht in sie hinein. Sollten sich meine Gedanken tatsächlich in einem 7raum tummeln, zu dem Ling Zugang hat, hätte er zwangsläufig und instantan Kenntnis von meinen Absichten. Mit dieser Kenntnis wäre es ihm ein Leichtes, einen erfundenen Lexikonartikel in verschiedenen Abwandlungen an den Stellen elektronisch zu platzieren, wo ich nach Auskünften suchen würde. Ling wäre mir stets einen Schritt voraus und gewissermaßen Baumeister meiner Rationalität. In einem solchen Wel7raum bin ich seinen kognitiven Attacken hilflos ausgeliefert. Hier, am Abgrund meines Denkens, wo ich das Ausmaß meines Ausgeliefertseins überschaue, wird mir mit einem Schlag klar, was ich brauche: Penicillin, Zahnseide und Flatterband.

Zwangsläufig ein Lieferauftrag an den Lithographen. Doch der stellt bei der Auftragserledigung aufs Neue unter Beweis, dass er durch und durch korrumpiert ist. Oder wie darf ich rot-weiße Zahnseide verstehen? Selbst die Penicillintabletten haben eine weiße und eine rötliche Komponente. Man könnte meinen, das Flatterband habe abgefärbt, – oder der Drucker ist VfB-Fan. Davon wäre David („Wir haben die Hälfte aller Verkehrsschilder auf unserer Seite!“) überzeugt gewesen. Ich bin vorsichtiger als mein verstorbener Freund und mache einen zweiten Ausdruck und einen dritten. Jedes Mal mit demselben Resultat. Mein Misstrauen ist so sehr angewachsen, dass ich selbst die Tabletten des vierten Ausdrucks nur mit einem mulmigen Gefühl hinunterwürge und danach ständig aufstoße. Mein Magen rebelliert mit Gift und Galle. Ach, hätten doch nur die Produktions-

drüsen meiner Gedanken dasselbe Widerstandsformat! Aber ich bin ja bloß einer der zahllosen Wochenendrebellen, die Freiheit leben, wo man sie ihnen lässt, einer der Chopperpiloten mit Integralhelm, die sonntags in ihrer maßgeschneiderten Goretex-Montur auf einem vollkaskoversicherten Serienmodell mit Katalysator und ABS die stumpfe Lanze ihrer Goldmitgliedschaft beim ADAC gegen Tankstellenriesen schwingen, aber unter der Woche duckmäuserisch im bürgerlichen Job eines Kaufmanns buckeln, dessen Mut und Muskeln auch beruflich immer erst rückblickend schwellen, oder wenn Herausforderungen und Heldentaten im Konjunktiv zu bestreiten sind. Was ich nicht alles machen würde oder gemacht hätte – wenn ich ein Anderer wäre.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 103 Version 5.0
by User: Mace

Jetzt, wo die Fliehkräfte an mir zerren wie nie zuvor, kommt es wesentlich darauf an, diejenigen Kräfte zu mobilisieren, die mein Ich zusammenhalten. Die Bordaufzeichnungen sind zu diesem Zweck leider kompromittiert, doch stehen mir keine anderen Mittel zur Verfügung, die auseinanderstiebenden Eigenschaften meiner Persönlichkeit zu homogenisieren, zu pasteurisieren und in Einmachgläsern haltbar zu machen. Mittlerweile steht schon eine ganze Reihe davon im Regal. Manche Gläser sind so angestaubt, dass ich mich darin kaum mehr wiedererkenne. Haftnotizen mit Jahrgangsangaben würden helfen, die Gläser auseinander zu halten, in denen freilich keine Homunculi hausen, die ich auf eigene Faust erzeugt hätte; in ihnen sind Textdateien verwahrt, die die merkwürdige Eigenschaft besitzen, dass sie während des Lesens überschrieben werden können.

Das Erstellen eines biographiebildenden Subtextes zu allem, was mein Körper macht, ist mir so selbstverständlich, dass ich wider besseres Wissen in der Überzeugung von etwas Unmöglichem lebe: nämlich der, dass es bei jedem so sei und immer schon so gewesen sein müsse. So als könnte niemand auf eine andere Weise leben, als dass er wie ich vor laufender Kamera mit einem Mikrophon durch die Gegend läuft und live vor einer gespannt lauschenden Zuschauerschaft – einem eingebildeten Millionenpublikum, das sich für nichts anderes als für mich interessiert, – meine Ansichten und Absichten

hinauszuposaunen. Weil der Hauptadressat dieser Botschaften wechseln kann, meist ist es Mom, aber auch Deniz, David, der Prof, ein Kai oder meine Kollegen können gemeint sein, verschieben sich auch Form und Inhalt dieser Botschaften. Gemeinsam ist ihnen allein der Zweck, Bewunderung oder zumindest Verständnis für mich, ja, noch nicht einmal abzuringen, sondern sie zu festigen – Bewunderung und Verständnis stellen sich in actu beim Kommentieren ein; zwischen Protagonist und Zuschauer besteht auf der Verständigungsebene ein Deckungsgrad, wie er nur im abgezirkelten Horizont einer einzelnen Person möglich ist.

Schon deshalb sind Korrekturen der Kommentare, obwohl live, nicht nur möglich, sondern permanent und auch verzeihlich. Wenn ich mich wie üblich vergaloppiere oder wiederholt an der Formulierung besonders schmeichelhafter Subtexte schleife, wird das zu Korrigierende einfach überschrieben und getilgt, als wäre es nie in der Welt gewesen. Die beständige Korrektur ist ein integraler Bestandteil dieser mein Selbst konstituierenden Livesendungen, der bitter nötig ist, weil die wenigsten Gedanken auf Anhieb als passable Aphorismen daherkommen, geschweige denn sich in ein harmonisches Ganzes fügen, sondern vielmehr wie ungeschlachte Brocken verstreut liegen, die auch der beste Steinmetz nicht zu dem Denkmal meißeln kann, das zu verkörpern die Brocken herangerollt kamen. Stattdessen bieten die ersten Subtextversionen regelrechte Trümmerhaufen, dass man staunt, woher die Idee kommt, den Bauschutt zu einem Standbild zusammenzutragen. Letztlich geht es bei den archätektonischen Zwangsbauten um das Bild vom wahrhaften Mace, dem in Gerechtigkeit und Güte lebenden Mustermenschen, der an der Wirklichkeit zerbrochen ist und nicht zu dem werden konnte, der er eigentlich ist. In den Bruchstücken erkennt der Autobiograph im Konsens mit den Zuschauern die atomisierten Reste seines idealisierten Selbstentwurfs, dessen Gesamtbild in einem kosmischen Wimpernschlag blitzartig aus der Ewigkeit stürzt und für immer verschwindet, den festen Eindruck hinterlassend, dass da etwas ist, ein Ich, das gerecht ist und gerechtfertigt.

Das Kapitel über das Verwachsen von Korrekturen und Kommentaren zu einem Ich wäre lückenhaft, würde ich nicht analog, zumindest

kurz, auf die Kommentarfunktion der Sozialen Medien eingehen. Denn selbstverständlich ist mir klar, dass kein Homo habilis oder Masker, ja noch nicht einmal ein Renaissancekünstler seine Persönlichkeit aus der Sicht eines Livekommentators zimmert. Eher noch ist die Selbstkonstituierung ein Abszess der sogenannten Höherentwicklung von Primaten. Gut möglich also, dass die Urmenschen sich gar nicht mit so etwas wie einer eigenen Persönlichkeit herumschlagen mussten. Was unsere Vorläufer aber auf jeden Fall getan haben: Sie haben ihr Revier abgesteckt. Und nichts anderes machen wir Jetztmenschen mit unseren Kommentaren. Unser Revier ist unser Ich.

Ich markiere mit meinen Kommentaren mein Revier nicht anders als ein streunende Köter, der an den Rinnstein pisst. Jedes Wort ist ein Gebietsanspruch. Bis dahin erstreckt sich mein Ego-Reich. Und was haben wir in den letzten Jahren dieses Reich ausgedehnt! In den ‚sozialen' Netzen riecht es in jeder Ecke so stark nach Ichs, dass man zu ihrem Aufstöbern wirklich kein Spürhund sein muss. Könnte ein noch so egozentrischer Karrierist des letzten Jahrhunderts uns heute sehen, würde ihm die Kinnlade runterklappen bis zum Großen Zeh. Man möchte fast platzen vor Narzissmus. Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist die, dass die kommentierende Spielart der Armour propre zu einem globalen Existenzkampf ausgewachsen ist, so gnadenlos und zerfleischend wie jeder Existenzkampf. Geändert hat sich aber, dass man zum Abstecken seiner Claims nicht mehr physisch präsent sein muss, dass sich die Selbstkonstitution nicht mehr in der Kladde eines Tagebuches vollzieht, sondern sie in Social Media eine so resonante wie zweifelhafte Arena gefunden hat. Seit es das Internet gibt, kann jeder überall hinpissen; jeder kann sein Ego in die entlegensten Winkel der Welt tragen, am besten mit Bild, um pixelgetreu sein Image für sich und seine eingebildetes Millionenpublikum zu profilieren. Und wie bei den Straßenkötern gibt es auch Datenautobahnmenschen, die an jeden Baum ihre Buchstaben pinkeln müssen.

Ich will mich da gar nicht ausnehmen. Spätestens hier draußen kommt jeder auf den Hund. Konfrontiert mit einer Intelligenz, die so weit und tief ist, wie der Weltraum, den wir durchmessen, und der wiederum nicht weiter und tiefer sein kann als die Intelligenz der Nuller, weil sich alles in ihrem Wel7raum ereignet, dessen Zeit nichts

anderes ist als artikulierte Logik, und in dem meine 7räume wie obdachlose Landstreicher über einen punktförmigen Zwergplaneten vagabundieren; angesichts einer solchen Intelligenz ist man geradezu genötigt, Grenzen abzustecken, um sich zumindest den Anschein eines Individuums mit Privatsphäre zu wahren. Ohne Privatsphäre wird jedes Ich von seiner Umwelt assimiliert, man hört auf, als Mensch zu existieren. Jeder subjektive Gedanke, der in die Gewalt der Öffentlichkeit gerät, wird schonungslos objektiviert zu einem Fakt, der nicht auf die Großzügigkeit dessen rechnen darf, der den Gedanken hervorgebracht hat, und deshalb nicht mehr zu einem individuellen Subjekt integriert werden kann; statt mit einer Persönlichkeit hat man es dann mit verschiedenen Aggregatzuständen eines Seelensekrets aus einer appendikalen Hirnanhangdrüse zu tun.

Als Ling noch lebte, hatte ich dessen Privatsphäre mit Flatterband abgesteckt und eingegrenzt, um dadurch Freiräume für mich zu gewinnen. Unter den gegebenen Umständen war das ein bloß symbolischer Akt, dessen Signalwirkung man aber nicht unterschätzen darf. Ich nenne das Integration durch Ausgrenzung. Lings Privatsphäre beschränkte sich für mich vom Schwenkarm seines Topbildschirms über die Kerbe in meiner Kopfstütze bis hin zur Netztraverse der Tischtennisplatte und wieder zurück. Das kunstvolle Arrangement erinnert von der Seite an das Schwein auf der Leiter, eine treffliche Figur des Abnehmenspiels aus Internatszeiten. Mir signalisierte das, wer hier die Fäden in der Hand hält und die Strippen zieht. Insofern war das Flatterband durchaus therapeutisch geeignet, mein Ich zu wahren, das Ich eines Capitán.

Das Zahnfleischbluten wird und wird nicht besser. Meine Zahntaschen haben sich zu Kartoffelsäcken im Container-Format ausgebeult, in denen sich das leukozytengesättigte Blut staut, das unangenehm metallisch schmeckt. Der linke obere Eckzahn und zwei Backenzähne rechts unten wackeln schon bedenklich. Das Penicillin habe ich zu allem Überfluss auch noch überdosiert. Anders kann ich mir die übel juckenden Pusteln auf Backen, Bauch, Hals und Oberarmen nicht erklären. Selbst meine Zunge ist von einem ockergelben Belag überzogen. Wenn der Ausschlag weiter in die Lungen wandert, könnte es

um mich geschehen sein. Mit der Einnahme des nächsten Antibiotikums werde ich daher erst beginnen, wann zumindest die Pusteln vollständig abgeklungen sind.

Jetzt hätte ich nichts gegen ein Schlückchen Grand Marnier oder einen Kanister Ţuică, schon um damit die Zahntaschen zu desinfizieren und den widerlichen Blutgeschmack loszuwerden. Ich weiß, dass mir kein Alkohol gestattet ist. Aber ey, Zigaretten waren mir auch nicht gestattet. Und wer hat Zigaretten geraucht? Richtig: der Mace. Ich beschließe, mein Glück zu probieren und parite hinüber zu meiner Aromatenküche. Dort scrolle ich auf dem Befehlsfeld die Systematik des Lithographen runter zur Rubrik ‚Alkohol' und drücke dann klackend die Eingabetaste: „#4F: Fehler 809 - Versuchen Sie es später noch einmal." Na, großartig, ganz großes Kino! Es gibt in diesem beschissenen Universum sicher nur ein Gesetz, das überall gilt, – auch im Inneren von Schwarzen Löchern, und das ist das Gesetz von Murphy. Es geht alles schief, was schief gehen kann. Das ist so, und daran ist höchstens tröstlich, dass es Anderen auch so ergeht. Aber auch nur höchstens.

Von dem Fehlschlag lasse ich mich aber nicht entmutigen. Ich scrolle weiter und stoße auf den Eintrag ‚Brennspiritus'. Auch den will mir das Gerät nicht ohne Weiteres synthetisieren; es fragt stattdessen zurück, wozu ich den brauche. Raffiniert, raffiniert! – der Lithograph scheint genauso misstrauisch zu sein wie ich. Sieht so aus, als würden wir uns gegenseitig belauern. Ich mache der Maschine also umständlich klar, dass ich mit dem Spiritus mein Feuerzeug befüllen möchte. Und als die Wundertüte endlich diesen noblen Zweck durchgehen lässt, verlange ich als Menge zwei Liter. Die druckt der Lithograph dann anstandslos. Zwei Liter! Für ein Feuerzeug! Da haben die Ingenieure in Feldkirchen wohl den bayerischen Intelligenzstandard verdrahtet. Aber mir soll's recht sein. Jetzt muss ich aus dem vergällten Gemisch nur noch die Ketone trennen und einem zünftigen Rausch steht nichts mehr im Wege.

Die Auftrennung erweist sich jedoch schwieriger als gedacht. Einfach destillieren geht nicht, weil der Siedepunkt der Ketone zu nah an dem des Ethanol liegt. Und die klassische Säulenchromatographie mit Cyclohexan funktioniert in der Schwerelosigkeit nur äußerst unzuverlässig. Mir fällt nichts besseres ein, als die Ketone mit einem Salz zu

Butanol zu reduzieren, dessen Siedepunkt 11 °C über dem des Ethanols liegt. Aus dieser Flüssigkeit sollte dann sogar ich den gewünschten Alkohol mittels Destillation gewinnen können. Sollte. Aber Murphy hat mich voll am Wickel. Obwohl das Destillat nach Himbeergeist riecht und zumindest nicht schlecht schmeckt, wird mir schon von den ersten Tropfen übel, aber sowas von übel! Wen wundert‘s, dass ich momentan einfach nicht gut drauf bin, sagen wir: ein bisschen überspannt.

In unmittelbarer Reichweite von Ling hangle ich mich entlang des Flatterbands zum Tatami-Boden, um mich zu erden. Apropos: Auf der Erde wüsste ich schon ein paar schöne Fleckchen, nur möchte ich den da – Schwenk auf Ling – nicht dabei haben. Zum Beispiel Ostafrika. Warum nicht Moshi? Ich könnte doch den Rest meines Lebens in Moshi, der Geburtsstadt von Mom verbringen. Am Fuß der alten Wilhelmskuppe, in einem Nullenergiehäuschen, einer Mvuleholz-Konstruktion – gesetzt, es fällt etwas größer aus als die vom rot-weißen Palisadenzaun eingehegte Nuller-Boma – lässt sich's bestimmt gut aushalten. Ich könnte dort an der Aga Khan-Haltestelle in ein Dalla-Dalla steigen und über die Mawenzi Road zum Mbuyuni Markt im Takt der wummernden Ukw-Musik aus dem Autoradio holpern, wo ich den Duft von Safran und Majoran inhalieren, ein Ugali verdrücken und zum Nachtisch in das goldgelbe Fleisch einer saftigen Mango beißen würde, dazu wahlweise ein Schluck Tanga-wizi oder aufgebrühtes Zitronengras; das wäre doch was. Besser jedenfalls, als durch die Milchstraße zu falten und auf nüchternen Magen halbgaren Spiritus zu picheln. Noch dazu in einem schlecht gelüfteten Schlafwagenabteil, in das, wenn's hoch kommt, ab und zu einäugig ein verirrter Quasar späht. Die Dschaggas dagegen benötigen keinen Baldrian, um sich auf Touren zu bringen – da ist die Hütte Tag und Nacht voll mit familia na marafiki wa familia; die sind nie am Rande des Nervenzusammenbruchs, die sind immer außer Rand und Bantu.

Moshi, unweit von Arusha, ist die Heimat von Neema Happy Mussa, meiner Mutter. Dort ist sie aufgewachsen in einem Waisenhaus am Stadtrand, drei Mädchen in einem Zimmer: ein Stockbett und ein

Metallgestell mit Federkernmatratze, ein wuchtiger Kleiderschrank, dessen schwere Türen vermutlich schief in den Scharnieren hingen – kein Schlüssel zum Abschließen, kein Schreibtisch. Zusammen mit 23 schwarzen Waisen, im Alter von 3 bis 19 Jahren, einem Hund und fünf Hühnern. Ein geräumiger Innenhof und unter einer Pergola aus Wellblech zwei Biergarnituren, auf denen das ganze Jahr über Buntstifte verstreut lagen. Zwei Latrinen, nach Geschlecht aufgeteilt – wanawake und wanaume – zu jeder Seite des Hühnerverschlags. Neben dem Brunnen mit einer abgegriffenen, gusseisernen Handpumpe stelle ich mir eine Anrichte aus Stein und eine Feuerstelle unter freiem Himmel vor, den Kompost neben der Auffahrt zum Hof mit einer Durchreiche zur steinernen Arbeitsplatte.

Eine gute Schule konnte Mom besuchen, weil der Prof für sie eine Patenschaft übernommen hatte. Auch die zweijährige Ausbildung zur Gewürzhändlerin mit Stationen in Produktion, Vertrieb und Marketing bei einem multiurbanen Sortimenter finanzierte er ihr. Warum der Prof ausgerechnet Neema ausgesucht hatte, weiß ich nicht. Ich vermute, dass sie schon als kleines Mädchen ausnehmend hübsch war, dass die Anlagen, die sie mit 17 Jahren zur vollen Blüte bringen sollte, sich damals schon in den melancholischen Augen unter dem unbändigen Wuschelkopf des Kindes abzeichneten. Außerdem wird es eine äußerst vorteilhafte Photographie gewesen sein, mit der für ihre Patenschaft geworben wurde. Die einzige Gegenleistung für das, zugegebenermaßen sehr großzügig ausgestattete, Einpersonenstipendium bestand in unregelmäßigen Briefen, in denen der Schützling seinem Paten von seinen Lernfortschritten berichtete. Neema zählte zu den Patenkindern, die häufig schrieben. Sie war eine neugierige und eifrige Schülerin, die ihr Englisch und später auch ihr Deutsch, das sie fälschlicherweise für eine skandinavische Sprache hielt, mit dem Füllfederhalter in der Hand erproben wollte. Von diesen Briefen besitze ich einen einzigen. Den hat der Prof an meinem 13. Geburtstag an mich abgetreten zur Feier meiner Volljährigkeit. Seither hüte ich den Brief andächtig wie die Reliquie einer Heiligen in meinem Notizbuch. Lesen werde ich ihn erst an dem Tag, der mir der schönste meines Lebens dünkt, an dem ich ins Paradies eingetreten und für immer angekommen bin, gewissermaßen zu dessen Krönung – und weil

ich mich dann gewappnet wähne, schonungslos mit meiner tiefen Schuld konfrontiert zu werden.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 083 Version 1.0
by User: Mace

Falls mir etwas zustoßen sollte, kann dieser Eintrag sachdienliche Hinweise geben, weshalb ich ihn ausnahmsweise mit öffentlichen Leserechten versehe. Leider habe ich Grund zu der Annahme, dass manche Begebenheiten in meinem Leben über das Schicksalhafte hinaus und in die Verschwörung hinein reichen. Viele dieser Begebenheiten habe ich unbefangen durchlebt und erst viel später identifiziert als Puzzleteile, die sich nahtlos in einen übergeordneten Plan fügen. Die Identifikation erschwert die Mehrschichtigkeit meiner Existenz, die wohl jedem menschlichen Lebewesen eigen ist, die aber noch im Dunkel liegende Kräfte in eine Richtung biegen, in der Al-Skede für den Drahtzieher der Verschwörer gehalten wird. Ich meine aber, dass in die Ermittlungen meines etwaigen Ablebens eine gewisse Otoko Koibito aus Pforzheim einbezogen werden muss, aufgrund mehrerer Vorfälle, die mit dem folgenden in einem engen Zusammenhang stehen.

Ich erinnere mich inzwischen sehr genau an Konstruktionspläne und Acrylzeichnungen, die ich in der Goldschmiede von besagter Dame sehr wohl gesehen hatte, aber in meiner damaligen Unbefangenheit nicht richtig einordnen konnte. Die Erinnerung an die Entwürfe musste verblassen angesichts der tumultuösen Ereignisse, die sich damals in der Werkstatt zutrugen und auf die hier einzugehen nicht weiter erforderlich ist. Trotz der Zeit, die mittlerweile verstrichen ist, sehe ich jetzt die künstlerisch ansprechenden Ausführungen nur allzu deutlich vor mir. Dazu fällt mir ein, dass ich mich schon damals wunderte über die 12,5 V Blei-Calcium-Starter-Batterie auf den Zeichnungen, freilich nur kurz, weil sich die Ereignisse dann in einer anderen Richtung überschlugen. Diese Starterbatterie war verbunden mit einem platinlegierten Goldtorus, den ich im Nachhinein eindeutig als größenverstellbaren Penisring identifizieren kann, der erheblichen

Anteil hatte an der Trennung von meinem geschiedenen Ehemann Deniz Acunoğlu.

Meine Stimme ist kaum noch hörbar; ich gebrauche sie fast gar nicht mehr. Warum auch? Mir fehlt ja der soziale Resonanzboden einer Sprachgemeinschaft für die Rückkopplung meiner Sätze. So habe ich mich unfreiwillig aufs reine Denken verlegt. Genauer: auf etwas, das ich in jugendlichem Übermut als reines Denken gerühmt und verehrt hatte, wenn auch meine Spezialität eher das schmutzige Denken war, dessen immenser Grad der Verschmutzung mir freilich erst jetzt bewusst wird. Sofern ich überhaupt noch Wörter finde für einen Gedanken, fehlt mir jegliche Motivation, ihn zu artikulieren. Dieser Mangel wirkt seinerseits zurück auf mein Denken, das jetzt exponierter agiert und sich nur unvollkommen auf ein sprachliches Gerüst stützen kann. Denken kann man das eigentlich schon gar nicht mehr nennen, weil es sich so weit von der Sprache entfernt hat, dass die Benennung eines Gedankens Etikettenschwindel wäre. Nicht weil meine Gedanken unaussprechlich sind, sondern wegen der einseitig-frugalen Wörterdiät, der ich seit längerem ausgesetzt bin. Dennoch verblüfft mich der Effekt des Denkens auf das Nicht-Sprechen in dieser Größenordnung.

Der Effekt des Nikotinentzuges auf meine Gemütslage verblüfft mich dagegen weit weniger. Ich bin so ausgelaugt und irritierbar zugleich, wie schon lange nicht mehr. Beides äußert sich in einer paroxystischen Nervosität, die zu allem Überfluss auch noch aufgestachelt wird von der blutig begründeten Sorge um mein Gebiss. Trotz des unverminderten Zahnfleischblutens, dem bereits drei Backenzähne ihren Tribut gezollt haben, schlucke ich häufig trocken und ertappe meine Hände, wie sie sich in der lauen Brise der Nullereignisse auf eine Art und Weise gerieren, dass im Vergleich dazu Espenlaubhalme sich einem Orkan entgegenstemmen wie Betonpfeiler; das Zittern ist manchmal so stark, dass es mich im Zickzack durch die Kabine schüttelt – auf der Konsole tippen kann ich dann nicht mehr; ich muss schon froh sein, wenn ich in den Zickzack-Zitterphasen die Tastatur treffe, weshalb ich die Tarnkappe erst gar nicht wieder abnehme. Und alles nur wegen der Zigaretten, besser gesagt wegen ihres Mangels! Bis in den Schlaf verfolgen mich die Kippen, wo sich

die 7raum-Requisiten in den seltensten Fällen zu vergnüglichen Handlungssträngen verbinden. Doch es gibt auch Ausnahmen. Einmal abgesehen von den unvermeidlichen erotischen Abenteuern, träumte ich neulich davon, wie ich noch als kleiner Junge heimlich im Kräherwald getrocknete Gräser und Schachtelhalme angezündet habe, um sie – unter ersticktem Husten – zu paffen, wie eine Gitanes ohne Filter, als ob ich mir von den madrilenischen Glimmstängeln eigens eine Packung aus dem Automaten im Vogelsang gezogen hätte. Das hatte sich zwar anders ereignet, als ich es geträumt habe, doch hat es mich auf eine Idee gebracht. Eine gute Idee.

Eine gute Idee, aber keine leichte Entscheidung. Doch diesmal ziehe ich das durch; ich bin am Point of no Return und kann nicht wieder umphallen, zumal sämtliche Vorkehrungen bereits getroffen sind, weil – o Wunder – der Stereolithograph TÜV-konform einige Sonderschichten gefahren hat. Im Ernst, einmal abgesehen von den ganzen Querelen, ist es doch ganz beachtlich, was so ein 3D-Drucker alles im Programm hat: handbemalte Teller aus Meißener Porzellan, Königsberger Bernsteinketten, Gablonzer Geschmeide in allen Größen und Farben, eine Joola-Decke mit aufgestickten Paradiesvögeln – passgenau zur Tischtennisplatte –, und sogar ein silbernes Weihrauchfass, wenn auch ein schlichtes, in der Form eines Kiefernzapfens, ist darunter. Nur bei der Calavera musste ich Hand anlegen und ein bisschen nachbasteln, um die ausgedruckte Totenkopfmaske dem Motiv des Anonymous nachzuempfinden. Mit dem Arrangement tue ich mir persönlich schwer; immer schon, auch mit diesen ausgewählten Kleinodien. Trotzdem bin ich's ganz zufrieden, wenn ich mich so umschaue. Über der Platte zieren Blumengirlanden das Deck von einer Strebe zur nächsten wie bei einem Kindergeburtstag; und kreuz und quer hängen Scherenschnitte aus Haftnotizen mit Motiven aus den Veden, der Bibel, dem Koran und dem Quelle-Katalog. Es kann losgehen: Ich halte das Weihrauchfass an den langen Silberkettchen und schwenke es abwechselnd nach rechts und nach links, während ich in Kreisen um die mit all den Utensilien geschmückte Tischtennisplatte parite.

„Heute ist dein großer Tag", verkünde ich feierlich und klebe inmitten eines mit Kaffeesatz und Zigarettenasche präparierten Tellers

auf der Tischtennisplatte eine Photographie von Tlaluc, die ich in einen rechteckigen Schieferrahmen mit eingemeißelten Ornamenten von vogelartigen Indios gesteckt habe, und entzünde behutsam die weißen, mit einem Durchmesser von 7,11 cm majestätisch wirkenden Votivkerzen, die im Kreis um den Teller mit dem Photo angeordnet sind. An der mir am nächsten gelegenen Flamme lasse ich ein Stück von Lings Flatterband verschmoren, auf das ich ein paar Tropfen meines Blutes geträufelt hatte. Mögest du an einem heimeligeren Ort aus dem Xibalbá wieder auferstehen – bin ich kurz versucht, eine aztekischen Opferpredigt anzustimmen, begebe mich dann aber auf das mir kulturell vertrautere Terrain des Psalters und den darin enthaltenen Psalm 23, den Deniz jeden Freitag für sich gebetet hatte. Mit einem Räuspern entschlacke ich die porös gewordenen Stimmbänder. Damit auch die versteckten Mitfahrer ohne Ticket auf den hintersten Bänken etwas von meinen salbungsvollen Worten mitbekommen, intoniere ich mit fester Stimme eine Kantate, als würde ich auf der Orgel begleitet:

„Göttlicher Peyote!
Dein Leib ist mein Wirt,
mir wird nichts mangeln,
du speisest mich mit grünen Trieben,
prallgefüllt mit frischem Stoff,
der erquicket meine Kehle,
der mich schießet ins Paradies
um deines Namens willen.
Und ob ich schon faltete durchs finstere All,
fürchte kein Unglück,
denn ich bin bei dir!
Dein Meskalin rettet mich.
Du bereitest mir einen Tisch
gegen meine Leiden.
Ich zapfe mir deine Säuren
und schenke mir voll ein.
Dankbar werde ich deiner gedenken mein Leben lang
und ich werde bleiben im Herzen ein Junkie immerdar.
Amen.“

Nach der siebten Runde um den Tischtennisaltar schwenke ich vor meinem Holoposter das mit dem Rauchharz Copal befüllte Weihrauchfässchen noch ein letztes Mal, entlasse es dann in die Schwerelosigkeit und erklimme die steilen Stufen des äußersten von den beiden verdeckten Türmen; ich erklimme sie zusammen mit Tlaluc, der tapfer nicht von meiner Seite weicht. Ein Krüppel und ein Kaktus rollen dem Himmelsdach entgegen. Im Rücken spüre ich eine ganze Armee ehrfurchtsvoll pieksender Blicke von unhörbar aus dem Jenseits raunenden Aztekengeistern. Davon unbeirrt streben wir zur Spitze der babelschen Pirámide del Adivino empor, von wo aus das gesamte Universum aussieht wie eine Nussschale. Völlig erschöpft und außer Atem lehne ich mich zurück, während Tlaluc mit dem Ventil nach oben auf der blutverschmierten Opferbank aus massivem Marquina-Marmor Platz nimmt. Niemals würde ich es übers Herz bringen, den niedlichen, fleischklopsigen Fußball die Treppen hinabzustoßen zu den inzwischen ekstatisch johlenden Geistern da unten. Stattdessen entferne ich liebevoll aus seinem sukkulenten Körper den Kılıç mit einem aus einer Menschenrippe gearbeiteten Schaft, den ich noch immer mit beiden Händen fest umschlossen halte. Dann löse ich den Griff und wische mit einem karierten Taschentuch aus Baumwolle die gebogene Damastklinge des Kılıç, die ich kurz zuvor in Tlaluc gerammt hatte, gründlich ab und schneide den Kaktus säuberlich in feine Blätter, die ich mit einer mitgebrachten Schnur lose zusammenbinde.

Ich bin mit dem Mikrotomieren des Peyote noch nicht ganz zu dessen mittiger Hälfte vorgedrungen, da hindert mich entgegen meiner kakteenkundlichen Vorkenntnisse ein harter Kern am Weitersäbeln. Verdutzt lege ich das Heft beiseite und bohre mit dem Zeigefinger tiefer in Tlalucs Herz, wobei es mir die Zellulosefasern des grünen Fruchtfleisches unter die langen Nägel schiebt. Im Zentrum des Kaktus bekomme ich eine Kapsel zu fassen, die ich so behutsam ans Tageslicht befördere, als wäre es eine Tellermine. Ich betrachte die Kapsel von allen Seiten. Das muss ein Drug Drops sein.

Drug Dropse waren in meiner Kindheit sehr populär; aber damals konnte ich mir keine leisten, und als ich mir welche leisten konnte, waren sie verboten. Danach sind sie völlig in Vergessenheit geraten. Nur irgendwelche Freaks beziehen meines Wissens noch verstreute

Restposten der psychedelischen Überraschungseier für nichtssagende Sinnsprüche über die zwielichten Kanäle eines ausgehebelten Darknet light. Entwickelt wurden Drug Dropse in einem Joint Venture pharmazeutischer und militärischer Forschungslabors zur Übertragung von Geheimbotschaften, die wie Zaubertinte erlöschen, nachdem sie freigelutscht wurden. Die Botschaft steht in neuronaler Leuchtschrift am Ende eines Drops-Trips mit endokrin vorgegebenen Leitplanken und ist eine Art strukturierte Bewusstseinserweiterung, die aus dem Alphabet des Unterbewusstseins einen Text zimmert, der als Erinnerung nach dem Trip zurückbleibt. Die Person, die mittels eines Drug Dropses eine Botschaft empfangen hat, ist sich dieser Empfängnis in der Regel gar nicht bewusst. Die Botschaft schiebt sich einfach zwischen ihre sonstigen Erinnerungen, wie eine Korrekturfahne, die sich ohne Rückstände in ein Buch integriert, so, als wäre das Buch schon in der korrigierten Fassung geschrieben worden. Durch die Transmutation zur Erinnerung erlischt die Botschaft als Medium. Ein Dritter kann den Empfang jedenfalls nicht verifizieren. Denn wenn der Drops gelutscht ist, ist er gelutscht, also weg.

Das war den Kais von Anfang an nicht geheuer. Als dann auch noch ein signifikanter Anteil der Konsumenten von Drug Dropsen während des Lutschens oder kurz darauf aus ungeklärter Ursache verstarb, hat Kai II die Datendragees auf den Index gesetzt, sämtlichen Produzenten das Handwerk gelegt und die Forschungsgelder für Telepharmakologie restlos gestrichen. Damit war das Thema eigentlich gegessen bzw. gelutscht. Umso überraschender nimmt sich mein Fund aus. Sieht ganz so aus, als wäre ein Blindgänger aus dieser Zeit im Bio-Abfall des K.O.-Spitals gelandet, wo ihn sich der Peyote einverleibt haben muss. Seinen Absendern hat dieser Drops jedenfalls kein Glück gebracht. Sie sind tot. Mit einem grusligen Schaudern kommt mir in den Sinn, dass es sich bei der unscheinbaren Dragee um eine Todesbotschaft aus dem Jenseits handeln könnte, im doppelten Wortsinne, an der mir weder im einen noch im anderen Sinn gelegen sein kann, weshalb ich den Drops erst einmal in meinem Bauchgurt verstaue. Ich bringe also mein Schnippelwerk zu Ende und mache mich an den Abstieg mit einem großen Bündel hauchdünner Peyoteblättern auf dem Rücken.

Zurück an Deck wickle ich das Bündel mit den Blättern zum Trocknen um die Heizlamellen, die sich in Serpentinen an der Bordwand in die nicht vorhandene Kuppel des Gleiters winden. Auf die obligate Haftnotiz kritzele ich mit gespitztem Bleistift: ‚Beware – this tobacco is the exclusive property of M.M.A.®'. Das tue ich natürlich nicht, um den Klabautersam vom diebischen Verzehr abzuhalten – der kann ruhig weiter seine Steine fressen; vielmehr soll mich der neongrüne Zettel gemahnen, dem heroischen Kaktusopfer beim Erntedank an der gewundenen Tabakssäule zu gedenken. An diesen Heizrohren hängt nämlich meine biochemische Zukunft, die mit keinem Königreich aufzuwiegen ist, weil kein Königreich es mit dem Paradies aufnehmen kann.

Selbst die transatlantischen Revolverhelden, die am längsten dem Irrtum anhingen, ihr Reich sorge weltweit für paradiesische Zustände, können nicht verleugnen, dass ihr Paradiesmus gegründet ist auf brutalem Völkermord und rücksichtsloser Vertreibung. Feuerwasserbeseelte Eroberer vertrieben schlussendlich in mörderischer Selbstherrlichkeit die wenigen Ureinwohner Nordamerikas, die ihrem tödlichen Kugelhagel entkommen waren, aus deren Paradies – einem angeblich primitiven Paradies. Tatsächlich aber tauschten sie das lokale Paradies gegen die globale Hölle und verkehrten den humanistischen Absturz noch dazu in einen zivilisatorischen Aufstieg. Millionen von Menschen wurden in ihrer Heimat heimatlos, wurden zu seelischen Neonomaden mit zerrütteter Persönlichkeit, bis, ja bis sie auf die Peyotes stießen, deren Wurzeln den Indianern die Schichten der Geschichten ihres Stammes freilegten, wenn sie von den Kakteen aßen. Zahllose Komantchen und Navajos bestätigen übereinstimmend, dass ihnen der Peyote ihre Identität zurückgegeben hat. Und das ist, was ich auch gut gebrauchen könnte: meine Identität.

Meine Identität käme mir in der Tat sehr gelegen, wenn auch mit Identitäten nachweislich immer schon religiöses Schindluder getrieben wurde – von Juden, Christen, Muslimen, Hindus, you name it. Zum Beispiel skandiert der Fanclub des Nazareners seit über zwei Jahrtausenden, dass Jesus mich liebt, wie ich bin. Zumindest steht das so im Jakobusbrief. Leider steht da nicht auch, wie ich bin. Das ist ein Mangel, aber kein Schaden: Um zu sein, wie man ist, muss man nicht

wissen, wie man ist. Schließlich könnte ich jemand sein, der nicht weiß, wie er ist. Ich besäße dann eben eine unreflektierte Identität. Die allerdings liebt der Gottessohn nicht unbedingt. Dass nämlich die Liebe Jesu doch kein Blankoscheck für jede Identität ist, erfährt man in der Schrift erst weiter hinten, sozusagen in den Allgemeinen Geschäftsbedingungen der katholischen Kirche. Denn für den Christengott gibt es auf Erden kaum eine schlimmere Charaktermissbildung als die eines Heuchlers, also einer Person, die so zu sein vorgibt, wie sie eben nicht ist; auch für Muslime pflastert der Munāfiq mit Seinesgleichen den Bodensatz der Hölle, aus dem den Heuchler nicht einmal mehr Engel auch nur einen Millimeter emporzuheben vermögen.

Dadurch rutscht die eigene Identität in die Exegese. Denn dass man im guten Glauben für heuchlerisch gehalten werden kann, belegt das Schicksal der Pharisäer. Die kommen bekanntlich nicht ins Paradies, gerade weil sie die Reinheitsgebote der Thora genauestens befolgen. Menschen mit pharisäerhaften Eigenschaften dürfen einfach in keinem guten Roman fehlen, das war schon den Aposteln klar. Den Hindus wiederum war klar, dass Romane, vor allen aber Bildungsromane, pausenlos individuelle Identitäten fingieren und auf dem Weg dieser Fiktion nur Leid, Entbehrung und Schmerz in die Welt bringen – kein Gewinnerthema, gäbe es da nicht ein Hintertürchen: die Moksha oder die Identität mit dem Brahman. Im Brahman gibt es nur ein Ich. Letztlich ist jeder alles, und alle sind göttlich. Anstatt also moralisch als Ich-Heuchler belastet zu sein, belastet mich im Hinduismus die Ich-Illusion psychologisch, insofern ich mich vom Universum als Individuum absondere, mich zu einem Abgesonderten, hebräisch פְּרוּשִׁים , mache, von dem der φαρισαῖος des Neuen Testaments letztlich abstammt.

Die psychologische Last kann ich nur bestätigen. Moralapostel hingegen können mich mal, sagen wir, bestätigen, vom Prof über die Pauker bis hin zu dem außerirdischen Wichtigtuer mit null Ahnung. – Wie auf Kommando springt das Neltie an: „Sind Sie bereit für eine kurze Expedition zum nächsten Planeten?“

„Was für einen Planeten?“, frage ich nur, um Zeit zu schinden und bei Ling den Eindruck zu erwecken, seine Frage wäre bei mir auf Interesse gestoßen.

„Einen Planeten, den wir ‚Girasol‘ nennen, weil sich die Sonne um den Planeten dreht.“

Ist das so ungewöhnlich? – frotzele ich in Gedanken, doch statt mit dem sich aufspreizenden Hohn die Frage zu stellen, die sich so geschickt vorgedrängelt hat, krame ich zu meiner eigenen Überraschung lahm und lustlos die etwas angestaubte Frage hervor, ob es auf diesem Planeten Lebewesen gebe.

„Es sind die Lebewesen, die die Sonne bewegen.“

Das freilich ist ungewöhnlich, aber sowas von ungewöhnlich! Und gerade weil der Planet mich jetzt doch zu interessieren beginnt, sage ich: „Nein danke, interessiert mich nicht!“

„Sind Sie sich sicher?“

„Vollkommen!“

Solange ich keinen Weg weiß, wie ich verhindern kann, dass Ling mein Nachbar wird, rutscht jede planetare Oase weit unter das Niveau eines potentiellen Paradieses. Schon der Gedanke an die Nachbarschaft vergrault mir den Abschluss der Quest – zugleich aber schreckt er mich auf: Was würde ich an Lings Stelle tun, wenn ich jetzt meine Gedanken lesen würde? Glücklicherweise sind die meist so verworren, dass selbst ich Schwierigkeiten habe, sie zu lesen. Ihrer habhaft zu werden, ist schon für mich schwierig genug; und wenn ich einige davon zu fassen kriege, stehen sie mir nicht selten wie ein Geheimcode vor Augen, um dessen Entzifferung ich jedesmal heftig ringen muss; was mich viel Kraft kostet und dann doch das fade Gefühl zurücklässt, dass ich den falschen Schlüssel gewählt und ihre Bedeutung nicht voll erfasst habe.

Wie ich so grüble, was dieser Gedanke nun wieder bedeuten soll, kommt mir mit einem Mal der Gedanke des Gedankenlesens ganz selbstverständlich vor. Wie oft schon habe ich mich nach einer vollbrachten Tat gefragt, was ich mir wohl dabei gedacht hatte. All mein Tun gebärdet sich rätselhaft unleserlich, sobald ich darüber nachdenke, sobald sich mein Ich in die Handlung einschaltet. Ist nicht meine gesamte Existenz die Lektüre eines Textes, den ich in meine

Sprache übersetze? All die Kommentare, Interpretationen und Rechtfertigungen, die ich meinem Verhalten unterschiebe, sind doch nichts anderes als Parallelhandlungen im 7raum. In dieser Konstellation begreife ich Träume als meine Träume. Im Traum schaue ich nach innen, genauer: in den 7raum, in dem mein Avatar mich entwirft, mir Anweisungen gibt oder eben seine Kommentare zu mir ablässt. Das entworfene Ich schaut zurück zum entwerfenden Ich. Im Traum kehrt sich nur die Blickrichtung um, wodurch die Kommentarleiste unweigerlich entfällt, weil keine Übersetzung benötigt wird; erst beim Aufwachen übernimmt der Avatar wieder das Ruder und sucht die 7raumwahrnehmung in eine Ichform zu gießen; deshalb stelle ich mir im Wachzustand Fragen nach der Bedeutung eines Traumes, danach, welche Bedeutung er für mich hat. Traumdeutung ist demnach nichts anderes als das absurde Unterfangen, in beide Richtungen gleichzeitig zu schauen, zugleich zu wachen und zu träumen. Aber entweder ich wache oder ich träume. Wenn ich wache, entsende ich Gedanken in den 7raum; wenn ich träume, empfange ich Gedanken aus dem 7raum.

Der 7raum ist vollgepfropft mit den Zeichen und Symbolen einer mir fremden Sprache und verkörpert so eine Universalbibliothek der Gedanken, die einzeln oder in Bänden entliehen und studiert werden können. Ihre Lektüre ist kaum mehr als akademisches Handwerk. Und das kann man lernen. Ich – Gedankenlesen, wow! Dass ich das möglicherweise kann, zumindest lernen kann, heißt natürlich nicht, dass ich die Gedanken Anderer lesen würde; höchstens allenfalls zu Übungszwecken. Und selbst wenn ich das täte, ist es jemandem wie Ling ohne Akkreditierung noch lange nicht gestattet, den 7raum zu betreten, um dort unverschämt meine Gedanken auszukundschaften. Wer kann, der macht. Das war schon immer so und macht meine 7raum-Initiation nur umso dringlicher, denn solange ich Lings Gedanken nicht lesen kann, wird es schwierig bis unmöglich sein, den Traum-Eindringling zu überführen.

Dieser Gedankengang gräbt sich wie ein Tunnel zum Sesam-öffnedich des 7raums. Ich habe inzwischen den Eindruck, als stehe der 7raum mir sperrangelweit offen. Es ist schon grotesk: Noch habe ich keine einzige Vokabel gelernt und schon gerate ich ins Schwärmen, was ich anstellen würde, wenn ich die Hirnhieroglyphen entziffert

und die Lektüre ihrer sämtlichen Standardwerke abgeschlossen habe. Die Aussicht, den 7raum dicht machen und Ling vor verriegelte Türen stellen zu können, scheint einfach zu verführerisch. Dabei ist mir durchaus klar, dass ich zuerst einmal lernen muss, die eigenen Gedanken zu lesen, und ich muss mit meinen Gedanken vorsichtiger und vor allem sparsamer umgehen, solange ich die Leserechte für sie nicht exklusiv durchsetzen kann. Dazu benötige ich ausreichend Gedankengewalt. Also ab ins Gedanken-Gym.

Dort komme ich auf den Gedanken, dass es mir zwar nicht möglich ist, meine Gedanken zu unterdrücken, ich wohl aber die Abteilung für Neuerscheinungen des 7raums bestreiken kann; und zwar derart, dass ich umschalte von der Produktion und dem Versand meiner Gedanken auf ihre passive Rezeption; und ich schiebe en passant gleich noch den Gedanken nach, dass dieser Gedanke mein letzter selbstverschuldeter Gedanke sein wird. Damit sei zumindest der feste Vorsatz bekundet, mein Kommentatoren-Ich um meiner Souveränität und Freiheit willen auf Sicht ganz zum Schweigen zu bringen. Das allein schon löst etwas in mir aus: So unverhofft mit neuer Motivation und Zuversicht in die eigene Selbstwirksamkeit ausgestattet, parite ich sofort zu Ling hinüber, bis ich lotrecht über ihm schwebe, lege die Beine übereinander, strecke den Rücken durch und lege die Hände in das Prithvi Mudra. Jetzt kann's losgehen. Und schon strömen die Gedanken:

Entspann dich, Mace. Entspaaaann dich. Die Entspaaaannung stellt sich von gaaaanz allein ein, wenn ich meine Gedaaaanken freigebe. Bloß keine Gedanken verketten! Ich bin völlig paaaassiv. Fühlt sich gut aaaan. Wie lange ist das sinnvoll? War das ein aktiver oder ein passiver Gedanke? Zumindest jetzt bin ich im aktiven Modus. Entspaaaanne Dich, schalte aaaab. Nach der Meditation gehe ich ins Kino einen Film gucken. Himbeeren schmecken lecker. Ich könnte mir mal wieder ein Eis ausdrucken. Deniz ist ein dufte Typ. Ich bin Mace, gesprochen ‚Matze' oder ‚Matsche'. Ich kann mit meinen gelähmten Beinen gut leben. Das tägliche Waschen ist ein wenig mühselig. Ich bin 37 Jahre was habe ich zuletzt gemacht alt und Industriekauf das wollte ich nicht vergessen mann. Ich darf nicht wer bin ich abdriften ich bald ist der muss schauen dass Tabak soweit direkt über Ling Filter drucken. Überlingen war ich noch nie läuft doch mich juckt

ganz gut die linke bloß nicht krank werden Schulter denk nicht Motorrad springt an Traum 7raum sowas von huch, ich kippe. Gedanken schweben mit mir schwerelos Gedanken Ungedanken zurück wieder zurück war schon ärgerlich ganz gut schau die Gedanken an statt schwieriger als sie zu denken ich gedacht habe. Mein Ruhepuls schwindet und ich durchlebe eine Art aktiven Winterschlafs.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 079 Version 1.0
by User: Mace

Gedankenketten legen mich in Ketten, machen mich unfrei und verwundbar. Verwundbar vor allem für Wesen, an denen sie vorbeiziehen wie die Waggons eines Shinkansen. Wenn ein solches Wesen auf einen dieser Waggons aufspringt, kann es im Grunde die ganze Kette zurückverfolgen und nach vorne durchgehen bis zur Trieblok. Mit anderen Worten: selbst wenn es mir gelingt, mich aus der Ordnung von Gedanken herauszuhalten, ich also keinen Gedanken mehr fasse, kann ein Nuller immer noch den Gedanken aufsuchen, der mich dahin gebracht hat, nichts mehr zu denken. Mit noch anderen Worten: wenn Ling weiß, was ich denke, dann weiß er auch, dass ich wegen ihm versuche, mein Denken einzustellen.

Angenommen, ich sähe, dass mein Gegenüber sich im 7raum so verhielte wie ich, würde mich das doch misstrauisch machen. Ich würde mich fragen, was der Betreffende gegen mich hat, warum er nicht möchte, dass ich in die Richtung seiner Gedanken schaue, und ich würde Sicherheitsvorkehrungen treffen, die verhindern, dass meine Informationsquelle versiegt. Darüber hinaus würde ich Erkundungen zur Person einziehen, um einschätzen zu können, was die Person als nächstes tun wird. Und ich würde meinerseits mich mit dem Denken zurückhalten. Sprich: ich würde mich genauso verhalten wie Ling. Es ist daher nicht auszuschließen, dass mein stiller Begleiter wie ich meditiert, nur eben besser – so gut jedenfalls, dass ich keinen seiner Gedanken zu Gesicht bekomme.

Ein wichtiger moralischer Aspekt der Gedankenkette ist in diesem Zusammenhang, dass ich kaum verantwortlich gemacht werden kann für das wechselseitige Misstrauen, das gegenseitige Belauern, das

aktuell aus der kameradschaftlichen Kaffeefahrt geworden ist. Weder habe ich die Waggons gebaut, noch die Schienen gelegt. Im Bild bin ich die Lokomotive, die die endlose Kette von Waggons zieht. Und diese Lokomotive ist mit den besten Absichten gestartet, davon bin ich überzeugt; jedenfalls würde ich es begrüßen, wenn es so wäre. Würde ich das wirklich? Dessen bin ich mir gar nicht mehr so sicher. Offen gestanden weiß ich nicht mehr, mit welcher Absicht ich den Zug in Gang gesetzt habe. Ob Ling das weiß? Er weiß es!

Ich gebe fünf Zähne in die Ampulle aus braunem Glas, in der sich bereits die drei Zähne befinden, die gleich nach der Einnahme der Porphyromonas zu wackeln begonnen hatten, und verschließe es mit einem Korkpfropfen. Ein Viertel meiner Zähne habe ich bereits verloren, – vom Verstand dürfte es deutlich mehr sein, zumal ich ihn derzeit einer nachhaltigen Gedankendiät unterziehe. Der renaturierte Gedankenfluss mäandert im rohen, naturbelassenen Flussbett des 7raumes, nur wenige und kurze Strecken zwängt er sich durch die engen, künstlichen Kanäle der Sprache. Je ungezwungener die Gedanken fließen, desto freier fühle ich mich. In diesem Fluss hat es vorhin erst einen günstigen Gedanken ans Ufer meines Bewusstseins gespült. Rückblickend meine ich, der Gedanke hätte damit gespielt, den Gedankenverräter ein für alle Mal ins Gefängnis zu stecken, in ein dunkles Loch oder einen Käfig für Außerirdische; und dann, dann war er plötzlich da, der Gedanke, der mich veranlasst hat zu einer Art Drei-Schluchten-Staudammprojekt, das alle bisherigen Kanäle in den Schatten stellt, und das ich jetzt im Begriffe bin anzugehen.

Insgesamt 29 Schrauben muss ich lösen, bis ich die Blende unterhalb der Armaturen abnehmen kann. Um Druck auf den Schraubkopf mit dem Kreuzschlitzen zu bekommen, muss ich mich etwas ungelenk an einem der Haltegriffe klammern. Das Aufdrehen dauert daher etwas länger als gewöhnlich, dafür entschwebt die Blende ohne Rütteln in das Heck der Kabine. Das Innenleben des 911ers macht einen aufgeräumten Eindruck: auf symmetrisch angeordneten Platinen befinden sich Steckmodule, deren Aktivität Leuchtdioden anzeigen; sämtliche Kabel werden in Kabelleisten geführt, was einen guten Überblick über den Aufbau der Schaltkreise gestattet. Das überrascht mich nicht. Was mich überrascht, ist ein Schaltkreis, den ich in den

Bauplänen des Gleiters nicht entdecken kann, der aber schon deshalb auffällt, weil er die Symmetrie der übrigen Bauteile bricht. Das deutet darauf hin, dass die mit ihm verbundenen Elemente nachträglich eingebaut wurden. Ich schätze mal, das ist ein weiteres der nullometrischen Extras.

Soweit ich das sehe, ist der Schaltkreis, dessen Mainboard mit 7 Mikrocontrollern in das Steuerungsmodul für den Antrieb angeschlossen ist, mit einer externen 12,5 V Batterie verbunden, die den Elektromotor eines ausfahrbaren Hebels mit Strom versorgt. Der Motor käme meinen Zwecken sehr entgegen, weshalb ich mich mit einem Spannungsprüfer versichere, dass durch den Schaltkreis gegenwärtig kein Strom fließt. Dann heble ich den Deckel vom Verteilerkasten und prüfe die Anschlüsse der Kabel. Beherzt zwicke ich das Kabel für die externe Stromversorgung ab. Als mir das Kupferkabel unter der Beißzange zunickt, zucke ich zusammen, weil mich urplötzlich eine schrille Stimme anfährt: „Was tun Sie da?“

„Sam?“

„Was tun Sie da?“

„Sam, du?“

„Was tun Sie da?“

Dachte ich‘s mir doch, dass der Bordcomputer einen Kurzen hat. Und nerviger als ein Bordcomputer ist ein Bordcomputer mit Kurzschluss. Definitiv. Ich rufe: „Hallo, Sam! Schön, deine Stimme wieder zu hören!“

„Was tun Sie da?“

Den scheint es wirklich hart erwischt zu haben. „Ich repariere das System“, teste ich spontan den potentiellen Rest-IQ des Elektronengehirns.

„Was tun Sie da?“

Okay, dem ist nicht mehr zu helfen. Ein zweiter beherzter Eingriff mit der Zange trennt die Verbindung des Schaltkreises mit dem System, dem neuronalen Netz von Sam.

„Was tun Sie da?“

Diesmal kommt die Frage aus dem Neltie. Wort für Wort dieselbe Frage, dafür weniger schrill; fast meine ich, etwas Angst darin raus-

zuhören. „Ich spiele Minsker Mikado“, antworte ich nun etwas auskunftsfreudiger gestimmt.

„Minsker Mikado?“, kommt es erwartungsgemäß zurück.

„Ja, eine Variante von Russisch Roulette.“

„Was verstehen Sie unter Minsker Mikado?“, fragt Ling so platt, dass der verschmorte Sam nicht platter hätte fragen können.

Gnädig gewähre ich ihm eine etwas ausführlichere Antwort: „Beim Minsker Mikado geht es darum, Bauteile aus einem System freizulöten. Das Bauteil, das ich entfernen kann, ohne dass das System zusammenbricht, darf ich behalten. Wer am Ende die meisten Bauteile hat, hat gewonnen. Scheitert ein Spieler bei seinem Freilegungsversuch, verlieren alle Spieler. Dann endet das Spiel mit einem Knall. Peng und aus! Verstehst du?“

„Nein!“

Wie auch? Habe ich mir das doch eben erst ausgedacht. Das sind die Neuen im 7raum. An die wirst du dich gewöhnen müssen! – denke ich breit grinsend, dass die Zahnlücken sichtbar werden, und ärgere mich im gleichen Atemzug maßlos darüber, dass ich mich von meinem Erfolg dazu verleiten ließ, aus meiner Gedankendeckung zu kommen.

Schon zu spät.

Keine Ketten! Bloß keine Ketten! Handeln! – versuche ich mich wieder in die Bahn zu coachen. So löse ich denn als nächstes die Muttern des Differenzialgetriebes, das die Stellung des Hebels in der Kulissenschaltung über einen Regelschieber auf die Kupplung überträgt. Um danach das Getriebe samt Schaltung herauszubekommen, muss ich an beidem kräftig rütteln. Mit einer Hand. Wie aus dem Nichts schweben mir eine Muffe und zwei Synchronringe entgegen. Die lasse ich achtlos an mir vorüberziehen und richte mein Augenmerk einzig auf den hinter dem Getriebe befindlichen Elektromotor. Der aber bewegt sich nicht, da kann ich noch so rütteln. An seinem Gehäuse sind keine Schrauben zu entdecken, und wegen der starren Ankerwelle lässt sich seine Position nicht ändern. Weil ich mit einer Metallsäge stereometrisch nicht ansetzen kann, zerschlage ich die Welle kurzerhand mit einem Beil. Kawumm. Das rummst ganz schön. Ich komme mir vor wie ein Holzfäller im Tropenwaldmuseum zu Lima. Kawumm-kawumm. Endlich halte ich den Motor in Händen

und parite damit ins Heck, wo die Blende verblieben ist und wo auch ich bleibe, um den Motor nicht direkt unter Lings Nase zerlegen zu müssen.

Da sich die Welle durch den Schlag verbogen hat, klemmt das Ritzel hinter der Messingfeder. Mit einem Schraubenzieher biege ich das Gehäuse auf und säge diesmal bequem die Welle vor dem Führungsring durch. Jetzt kann ich den Anker aus den Polschuhen nach hinten rausziehen. Dabei bricht die Kohlenbürste ab. Was soll‘s! – denke ich mir, die brauche ich eh nicht. Was ich brauche, ist der Anker mit der Kupferdrahtwicklung. Den wiege ich jetzt bedächtig in Händen. Im Minsker Mikado bin ich unschlagbar, so oder so. Jetzt kann eigentlich nichts mehr passieren, denke ich und fahre umso erschrockener zusammen, als es plötzlich knallt. Fast zeitgleich riecht es wieder übelst verbrannt und ich sehe, wie über dem Pilotensessel eine pechschwarze Rauchwolke aufsteigt. Ich zögere keine Dukende und parite zurück an Deck, wo drei der Mikrocontroller mit einer bläulich-grünen Flamme vor sich hin schmoren; ich zerre den Feuerlöscher aus der Halterung und ziehe den Sicherungssplint; dann reiße ich mit dem Zeigefinger den Abzug bis zum Anschlag nach hinten und halte mit dem sich aufbäumenden Schlauchende auf die brennenden Controller, die unter aufstäubendem Gezisch mit dem weißen Pulver zu einem Klumpen verschmelzen und ihre exotherme Reaktion unmittelbar einstellen; im Gegensatz zu den Rauchschwaden, die sich nur langsam verflüchtigen. Der Rauch brennt so sehr in den Augen, dass mir verruste Tränen in Schlieren über das Köhlergesicht laufen.

Da habe ich im allerletzten Moment einen katastrophalen Kabelbaumwaldbrand vereitelt, klopft mir anerkennend mein erster Gedanke auf die vernarbte Schulter.

Der zweite Gedanke will mir gleich noch das Feuerwehr-Ehrenzeichen in Gold am Bande verleihen, doch komme ich ihm mit der Meditationskeule zuvor – schon entspringen die Gedanken dem 7raum schneller, als ich sie fassen kann.

Der dritte Gedanke schließlich passiert die Zensur in meinem Kopf nicht.

Die Aufräumarbeiten müssen bis auf weiteres hintanstehen. Jetzt wickle ich erst einmal den Spulendraht in Ruhe vom Anker, denke ich, als es schon wieder knallt. Ungläubig starre ich auf die Rauchbildung im Bug: Nun haben die übrig gebliebenen Mikrocontroller ebenfalls Feuer gefangen. Noch ein Job für den Feuerlöscher – zumindest theoretisch, denn praktisch ist er leer. Beim Versuch, die kaum sichtbaren Flammen mit einem Lappen zu ersticken, verbrenne ich mir die Fingerkuppen. Oh heiliger Sankt Murphy! – ein kreativerer Fluch kommt mir aufgrund der Kürze der Zeit im 7raum nicht in den Sinn. Ohne Rücksicht auf Verluste hacke ich mit dem Beil das Mainboard heraus und zerre an den Kabeln, bis sie aus ihren Buchsen fahren oder ihre Befestigung gleich mitbringen. Das Ganze kippe ich, wie es ist, umgeben von einer pilzförmigen Rauchwolke, die mir das Gesicht noch tiefer schwärzt, in den Reaktor, weil ich nicht weiß, wie ich es aus dem Gleiter werfen könnte. Weil ich auch nicht weiß, wie der Reaktor auf brennendes Material reagiert, rechne ich jeden Moment mit der ultimativen Explosion. Ich halte inne und spitze die Ohren, als würde die Explosion sich mit einem Knistern ankündigen. Nichts. Und noch einmal nichts. Nach einer Weile beginne ich wieder zu atmen, nach der dreifachen Weile sogar regelmäßig.

Und jetzt, wo ich nicht mehr daran glaube, dass ich den Draht in Ruhe abwickeln kann, bleibt alles ruhig, aber sowas von ruhig! Ich höre förmlich, wie im Quantenvakuum Antiteilchen aufblitzen und wieder untergehen. So fasziniert bin ich von dem Tropfgeräusch, das ein hauchfeiner Nieselregen in einer Regentonne verursachen würde, dass mir mein Fortschritt beim Abwickeln erst bewusst wird, als ich den Anker nackt – der Anker ist nackt, nicht ich! – in Händen halte. Fast 37 m Kupferdraht, damit kann ich einen Würfel mit einer Kantenlänge von 3 m bauen. Da kommt es auf ein paar Zentimeter hin oder her nicht an. Allerdings muss ich siebenmal ansetzen, um den Würfel an einem Stück aus dem Draht zu biegen, also ohne eine Kante doppelt zu ziehen und ohne den Draht abzuschneiden. Und, voilà, fertig ist der Verräter-Käfig, der Faraday-Käfig – was für ein glücklicher Gedanke mir da doch gekommen war! Der Käfig wird mich vor Lings Geistesblitzen genauso beschützen, wie er den Nuller vor meinen Gedanken abschirmt: Nichts von meinen Gedanken wird mehr nach außen dringen; vorausgesetzt meine Gedanken besitzen

ein elektromagnetisches Feld. Wie auch immer, ich muss mich nach allen Richtungen hin Vollkasko absichern.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 041 Version 7.1
by User: Mace

Test. Test. Dies ist ein Test. Ich habe allen Grund zur Annahme, dass die Aufzeichnungen fehlerhaft sind. In den Files finden sich Hinweise darauf, dass sie von Dritten gelesen und zumindest teilweise redigiert werden. Außerdem befinden sich im Ordner Aufzeichnungen mit meiner Signatur, die mit großer Sicherheit nicht von mir stammen.

Als Urheber kommen dreierlei infrage:

1. *der Nuller (Ling),*
2. *ein Kurzschluss (Klabautersam) und*
3. *ein blinder Passagier (Al-Skede).*

Dem Nuller traue ich inzwischen alles zu. Stille Wasser sind tief. Auch dass meine Weltlinie schon lange keine Sprünge mehr gemacht hat, könnte ein Hinweis darauf sein, dass die Kanaille etwas Humorloses ausheckt. Eigentlich könnte er sich um den defekten Bordcomputer kümmern; der geistert ziellos durch die Schaltkreise, ohne dass sich abschätzen lässt, zu was Sams Kriechströme sich aufschaukeln können. Der mögliche Schadensraum dürfte sich nach gewissen Eingriffen, die ich als ‚Reparatur' verstanden haben möchte, eher noch vergrößert haben.

Sams Unpässlichkeit kann nun drittens als Sabotageakt betrachtet werden eines Passagiers, der fürchten muss, vom Bordcomputer entdeckt zu werden. Das könnte jedoch nur ein Minidäumling in Windeln sein, der sich wie die Masker von anorganischer Materie ernährt. Sollte es einer der drei Verdächtigen sein, dürfte ihm sehr daran liegen, die Beweislage zu seinen Gunsten zu wenden und ergo auch dieses File zu manipulieren. Nur bin ich diesmal gewappnet: ich habe den Text wortwörtlich übertragen in mein Notizbuch, sodass ich zur Aufdeckung von Manipulationen nicht mehr allein auf mein Gedächtnis angewiesen bin. Ende des Tests.

Ob der Käfig was taugt? Schwer zu sagen. Ich habe mich jetzt schon eine ganze Weile nicht von der Stelle gerührt, ohne dass etwas passiert wäre. Die Crux ist, dass nichts passieren darf, wenn der Käfig was taugt. Um seine Tauglichkeit zu testen, müsste ich daher seine Untauglichkeit auf die Probe stellen. Und untauglich ist der Käfig, wenn meine Gedanken trotz Käfig nach außen dringen. Ich müsste also herausfinden, ob Ling meine Gedanken kennt. Einfach fragen, scheidet aus naheliegenden Gründen aus. Ich müsste ihn vielmehr zu einer Reaktion provozieren, die ihn verrät. Sprich, ich müsste ihm das Geständnis abringen, dass er meine Gedanken liest, indem er mir beispielsweise verspricht, ab sofort damit aufzuhören. Doch wie provoziert man einen Nuller? Wie bringe ich ihn dazu, mich förmlich anzubetteln, mit der Gedankenüberwachung aufhören zu dürfen? Der ist doch mit allem zufrieden; den stört nur, wenn ich singe! Wenn ich singe? Und wie ich singe!

Ohne Soundcheck gehe ich in die Vollen. Auf, auf, Ling, my Ling al-Ling! Fahr schon mal für Chuck die Kilowattboxen hoch samt Subwoofer, bis die Bordwände wackeln und der SamSarah erzittert, damit ich die Bässe so richtig auf dem Zwerchfell wummern spüre! Ist das schon alles? Was sagst du? Lauter? Lauter! Hier sind Hardlinge angesagt. Gute Musik kommt nicht auf leisen Tönen, ist keine leichte Artillerie; gute Musik lässt es krachen, fährt die schweren Geschütze auf, aber sowas von schwer, metallschwer!

Was nicht rockt, ist tot, Junge! Ich bin so in Fahrt, dass ich beinahe meinen Einsatz verpasse, aber dann schmettere ich gerade noch rechtzeitig los, als die Luftgitarre ihr Solo beendet:

„In Tal und Au‘n
rüstet sich
allein für mich
das Morgengrau‘n.

In Au‘n und Tal
beim Lerchenschlag
wird es Tag
zum letzten Mal.

Dann hör ich die Fanfaren,

sie schallen im Schwall,
sie hallen halāl
im ganzen All,
im ganzen All!

Ich höre die Fanfaren,
sie knallen die Kall‘,
sie fallen fatal
durchs Weltenall,
durchs Weltenall.

Die Ehre ruft
im Harnischglanz
zum Schwertertanz
in die Gruft.

Es ruft die Ehr‘
von überall
in Chrom und Stahl
der Helden Heer.

Denn ich hör die Fanfaren,
sie schallen im Schwall,
sie hallen halāl
im ganzen All,
im ganzen All!

Ich höre die Fanfaren,
sie knallen die Kall‘,
sie fallen fatal
durchs Weltenall,
durchs Weltenall.

Noch hör ich die Fanfaren,
sie schallen im Schwall,
sie hallen halāl
im ganzen All!
All!
Skede!“

Ich stimmbändere mit Schneit und Schneide, bis dass die Axt tropft, wiederhole und variiere den Refrain in wechselnden Tempi und Vokalisationen: „Ich hure du Funfuren, sie knullen du Kull', sie hullen hullül", bis ich mir selbst mörderisch auf den Geist gehe. Jetzt heißt es durchhalten: „Finfiiiriiihiiihin“ – meine Stimme wird schrill, fast kreischend und überschlägt sich schauderhaft. Ein ungutes Reiben im Hals signalisiert mir, dass in dieser entscheidenden Phase des Duells meine Kehlorgane unbedingt Unterstützung benötigen. Zu diesem Zweck hebe ich im Takt die rechte Hand und spreize den kleinen Finger und den Zeigefinger zu einer wippenden Pommesgabel. Auch der Nacken kommt auf Touren. Wie besinnungslos schleudere ich meinen Kopf hin und her, sodass es aussieht, als wolle die Wirbelsäule in einem postkranalen Rodeo mit aller Macht den Schädel wie einen lästigen Fremdkörper abwerfen, der sich rein zufällig am letzten Halswirbel verfangen hat. Die zottigen Braids klatschen mir dabei auf die Schultern, peitschen meine Wangen. Von einem Rauf-Runter-Stakkato wechsle ich in ein Rotations-Tremolo und gebärde mich wie ein Labrador, der sich nach dem Bad in einem schlammigen Tümpel zum Zwecke der Reinigung schüttelt.

„Sie chillen im Schill" – meine Drehfrequenz nimmt Kurs auf die eines desorientierten Hammerwerfers, der am Griff seines Sportgerätes klebt und mit jeder Umdrehung sich zusehends in eine außer Kontrolle geratene Turbine verwandelt. Beim „sie killen den Till, sie tillen den Kiel“ verlässt mein Kopf die geordnete Umlaufbahn geometrischer Körper und zuckt chaotisch in alle Richtungen, sodass nur noch im Stroboskoplicht Schädel und Rumpf eine Einheit bilden, in dessen abgesprengten Augenhöhlen wie kurzgeschlossene Wäschetrommeln die Augäpfel rotieren, die mir aus hochfrequent changierenden Perspektiven kaleidoskopisch beziehungslose Wahrnehmungssplitter ineinander schieben zu einem psychedelischen Scherbenspektrum einer zur visuellen Bedeutungslosigkeit verkommenen Welt. Die Scherben zerspringen in immer winzigere Scherben und brechen das Bild auf meiner Netzhaut in Myriaden von Minibildern; kurz vor dem Delirium tremens sacke ich erschöpft zusammen, Hand und Kopf schweben bewegungslos, aber das Scherbenspektrum bleibt in der Linse. Da weiß ich, dass ich verloren habe. Für Putzrisse im Universum habe ich weder Spachtelmasse noch Liedgut. Die muss ein ande-

rer glätten. Meine Kapitulation besiegele ich mit einem mehr gejammerten als gesungenen „Ling Löckchen, Lingelingeling, Ling Löckchen, Ling!"

Völlig ermattet treibt es mich aus dem Faradayschen Käfig. Ich kann nicht mehr. Meine bloße Existenz erdrückt mich mit dem Henkersschlag ihrer Leere und Hohlheit. Ich kann und will mich zu keinen Gedanken mehr aufraffen; das ist alles vergebens. Mechanisch hebt sich der Brustkorb, schließt sich der Kehldeckel beim Schlucken und blinzeln die Augenlider. Hätte ich die Kraft dazu, würde ich auch die letzten Funktionalitäten meines Körpers abschalten. Früher habe ich mich wie eine Amöbe auf einem Neutronenstern gefühlt, die sich aufrichten und in die dritte Dimension vorstoßen möchte, aber von der Schwerkraft niedergedrückt wird und platt wie ein Spiegelei in der Schicksalspfanne schmort. Das war einmal. Jetzt, jetzt aber möchte ich mich nicht einmal mehr aufrichten. Im Gegenteil, am liebsten würde ich mich für immer hinlegen und horizontal von der Monotonie des Lebens in die Monotonie des Todes hinübergleiten. Alles ist mir lieber als wieder eingekauert zwischen den Sauerstoffflaschen dahinten mit Daumen im Mund aufwachen, ohne zu wissen, wie ich dorthin gekommen bin.

Was mir geschieht, fühlt sich alles so fremd und andersartig an; was mich einst aufblühen ließ, erscheint mir nun welk und morbid. Die Pusteln platzen auf wie der Löwenzahn im Sommer und überziehen meine braune Haut mit winzigen rosa Kratern, neurodermatologischen Entzündungsherden, die schuppen und jucken und mich zeichnen, als hätte ich Lepra. Mein Leib ist ein schlaffer Komposthaufen geworden, der von innen heraus verrottet; nicht zuletzt dadurch, dass auch die zähesten Zähne sich nach und nach verabschieden aus dem eingefallenen, verrunzelten Mund mit nach innen gestülpten Lippen, woraus ein fauliger Geruch entweicht, der sogar mich abstößt. Fünf dentale Prachtexemplare, alle ohne Füllung, sind bereits in die gut gefüllte Ampulle gewandert. Mit der übrigen Hälfte meines Gebisses, die mir verblieben ist, würge ich einstige Leibgerichte nur noch aus Pflicht und Routine herunter. Jeder Bissen ein Kampf. Doch wenn ich nicht mal mehr meine Kässpätzle genießen kann, worauf soll ich

mich dann überhaupt noch freuen können? Selbst beim Wort ‚Freude' verspüre ich nichts davon – das ist für mich bloß mehr eine Lochkarte, die ich wie Scrabble-Bausteine in ein grammatisches Kreuzworträtsel einsetze, ohne dass der daraus entstehende Text eine Bedeutung für mich hätte.

Und doch: Trotz der apathischen Gleichgültigkeit gilt mir mein Leben doch mehr, als mir das matte Hirn bedeutet. Im Brennglas meiner Angst wächst jede Kleinigkeit zu einer lebensbedrohlichen Größe aus, die nur unüberwindbar sein. Sobald mich irgendetwas juckt, kitzelt oder drückt, rollt gleich eine Kolonne von Krankheiten auf mich zu, wird jede Hautrötung zur Allergie, jede Allergie zu einem Krebsgeschwür und jedes Krebsgeschwür zu einem Tod in Zeitlupe. Oh wie hasse ich dieses Sterben, wie hasse ich dieses Leben, diese leere Hülse von einem Ich! Dieses Dreckparadies kann mich mal! Wo soll denn in dieser kosmischen Ödnis so etwas wie ein Paradies herkommen? Öde ist hier alles. Verödeter Raum, verödete Zeit. Die Ödnis allüberall erstickt schon jede Lust auf die bloße Vorstellung des Paradieses, auf Gedanken darüber, wie das Paradies eingerichtet sein könnte oder sollte. Und ohne eine das Paradies emotional anbahnende Erwartung ist meine Expedition ins All ein Himmelfahrtskommando ins Nichts. Ziel und Zweck meiner Existenz flüchten vor mir schneller als der Weltraum expandiert; sie verpuffen mir zwischen den Hirnwindungen, so als annihilierte ein todessehnsüchtiges Anti-Gehirn mit Unglückshormonen alles, was mein Gehirn an lebensbejahenden Glückshormonen ausschüttet, so als werde jedes seiner elektronischen Aktionspotenziale ausgelöscht von einem positronischen Reaktionspotenzial zu Null und Nichts, Nada, Niente, Nitschewo – oder Ling.

Nein, ich will nicht mehr. Ich will mich nicht mehr. Ich will mich nicht mehr, wie ich bin. – Ich bin nicht mehr. Ich bin nicht mehr, wie ich bin. Ich ändere mich nicht mehr. Ich bin abgestorben, tot. Rien ne va plus. Je ne veux plus. Nur ein Weh, eine Verwandlung kann mich erlösen, die stärker ist als ich. Aus eigener Kraft aber bringe ich die nicht auf den Weg, nicht von innen heraus. Mein Wille hat sich ausgeklinkt, der steht nicht mehr am Start. Was ich will, unterscheidet sich nicht von dem, was passiert. Nur dass eben auch das noch passiert,

was ich nicht will. Wenn überhaupt, ändere ich aus eigener Kraft eher mein Äußeres als mein Inneres. Moment! – Wenn beide, Inneres und Äußeres Teil derselben Persönlichkeit sind, ihr angehören, dann könnte ich mich innerlich ändern, indem ich mein Äußeres ändere. Das soll mich doch! Frappierend mich ausgerechnet jetzt die zweifelsfreie Dialektik eines verendeten Willens vor! Du fasst es nicht, da sag mir einer! Mais je veux, je ne veux pas mes cheveux! O jeminöh! Der so zwiespältigen wie dialektisch zwingenden Eingebung folgend, ich könnte einen inneren Wandel durch meinen äußeren anstoßen, krame ich noch immer irgendwie ungläubig den verfetteten Langhaarschneider hervor und rasiere mir kurzerhand eine Glatze. Wie welkes Laub fallen die dicken Haupthaare von mir ab. Deutlich zu sehen sind jetzt die Tattoos hinter den Ohren: Links eine 11, rechts eine 19. Eigentlich wollte ich mir damals die Zahl des Tiers stechen lassen, doch die ist zwar eine Schnapszahl, aber keine Primzahl. Die 11 aber ist die kleinste Primschnapszahl, und die nächste Primschnapszahl besteht aus 19 Einsen. Alle Schnapszahlen dazwischen haben mindestens einen Teiler mehr als 1 und sich selbst.

Nun also umspült kühle Luft mein kahles Haupt. Von einem warmen Odem ums Herz ist allerdings nichts zu spüren. Noch nicht. Noch? Habe ich ‚noch nicht' gedacht? Ist da tatsächlich der fahle Schimmer einer Hoffnung über mir gesternschnuppt? Und das nur, weil ich jetzt die gleiche Frisur habe wie der Statthalter? Wenn der es nun wäre, der sich hier versteckt hält? Der Typ mit seinem Appetit auf die Steinchen, die Andere übers Wasser hüpfen lassen? Könnte doch sein, schließlich hatte ich bei dem überhasteten Start von der Erde weiß Gott anderes zu tun, als darauf zu achten, ob er den SamSarah tatsächlich verlassen würde. Komisch, dass mir auf einmal die Gesellschaft des eingesteiften Korinthenkackers fast schon wünschenswert vorkommt. Bevor ich nun ausgerechnet den auch noch zum Erlöser und Hoffnungsträger verkläre, schaue ich mich zum x-ten Mal nach seinem möglichen Versteck um, bleibe aber am Holoposter hängen, das mich aus irgendeinem dringlichen Grund am Ärmel festhält. Meine Augen gleiten erwartungsvoll über die optoelektronische Reproduktion des Renaissance-Gemäldes. Da erst werde ich gewahr, dass der Zypressenhain im Vordergrund wie ein schwarzer Schatten

auf den Turm zu Babel zuschwebt, ein Schatten, der viel dunkler ist, als ihn das natürliche Licht wirft, und nicht nach hinten fallend, sondern von vorne kommend, als ob dadurch die schicksalhafte Sprachverwirrung ihren Schatten vorauswürfe; und zwar keine Verwirrung qua Vielsprachigkeit, sondern eine Verwirrung der Sprache selbst – qua ihrer Formalisierung zu Kalkülen. Das hieße, dass in dem Gemälde das Gebäude der Welterkenntnis allegorisch zusammenstürzt zur ewigen Baustelle der Wissenschaften.

Mir fällt es wie Schuppen von den Augen – und die Welt, die sich gerade weiten wollte, rollt sich wieder ein in ein klaustrophobisch enges Schneckenhaus. Denn jetzt, da sich der alte Meister mir künstlerisch geoffenbart hat, wirkt der Schatten erst recht bedrohlich, so als reiche seine tiefgrüne Schwärze in den Gleiter hinein und durch ihn hindurch, um sich mit dem Weltraum zu verbinden; ätherisch zu verbinden zu einer Schattenschlinge, die sich um den Flaschenhals meine Existenz zuzieht; zu einem schwarzen Strudel, der mich in die Tiefen der Inexistenz hinabreißt. Schwärze überall. Um mich herum nur schwarz schwarz schwarz; ein Schwarz, das jedes Licht tilgt, jeden Ton schluckt. Eine schwarze Stille, Totenstille. – Plötzlich höre ich einen Schrei. Schrill und scharf wie ein Skalpell. Einen ganz erbärmlichen Schrei, einen Angstschrei, der durch Mark und Bein geht. Verschreckt zucke ich zusammen. Jemand schreit da völlig durchgedreht; schreit einen Schrei abgrundtiefer Verzweiflung. Es ist mein Schrei. Ich schreie.

Jetzt, wo ich weiß, dass ich es bin, der schreit, schreie ich nur umso beherzter, verzweifelter, mit der Zuversicht eines Opferlamms, das unbewaffnet seinem Schlachter mit den gewetzten Messern gegenübertritt, dass im Schreien etwas Rettendes liegen könne. Ich schreie lauthals meiner Erlösung hinterher. Doch der Schall ist langsamer als meine Angst, kriegt sie nicht zu fassen und mobilisiert gerade dadurch neue Schreianstrengungen. Die Verfolgungsjagd hält sehr lange an, länger, als die Angst in Sichtweite lauert. Mit Mannfredshorn und Blaulicht durch jeden Winkel meiner Seele rasend gleicht die Verfolgung immer mehr einer Geisterbahnfahrt, auf der für Sekundenbruchteile monströse Ängste im blauen Licht sichtbar werden, die auf mich einstürmen und ahnen lassen, was für Monster und wie viele davon mir im Dunkeln zähnefletschend noch nachsetzen.

Wäre ich eine unsterbliche Seele, ich würde ewig weiterschreien; doch mein sterbliches Wesen lässt das Schreien in ein Wimmern übergehen, bevor es ganz verstummt und mich in einer verschwitzten Bewusstlosigkeit zurücklässt.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 097 Version 1.0
by User: Mace

Oft schon habe ich mich gefragt, wie ein Mensch artgerecht seinem eigenen Tod begegnet oder begegnen sollte. Damit eng verknüpft ist die Frage danach, wie man mit seinem Leben abschließt auf eine Weise, die dem Umstand Rechnung trägt, dass der Tod einen echten Schlussstein setzt, von dem ich keinen Rückzieher mehr machen kann. Darauf, denke ich, sollte man im Laufe seines Lebens eine Antwort finden, auch wenn ich davon überzeugt bin, dass es für einen Menschen keine Folgen hat, wenn er unvorbereitet aus dem Leben scheidet. Allerdings meine ich, dass es für einen Menschen sehr wohl Folgen hat, wenn er eine Antwort auf diese Fragen schuldig bleibt oder die Antwort unbefriedigend ausfällt. Die Antwort nämlich hat durchaus Folgen darauf, wie jemand sein Leben führt, das heißt es zu Tode bringt.

Bevor ich mich selbst an die Beantwortung mache, möchte ich die Frage dahingehend zuspitzen, dass die Antwort nur dann befriedigend sein kann, wenn der Begegnung mit dem Tod Endgültigkeit zukommt, der Tod also ein Ende markiert, keine Schwelle, die man halblebig überschreitet; sprich: die Antwort muss auch für diejenigen akzeptabel ausfallen, die sich nicht an das in jeder Hinsicht unhaltbaren Lemuren-Dogma eines Lebens nach dem Tode klammern, so als wäre Totsein ein Verb und Leben ein Zustand. Solcherlei körperlose Schattengenossen führen gezwungenermaßen ein Leben, als wären sie tot. Angesichts der von ihnen behaupteten Tod-Leben-Symmetrie ist das Leben in gleicher Weise ein Tod vor dem Tod wie der Tod ein Leben nach dem Leben. Wer aber dem Tod in seiner Endgültigkeit und Irreversibilität nicht Rechnung trägt, verkennt leicht den Wert des Lebens.

Meine vorläufige Antwort kann ich nur in einem Bild vortragen, und zwar im Bild der Enthauptung. Das heißt, aus meiner Sicht ist ein würdiger Tod wie eine Enthauptung, also nicht die Enthauptung selbst: Wenn ich tot bin, dann möchte ich gestorben sein, als wäre ich enthauptet worden. Das Bild des vom Rumpf abgetrennten Kopfes überzeugt durch seinen klaren Schnitt mitten durchs Leben. Der Hieb muss kunstfertig ausgeführt sein, und zwar von einem mitfühlenden Menschen; er muss ausgeführt sein mit der vom Schleifen noch warmen Klinge des schärfsten Schwertes weit und breit, und zwar in einer so schlichten wie ruhigen Zeremonie, – nicht mit der industriellen Geschäftigkeit einer rostigen Guillotine, schließlich soll mein Tod begangen werden und nicht irgendein Tod.

Meinem Tod möchte ich begegnen frisch gebadet und rasiert, mit aufrechter Haltung und im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte; ich möchte zu ihm gehen mit dem von mir ausgewählten Schwert, das ich andächtig in beiden Händen vor mir trage, dessen Klinge auf einem weißen, quadratisch zusammengelegten Frotteehandtuch in der Sonne blitzt. Ich möchte meinen Kopf auf das weiche, blumig duftende Handtuch betten, sodass mein Hals lang und eben freiliegt wie der eines Schwanes auf dem Hackbrett. Ich möchte den Namen meines Scharfrichters nicht wissen, ich möchte nur sicher sein, dass er mich liebt; ich möchte, dass mein Scharfrichter mir die Augen verdeckt, indem er das Handtuch behutsam über meinem Haupt umschlägt und mir vor dem wuchtigen Hieb zärtlich die Hand unterhalb der Markierung auf den Nacken legt; ich möchte meinem Tod geduldig begegnen und mir Zeit nehmen für ihn, damit ich mich auf diesen Moment einstimmen und vorbereiten kann. Bei der Vorbereitung hilft mir, dass Andere vor mir enthauptet wurden; es hilft mir insofern, als sie mir zum Vorbild dienen, wie auch ich Vorbild sein möchte.

Einen Synapsenklempner könnte ich jetzt gut gebrauchen! – spült es einen verzagten Gedanken aus dem angstbesetzten Sumpf des Unbewussten hoch in das sich wieder klärende Gesichtsfeld meines Bewusstseins. Dankbar für das Lebenszeichen meines Verstandes nehme ich den Wink auf und platziere mich vor der Konsole. Wie wäre mir geholfen, wenn ich mich genauso einfach nur runterfahren

und neu booten, wenn ich mittels eines Resetknopfes mich nach einem Fehler wieder in das letzte Level meines bisherigen Lebens befördern könnte: You have one life left – Get ready player one! Aber ich bin sowas von not ready, dass ich willenlos jeder Spur nach Hilfe folge ohne Sorge darum, wem womit geholfen werden soll. Meine Identität ist reduziert auf die eines Endhilfsbedürftigen, der bereit ist, alles oberhalb der bloßen Existenz für sich zu akzeptieren. Diese punktförmige, eigenschaftslose Existenz ist also übriggeblieben vom raumgreifenden Großprojekt eines Weltraum-Capitáns.

Trotzdem: würde ich mein Ich fragen, dann befände es sich nur in einem vorübergehenden Schwächezustand, und es würde, sobald ich wiederhergestellt bin, das Ruder energisch an sich reißen und unter Volldampf noch die Segel hissen, um wieder vorne mitzumischen – wohin und in welche Richtung, würde sich an der Spitze weisen, Hauptsache aufgetakelt, Hauptsache vorne! – so oder so ähnlich orakelt ein Echo ohne Schallquelle zwischen den engen Wänden meiner klausenhaften Persönlichkeitskammer, was mir schon in der bloßen Vorstellung mehr Energie zieht, als ich für meine Regeneration zu mobilisieren vermag.

An der Konsole gebe ich in die Suchmaske ‚Autotherapie' ein, um mich computergestützt selbst zu kurieren, darauf hoffend, dass meine psychischen Schäden nichts weiter sind als eine Delle im Kotflügel, die mit ein paar Handgriffen ausgebügelt werden kann. Diese Hoffnung scheint der Suchalgorithmus mit mir zu teilen, und zwar buchstäblich, denn der Schwerpunkt seiner Recherche liegt eindeutig auf Auto und weniger auf Therapie – Stuttgarter Wertarbeit eben: anachronistisch und weltraumfremd. So bleibt mir nichts anderes übrig, als mich durch zahllose Fahrzeugmodelle zu wühlen, bis ich auf ein Programm mit dem verheißungsvollen Namen ‚Cosmoparanoia' stoße. Ein psychoanalytisches Tool, das immerhin 3 von 5 Sternen erhalten hat, bei allerdings nur einer einzigen Bewertung – von einem gewissen Maçk. Ein Serum für eine Injektion oder ein chirurgischer Eingriff wären mir zwar lieber gewesen, aber ich stelle mich todesmutig auch therapeutischen Sitzungen.

Nach dem Programmstart fordert mich Cosmoparanoia auf, eine Neuronen-Kalotte mit einer Mindestauflösung von 97 µm per voxel für den erforderlichen Hirnscan zu verwenden. Routiniert stülpe ich

mir die Tarnkappe über den kahlen Schädel, zurre den Kinnriemen etwas enger und verfolge die Anzeige auf dem Bildschirm: „Die Daten werden heruntergeladen. Das kann mehrere Minuten und bis zu 2 Stunden dauern. Bitte schalten Sie das Gerät nicht ab.“ Das ist doch erfreulich schnell, wenn man bedenkt, dass das durchschnittliche Gehirn Nervenzellen im dreistelligen Milliardenbereich besitzt – das jedenfalls hätte ich mir gedacht, wenn nicht schon, bevor ich die drei Sätze auch nur zu Ende lesen konnte, die Meldung auf dem Bildschirm erschienen wäre, dass der Datentransfer abgeschlossen sei. – Da muss etwas schiefgelaufen sein. Ich starte das Programm neu. Diesmal werde ich erst gar nicht mehr zum Hirn-scan aufgefordert; und als ich den manuell vornehmen will, steht da grün auf schwarz: „Scan bereits erfolgt“. Erstaunlich schnelle Datenübertragung, Respekt! – denke ich mir, das muss an den Carbyneleitungen liegen, von denen Ling gesprochen hatte.

Dann passiert erst mal gar nichts; beziehungsweise es blinkt nur der Cursor gemächlich links oben am Bildschirm. „Hallo?“, wage ich mich vor.

„#53: Hallo.“

„Hallo!“

„#59: Hallo.“

„Geht hier noch was?“

„#61: Nein.“

„Ich dachte, dass dies ein Therapieprogramm sein soll.“

„#65: Cosmoparanoia ist ein klinisch erprobtes Therapieprogramm für Persönlichkeitsstörungen im Weltall.“

„Und was macht dieses Programm, um Persönlichkeitsstörungen zu therapieren?“

„#67: Es hört zu.“

„Da gibt's noch Andere!“

„#6B: Interessant.“

„Das will ich meinen.“

„#6D: Interessant.“

„Mit einem so beschränkten Repertoire können Therapieerfolge erzielt werden?“

„#71: Cosmoparanoia bietet Ihnen eine einmalige Erfolgsgarantie. Sollten Sie mit dem Programm nicht zufrieden sein, wird Ihnen ein volles Rückgaberecht eingeräumt.“

Ich möchte nicht wissen, was dieser Krempel gekostet hat. Das Programm scheint mir sowas von eingebildet, dass es mir fast therapiebedürftiger vorkommt als ich mir selbst. Am liebsten würde ich diesen analytischen Lackaffen einer Selbsttherapie aussetzen. Aber wozu die Umstände? Wer solch eine Flanke öffnet, den dürfte eine Breitseite kaum überraschen: „Das ist sehr großzügig, aber ich würde auf mein Rückgaberecht verzichten und stattdessen von meinem Löschrecht Gebrauch machen.“

„#7F: Ich darf Sie darauf aufmerksam machen, dass das endgültige Löschen von Cosmoparanoia nach Beginn einer Therapie irreparable Schäden bei Patienten hinterlässt, für die Cosmoparanoia keinerlei Haftung übernimmt.“

„Dann sind jetzt garantiert Kernfragen der Therapie dran, sonst beenden wir die Übertragung.“

„#83: Fühlen Sie sich mit Ihrem Penis sicher?“

Muss ich mich das von einem digitalen Kastraten fragen lassen? Sicher nicht: „Nächste Frage.“

„#89: Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihrem Vater?“

Ich schalte das Programm ab. Das reicht.

„Wollen Sie das Programm endgültig löschen? J/N“ Ganz eindeutig: J.

Endgültig gelöscht – so fühle ich mich. Ich fühle mich, als hätte ich statt der Cosmoparanoia-Dateien mein BIOS, mich selbst gelöscht, mich entkernt, alles entfernt, was charakteristisch ist für einen Menschen mit meinen Genen, meinem Aussehen, meiner Biographie. Ich bin nurmehr eine verlassene Larve, ein Pointer, der auf ein Register mit 0 kB verweist; von mir ist nichts mehr übrig, was man im engeren Sinne noch adressieren, als ein Etwas ansprechen könnte. Alles Leben ist aus mir entwichen; zurückgeblieben sind nur anatomische und physiologische Einheiten, die rein mechanisch ihr Werk verrichten. Würde diese Hülle auch nur ein einziges Gefühl noch beherbergen, es wäre das Gefühl der Dankbarkeit. Dankbarkeit dafür, dass ich nichts mehr fühle, dass da kein seelischer Schmerz mehr ist, der mich

niederdrückt, kein moralisierender Avatar, der mich und mein Verhalten maßregelt. Alles hat auf einmal seine kristalline Ordnung, ist an seinem Platz für immer und ewig. Es ist, als läge die Ewigkeit mir vor Augen, als sähe ich mit einer den Weltraum begrenzenden Retina von außen so auf das gesamte Universum, dass ich seine Gestalt bis ins geringste Detail gleichzeitig wahrnehme, ohne dass mir irgendetwas, und sei es auch die kleinste Kleinigkeit, entginge. Die Wahrnehmung ist total in dem Sinne, dass sie diesem in geometrischer Präzision indizierten Universum nichts mehr hinzufügt, sie also in sich selbst einbeschlossen ist und sich selbst mangels Reflexionsebene unreflektiert wahrnimmt.

In dieser Totalen liegt eine Unwucht, eine Gewichtsverlagerung, die die freigelegten Ebenen von alleine wieder so überlagert, dass es im Zentrum zu Verdichtungen kommt, zu den schemenhaften Konturen einer Identität, die übergangslos, fast schlagartig wie bei einem Aspektwechsel, die Totale transformieren in eine individuelle Perspektive. Es ist, als würde ich mich im Gaisburger Gaskessel tröpfchenweise zu einem Nebel materialisieren, dessen Relief schon bei dem Versuch verschwimmt, ihn innerhalb einer Seifenblasenhaut einzufrieden und ihm einen eigenen Willen zuzuschreiben. So bemerke ich, wie ich absichtslos und doch gezielt unter meinen Aufzeichnungen diejenigen heraussuche, die sich mit N0ll und den Nullern befassen, als müsste ich die Ordnung meiner sich fügenden Gedanken abgleichen mit der Ordnung meiner gefügten Wahrnehmung. Und tatsächlich schieben sich bei der Lektüre die Aufzeichnungen übereinander wie gläserne Linsen, die je für sich ihren Gegenstand nur verschwommen abbilden, in der Summe ihrer Brennpunkte allerdings ein gestochen scharfes Bild davon liefern. So kristallisiert sich mir File für File das Wesen der außerirdischen Wesen heraus, bis es keinen Zweifel mehr geben kann:

Geobegrifflich gesprochen sind Nuller vollendete Negentropie-Katalysatoren. Geognostisch müsste man sie als Schöpfer der Erscheinungswelt bezeichnen, der Welt also, die wir etwas unbeholfen Universum nennen. Nuller produzieren eine Ordnung, die wir zu ihrer Reproduktion aufbrauchen. Wissenschaftler sind so gesehen nichts anderes als Entropie-Katalysatoren: Zum Aufbau einer defizitären Parallelordnung zerstören sie, zumindest teilweise, die von den Nul-

lern geschaffene Urordnung oder Ordnung nullten Grades. – Dass hier von der Ordinalzahl Null Gebrauch gemacht wird, der außerhalb bloßer Konventionen kaum eine Bedeutung abgerungen werden dürfte, bestätigt in Form einer asymptotischen Annäherung an N0ll die hier angestrengten Hypothesen zum Nullwesen nur! – Je umfassender unsere Theorien das Universum beschreiben, desto weniger bleibt von diesem zur Beschreibung übrig. Anders gesagt, das Universum entzieht sich dem Zugriff der Theorien proportional zu deren praktischer und faktischer Relevanz; historisch betrachtet vollzieht sich in der Wissenschaft also eine logische Regression, die irgendwann in einer Tautologie enden wird. Die wird kein Wissenschaftler je ausformulieren, weil wir als systemimmanente Parameter die informationstheoretische Nivellierung der Wissenschaft bis zum allerletzten Parameter nicht werden erleben können.

Nuller dagegen erleben diese Welt nicht; sie erleben sie nicht, weil sie ihr vorauseilen; ihre Reise geht nicht durch das All, sie faltet das All auf, die Bewegungen der Nuller markieren die Grenze des Alls und allem, was geosprachlich beschreibbar ist. Raum und Zeit sind die Gravitationsbugwellen im Kielwasser der Nullerarche, die in einer Welt von Wellengeschöpfen wie uns nimmer betreten, ja noch nicht einmal gesehen werden kann, weil sie die Wellen erzeugt ohne selbst Welle zu sein. Von der uns transzendenten Nullwelt können wir nur sagen, dass sie das Substrat ist für die Katalyse unserer Welt, des Wellenuniversums. Was wir in diesem als die Krone der Schöpfung feiern, ist aus Sicht eines Nullers nur Ferment oder Exkrement ihres Metabolismus. Wir Nicht-Nuller leben auf einer Müllhalde gnostischen Kehrichts; wir kennen nur die leere Milchtüte, nicht aber die Milch, die einmal darinnen war. Und doch übersteigen diese Abfallrelikte alles, was die Menschheit je hervorgebracht hat und je hervorbringen wird. Wir investieren Jahre und Kubikhektometer, ackern uns krumm in Raum und Zeit mit Räumungsarbeiten auf einer Deponie und bezahlen deren Erforschung teuer mit dem Wärmetod, nur um dilettantischen Pfusch an Theorien und Theoremen zu erzeugen! Die Dimensionendividende kassieren allein die Nuller, die als Monopolproduzent der Welt wie Spinnen mit ihren haarige Beinchen dort Stellung beziehen, wo alle Fäden des Universums zusammenlaufen.

Und Nuller können sich nicht täuschen; Täuschungen sind eine Ordnung höheren Grades und damit unserer Lebenswelt zugehörig: Menschen leben im Modus der Täuschung. Bei Nullern wären Täuschungen nur bezüglich des jenseitigen Substrats möglich, deren Potentia realis allerdings erst angenommen werden darf, wenn einmal Klarheit darüber besteht, inwiefern in N0ll das postulierte Substrat thematisiert werden könnte, ohne es zu referenzieren; das heißt wie ein Sprechen über etwas möglich ist in einer Sprache, die ohne Referenzen auskommt, denen sich ein Wahrheitswert zuordnen ließe. Undenkbar dagegen sind für Nuller Täuschungen bezüglich der Fermente – den Gegenständen unserer Wissenschaften. Wofür wir uns noch um Methoden streiten, die uns eine Welt erschliessen sollen, in der die Methoden beschlossen liegen, und trefflich darüber räsonieren, wie wir an das Geld in einem Sparschwein kommen, dessen Schlüssel unter den Münzen begraben ist; kurz: wofür wir uns noch nicht einmal auf die Zugangsmodi einigen können, das sind für Nuller simple Veritates quia factae. Die Nuller kennen den Kuchen, den sie gebacken haben. In den kann ihnen kein Philosoph Rosinen hineininterpretieren. Erst recht kein Philosoph wie Telephoneus aus Kyrene.

Die Entdeckung Telephoneus war eine Sensation, nicht nur in Fachkreisen. Der Fund der drei Jahrtausende alten Schriften wurde gefeiert, als hätte man einen ebenso alten Düsenjet ausgegraben. Der mutmaßliche Pythagoreer interessierte sich seinerzeit für die Anzahl unehelicher Kinder in einem Haushalt, in einer Familie, einer Stadt, einer Region und so weiter. Gestützt auf statistisches Material des Aeropags skizzierte er ein Verfahren, das man heute Algorithmus nennen würde, um in Abhängigkeit von der Anzahl Menschen die Anzahl der unehelichen Kinder äußerst präzise vorherzusagen. Die Koeffizienten des Algorithmus bestimmte Telephoneus aus der Folge von Ejakulationsmengen eines volljährigen Atheners im Viertelstundentakt, wobei er sich den abnehmenden funktionalen Zusammenhang zwischen dem Folgeglied einer Ejakulation und dem Volumen des Ejakulats reziprok zunutze machte. Die daraus resultierende diskrete Potenzfunktion – welch bedeutender etymologischer Beitrag! – lieferte exakt die Zahlen, die 2477 Jahre später als die Nullstellen der ζ-Funktion identifiziert wurden, deren Realteil ½ ist, und er-

brachte so auf empirischer Grundlage nachgerade den spät vorweggenommenen Beweis der Riemannschen Hypothese.

Auf der eilends einberufenen Konferenz in Arusha durfte eine Graecisten-Koryphäe selbstverständlich nicht fehlen: der Prof. Der konnte es kaum erwarten, seine haarbüschelige Nase in die antiken Fragmente, als deren Urheber besagter Telephoneus galt, zu stekken. Der Prof hatte Witterung aufgenommen und musste, seinen animalischen Anlagen ausgeliefert, zum Reviermarkieren nach Arusha reisen, trotz der damals grassierenden Pandemie. Um angesichts weltweiter Quarantäneverordnungen dennoch in den Stuttgarter Flieger übers Mittelmeer steigen zu dürfen, ließ der Prof sich eilig das noch eiliger auf den Markt gebrachte Medikament Xaglostan verschreiben. Dessen verfluchte Einnahme bescheinigte ihm dann mittels Installation der Vloeg-App für VIPhones die Angestellte einer allzu bereitwilligen Fluggesellschaft im dunkelblauen Kostüm mit goldenen Streifen am Ärmel, die am Gate 1 für internationale Flüge ihren Dienst versah, als dieses noch nicht verwahrlost war. Alles ohne klinische Erprobung; alles nur, um die Mobilität derer in Bewegung zu halten, die sich durch eine beispiellose geistige Unbeweglichkeit auszeichnen; und alles, wirklich alles nur, um sich langatmige und belanglose Gardinenpredigten und Lobpreisungen anzuhören, nicht auf Telephoneus, sondern auf seine Entdeckerin, die erwartungsgemäß eine steile und hochdekorierte Wissenschaftlerkarriere einschlug; eine Karriere, die noch nicht einmal dann einen sonderlichen Knick machte, als ihr Jahre später von einer weniger prominenten Kollegin die Fälschung der telephoneusschen Fragmente nachgewiesen worden war.

Die Vorwegnahme der ζ-Funktion, die klimatischen und kulturellen Reize Arushas sowie der übermäßige Harndrang von Wissenschaftlern, im institutionalisierten Gehege von Konferenzen jeden Text mit Fußnoten markieren zu müssen, mag man noch als Cosmoparanoia quotidiana durchgehen lassen. Das alles ist irgendwo irgendwie verständlich. Auch die nicht minder institutionalisierte Tradition, die von Steuergeldern spendierten Konferenzreisen mit privaten Annehmlichkeiten und Urlaubsausflügen zu verbinden, ist zweifelsfrei zu einem unangreifbaren Gewohnheitsrecht der lauteren Vorteilsnahme geworden. Darunter mag man auch die Taxifahrt eines Paten zu seinem

Patenkind subsumieren, in diesem Fall von Arusha nach Moshi. Das fällt alles in die Rubrik des noch akzeptablen Wahnsinns. Ausgesprochen kriminell wird es aber, wenn der Pate aus einer der reichen Industriestädte in eine arme Entwicklungsstadt reist und dort gegenüber einem – im weitesten Sinne minderjährigen – Patenkind seine Vermögens- und Vertrauensstellung ausnutzt, um darüber hinaus Stellungen einzunehmen, deren genauere Bezeichnung hier unterbleiben kann, weil allein auf deren Frucht abzustellen ist, die eindeutig am schwächsten Ast heranreifen musste. Mit einem Wort: er hat sie geschwängert. Dafür allein gebührte dem Prof schon der Strang. Über eine ihm hilflos ausgelieferte Gewürzhändlerin herzufallen, die fast noch ein Kind ist, ist sowas von schändlich, dass es mir beinahe die Sprache verschlägt. Völlig fehlen mir die Worte allerdings, wenn jemand genau dies tut mit Xaglostan im Hodensack und damit in nullstellennormierenden Portionen jegliches werdende Leben im Eierstock vergiftet. Wie kann ein Mensch, der derart viel auf seinen Verstand hält, freiwillig zwei Leben auf sein Gewissen laden und so herumvögeln, als hätte es Contergan oder BolSinarol nie gegeben? Den Seitensprung des Prof nach Moshi kann man nicht abtun als Verantwortungslosigkeit, das war ein tatbestandsgemäßes Verbrechen. Ein Verbrechen mit zwei Opfern: mir und Mom.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 003 Version 1.2
by User: Mace

Als Grundstock für ein Verständnis von Lings Weltanschauung habe ich einmal in groben Zügen zusammengetragen, was den Nullern fehlt: die Null. Kulturhistorisch sind auch auf der Erde Zahlensysteme durch das Fehlen der Null gekennzeichnet. Bis hinein in die alttestamentarische Zeit des Turmbaus zu Babel blieb in den Kontenbüchern der Kaufleute dort eine Lücke, wo Einzahlungen und Auszahlungen sich zur selben Zahl aufsummierten. Die Null fehlte als Ziffer (von arab. صفر), sie war in Buchhaltung und Inventur nichts als eine Fehlstelle. So hielten es auch die Ägypter, obwohl sie nachweislich mit dieser Lücke rechneten. Weil sie die Fläche landwirtschaftlicher Parzellen schablonenartig über die vier Seiten eines Rechteckes angaben, setzten sie bei dreieckigen Parzellen die vierte

Seite gleich null. Eine Dreiecksfläche galt gewissermaßen als Rechteck mit Lücke.

Den Griechen war die Fehlstelle zu wenig; sie setzten im zweiten Jahrhundert erdgeschichtlicher Zeitrechnung ein o in die Lücke, die das Nichts belässt bei der Angabe von Mengen oder Flächen, wobei das o abkürzend für οὐδέν steht. In Indien, wo die Null als Rechengröße erstmals systematisch etabliert wurde, fand man bei Bakhshali auf einem Pergament aus dem dritten Jahrhundert einen runden Tintenklecks für das Nichts (sanskrit: sūnya). Und Künste und Wissenschaften florierten in China auch ohne das Nichts der Null; kein Chinese empfand die Lücke des Nichts auf dem Zahlenstrahl als einen Mangel. Ihr Schriftzeichen für die Null (chin.: ling) symbolisiert nicht das Nichts, sondern sehr, sehr kleine Mengen: die Tröpfchen eines Sprühregens 雨 (yu), dem aus phonetischen Gründen für die Aussprache das Zeichen 令 (dtsch: Befehl) beigesellt ist. Erst im 13. Jahrhundert fand im Reich der Mitte die chinesische Null ○ Verwendung anstelle des Hanzi 零, ohne es jemals voll und ganz verdrängen zu können.

Und die Teutonen hielten das Nichts gar bis in die Reformation hinein in Schach, bevor es von den Alpen bis zur Nordsee Platz griff und sich als ovaler Kompromiss zwischen den runden und punktförmigen Nullen in Kassenbüchern und wissenschaftlichen Werken etablierte. Bis zum Beginn der Neuzeit können wir uns getrost als Fazit ins Stammbuch schreiben: Nemo Germanorum nulli dedidit. Und Neuzeit bedeutet: die Geschichte schaltet den Turbo ein. Die Welt verändert sich in immer kleineren Zeiteinheiten immer gravierender: die Halbwertszeit von Religionen verkürzt sich dramatisch zu der von terroristischen Splittergruppen; Waren aller Art kursieren zu Land, zu Wasser und in der Luft mit schwindelerregendem Tempo um den Globus; ganzjährig bewirtschaftete Äcker und Felder saugen Rekordernten aus längst ausgelaugten Böden; Innovationszyklen überlappen sich in sämtlichen Sektoren zu exogenen Investitionssenken, die eine Grundversorgung mit lebensnotwendigen Gütern gefährden; Modesaisons schrumpfen bei manchen Artikeln auf wenige Tage, und die Erdbevölkerung wächst nach ihrer Versiebzehnfachung ungebremst weiter, während ihre Lebenserwartung auch

nach ihrer Verdopplung noch zunimmt; wen wundert es da, dass die Betriebstemperatur steigt und der Planet sich bedenklich aufheizt, zumal kein Äther bereit steht, ihn abzukühlen.

Ich will hier nicht behaupten, dass die großen Transformationen der Erde ein Werk der Null sind. Ich stelle nur fest, dass sie mit in den Startlöchern der Modernisierung saß, und dass sie in Windeseile eine exponierte Stellung in der Geoarithmetik errungen und behauptet hat. Das ist umso überraschender, als erst nach dem 19. Jahrhundert geklärt werden konnte, wofür die Null steht, nämlich für die Kardinalität der leeren Menge, d.h. die Anzahl von Gegenständen in einer Menge, in der man vergeblich nach Gegenständen sucht. Im Zenit ihres Ruhmes stand die Null während der rezessiven Epoche der Digitalisierung, in der sie zusammen mit der Eins zu einem Traumpaar aufgestiegen war, das alles leisten zu können verhieß, von der automatisierten Produktion bis hin zur lückenlosen gesundheitlichen Versorgung. All diese Verheißungen boten letztlich nur den löchrigen Deckmantel für eine nie dagewesene Kontrolle und Überwachung der Bürger durch eine unheilige Allianz aus Staat und Wirtschaft. Diese Überzeugung von der Allmacht der Nullen und Einsen hielt sich, bis die binären Preisboxer im Ring von den Kais angezählt und schließlich von den Nullern ausgeknockt wurden. Seither ist zwar mehr denn je von der Null die Rede, allerdings geht es weniger um ihre Einsatzmöglichkeiten als um die Voraussetzungen für ihren Verzicht.

In diese Richtung war die theoretische Informatik mit dem Konzept der Qubits lange zuvor aufgebrochen, allerdings nur hinsichtlich der Beschreibung der Quantenzustände während einer Berechnung, da das Rechenergebnis nach wie vor binär ausgegeben werden sollte. Dass trotz der verheißungsvollen Rechenkapazitäten eines Quantencomputers die Technik der Theorie noch immer weit hinterherhinkt, statt umgekehrt, wie üblich, der Theorie Beine zu machen, das scheint mir kein gutes Omen für die Überlebenschancen von Qubits. Nach den vielen, mehr als lässlichen Jahren Entwicklungszeit würde ich ein halbes Paradies darauf wetten, dass in den historischen Archiven der Zukunft der Quantencomputer neben dem kernenergiebetriebenen Staubsauger einsortiert werden wird.

Nachtrag: Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang einmal mehr die Azteken; weniger aufgrund ihres zurecht gerühmten, präzisen Kalenders, als vielmehr im Hinblick auf das arithmetische Werkzeug zur Berechnung des Kalenders. Das stellt ein mächtiges Zahlenwerk vor, das nicht nur zur Vermessung von Grundstücken im Regenwald taugt; mit ihm haben die Azteken den Lauf der Planeten so exakt beschrieben, dass sie Sonnen- und Mondfinsternisse über Jahrzehnte hinweg auf den Tag genau vorhersagen konnten. Dieses Werkzeug bestand aus Herzen, Händen und Pfeilen, die allesamt Ziffern nur im Ungefähren entsprechen können, weil ihre Zusammenstellung zu Formeln in den Berechnungen der Azteken nicht mehr nachvollziehbar sind. Nicht einmal soweit, dass man sagen könnte, ob unter den Symbolen eines sich so verhält wie die Null in den Formeln gegenwärtiger Lehrbücher.

Einen Frühlingshimmel mit wärmendem Zentralgestirn zaubert die Deckenbeleuchtung ins Innere des SamSarah; die bernsteinfarbenen LCD-Anzeigen unter den Schalttafeln erwecken durch ihren ständigen Wechsel den Eindruck eines von einer frischen Brise geräuschvoll durchwehten Ginsterbuschs im Schatten eines anbrechenden Sonntags; und die Nieten am Boden zur Befestigung der Tatami-Matten schimmern bläulich wie Krokusse im Morgentau. Ziellos parite ich durch die feiertägliche Stille, getragen von einem bienenartigen Summen des Heizlüftungssystems, das nur durchbrochen wird von den Klängen zweier Geräuschquellen, die das harmonische Bild komplettieren: vom Rumpeln sich kreuzender Weltlinien, das in meinen Ohren so dunkel klingt wie die Glocken der Gaisburger Kirche, und vom Geklingel meines Vidphones, das mich auf dessen niederen Akkustand hinweist, mir aber vorkommt wie der Schlag einer Amsel. Versteckt zwischen den Konsolen, Schalthebeln, Streben, Rohren und Bolzen oder bildlich: zwischen morschen Holzfenstern, aufblühenden Rosenstöcken, Haselnusssträuchern und Trauerweiden sowie bemoosten Steinen, dort, da dazwischen, kleben Haftnotizen wie bunte Ostereier.

Angezogen von einem ganz besonderen Ei, das in jedem Fabergé-Ei den Wunsch weckt, zu Omelette verarbeitet zu werden, um in der Eierwelt nicht neben jenem Ei bestehen zu müssen, führt meine Pro-

gulka wie zufällig zu eben dessen Osternest, wo ich gar nicht anders kann, als behutsam über die glatte Oberfläche zu streichen und es mit einem kräftigen Ruck aus der Platinhalterung zu reißen.

„Was…“ ist vom Neltie noch zu hören, da habe ich schon weit mit dem Lomsdaleit ausgeholt. Bevor Ling die Situation erfassen und zur Seite rollen kann, fährt der Diamantprügel nieder – und federt mit einem dumpfen Ton von der bunt schimmernden Bowlingkugel zurück, sodass die Tatwaffe mir beinahe entgleitet. Doch schon der zweite Schlag zeigt Wirkung: Risse überziehen den Kugelmantel, deutlich sichtbar an ihrem Kontrast zur organischen Haut, weil Ling in pulsierenden Schüben immer heller leuchtet. Kurz bevor ich es mit einer Miniaturausgabe des Mondes zu tun bekomme, bricht er endlich in zwei Hälften. Kein Blut – kein Mord.

Doch das Osterbild reicht tiefer, denn die beide Kugelhälften, die eben noch um ihren Schwerpunkt geeiert sind, fahren plötzlich wieder zusammen wie die Pole eines Magneten. Ling ist auferstanden! Aber ich kenne jetzt seine verwundbaren Stelle und ich weiß, wie ich zuschlagen muss. Diesmal eiern elf Teile durch den Gleiter, bevor sie sich wieder zur Kugel zusammenziehen. Dieser Vorgang wiederholt sich ein dutzendmal. Bei jedem neuen Schlag sind es mehr Teile, in die die Kugel zerspringt, und die sich dann doch wieder zu ihrer ursprünglichen Gestalt vereinen. Während der Tat stehe ich förmlich neben mir, ein erstarrter Avatar, der ahnt, dass ich einen Fehler begehe, der aber nicht eingreifen und mich schütteln kann. Stattdessen erhöhe ich die Schlagfrequenz und dresche tollwütig auf den Nuller ein. Inzwischen gelingt es mir, einzelne Teile noch einmal zu zerschlagen, bevor sie sich zu einem Ganzen fügen können. Triumphgefühle durchströmen mich. Längst bin ich klatschnass geschwitzt, Adrenalin sickert mir molweise aus den Nebennieren, die Muskelspindeln kontrahieren ohne messbare Refraktärzeit, und der Laktatspiegel steigt auf einen Jahrhunderthöchststand, doch ich zeige keine Ermüdungserscheinungen. Mir ist, als würde ich aufs Luftholen verzichten, um auch dem hintersten Hinterbänkler meiner vor sich hindämmernden Neuronen zu signalisieren, dass es hier um Leben und Tod geht. Ich würde erst wieder atmen, wenn ein Sieger feststeht. Dazu brauche ich dringendst eine zweite Luft. Die schöpfe ich aus dem Umstand, dass keine Schmerzensschreie zu hören sind, niemand um Gnade winselt.

Das Attentat ist eine rein hygienische Maßnahme, keine moralische Angelegenheit.

Die dritte Luft, die mein Avatar aus meinen autonom geschützten Reserven presst, verhilft mir letztlich dazu, die maliziöse Melone zu einer plasmatischen Masse zu zermatschen. Als ich kurz darauf die Neutrinodetektoren des 911ers ausschlagen, weiß ich: Ich habe gewonnen, ich bin der Sieger. Ein einfacher Industriekaufmann beseitigt einen für unbesiegbar gehaltenen Nuller! – taumeln meine Gedanken trunken vor Begeisterung. Ich bin so begeistert, ja euphorisch, dass ich fast das Atemholen vergesse, das ich mir für den Fall des Sieges doch zugestanden hatte. Mein Ich geht auf wie ein Hefeteig, der über die Ränder des Universums quillt. A deed that matters. Sie, die Tat, wird in die Annalen der kosmischen Universalgeschichte eingehen und für immer mit meinem Namen verbunden sein; ob ich sie in einem File aufzeichne oder nicht, ich werde sowohl unter Menschen als auch unter Nullern Erwähnung finden, wenn auch mit verschiedenen Vorzeichen.

Nur sicherheitshalber, im Sinne einer doppelten Redundanz und nicht zum Zwecke der Schändung lasse ich den Lomsdaleit noch ein paar Mal über Lings Überreste niederfahren wie das Fallbeil durchgeknallter Erinnyen. Dann steige ich, ohne mich vorher umzuziehen, in meiner festtäglichen Sonntagsmontur in den Raumanzug, drehe den Plexiglashelm fest und versichere mich, dass die Ventile für die Sauerstoffversorgung funktionieren. Sie funktionieren. So gut, dass es mir gleich den Helm beschlägt. Ich versuche, flacher zu atmen. Ohne Erfolg. Was nicht weiter dramatisch ist, finde ich doch den Rüssel des Bordstaubsaugers auch unter eingeschränkten Sichtverhältnissen. Ich schalte die Vakuumpumpe ein und ziehe den Schalter bis zur höchsten Stufe hoch. Jetzt muss ich nur noch warten, bis die Atmosphäre im Gleiter bis auf das letzte Aerosol abgesaugt und die atomisierten Elementlinge in den Kammern des Fusionsreaktors einer neuen elementaren Bestimmung im Rad von Geburt und Tod zugeführt worden sind. Beispielsweise als Kaffeebohne für den Espresso, den ich ausnahmsweise zur Feier des Tages mit Zucker trinken werde.

Bei meinem Kontrollgang muss ich schmunzeln. So sauber war der SamSarah schon lange nicht mehr. Einmal abgesehen von der leicht

demolierten Frontpartie direkt vor dem von Kupferdrahtkäfig einbeschlossenen Pilotensessel könnte man meinen, der Gleiter sei gerade in Zuffenhausen vom Band gelaufen. Ich kann zufrieden sein und bin es auch. Jedem sein Jedi, denke ich und beginne pfeifend das Flatterband aufzuwickeln. Es hat seine Schuldigkeit getan und kann verschwinden. Das tut es auch. Im Reaktor. Zum Schlussakkord der ‚Berliner Luft'. Im Überschwang meiner Zufriedenheit will ich mir im Nachgang zum Pfeifen gerade anerkennend zunicken, da fällt mir ein Aufnäher ins Auge, der zwischen den Tatami-Matten klemmt, dort, wo noch kurz zuvor der Kugelleib des Nullers friedlich geweilt hatte. Als ich mich danach bücke, befällt mich das ungute Gefühl einer ebensolchen Vorahnung, die sich prompt bestätigt.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 107 Version 1.0
by User: Mace

Menschen sind kreatürlich aber nicht kreativ. Nichts ist dem Menschen bewusster, als Kreatur zu sein, nichts wäre er lieber als Créateur. Ein Zwiespalt, in den der Mensch mit der Geburt stürzt als ein zufälliges Erzeugnis aus dem Morast von Schleim und Blut inmitten der Nachgeburt; das Neugeborene muss, verletzlich und schutzbedürftig, wie es ist, sich aus morastigem Schmutz erheben, statt dass es mit festem, selbstbestimmtem Schritt von einem gebohnerten Marmorpodest herabsteigt als ein Wesen, dessen Züge nach den eigenen Wünschen und Vorstellungen fertig geschnitten sind. Der Kontingenz entfliehen, dem Geworfensein in die Welt einen Entwurf der Welt entgegenhalten, das ist die Antwort der Menschheit auf den unhintergehbaren Zwiespalt ihres Kreaturseins, ist der nichtversiegende Energiequell und zentrale Antrieb für die beständig vergeblichen Versuche, sich selbst zu transzendieren zum Schöpfergeschöpf, zum Erzeugererzeugnis: Dem Archetypus des Zeugungsaktes, dem geschlechtlichen, nacheifernd, penetriert der Mensch mit allen ihm zur Verfügung stehenden Organen seine Um- und Mitwelt und verkennt dabei, dass, wenn überhaupt, nicht er, sondern der Samen aufgeht, der sich seiner bedient. Heroisch folgt der Mensch seiner Spermaspur, die ihn aus dem Paradies herausgeführt hat, im Glauben, dass das Kinderzeugen Götter eifersüchtig mache, während sich seine Gene ins Knie lachen.

Das Geschöpf eines Anderen zu sein, lastet so sehr als Urhypothek auf dem Menschen, dass er seine eigene Zeugung kurzerhand zur Ursünde erklärt, zu einem Frevel, der sein grandioses Ich befleckt. Wenn der Mensch schon nicht sein eigener Vater sein kann, dann muss sein Urvater etwas Überragendes, Übermenschliches sein, ein Gottvater, der sein Geschöpf so ausstattet, wie es sich selbst ausgestattet hätte – hätte es die Fähigkeiten dazu. Die Visionen der synthetischen Biologie sind geradezu ein Zerrbild dieses schöpferischen Versagtseins, weil sie ohne Täuschung, ohne Illusion auskommen möchte. Ohne sich den Flair eines Magiers zu geben, wird der Mensch dem Zwiespalt aus Sein und Ideal kaum entkommen können. Erst wenn ein Sänger seine kraftvolle Stimme erhebt und Strophen singt von unbeschreiblichen Gefilden, versunkenen Kontinenten und fernen Welten kann der Eindruck entstehen, dass hier ein Schöpfer am Werk ist.

Nur singend kann der Mensch die Schmach seiner Geburt überwinden. Dann eröffnen sich ihm Welten, in die er nicht geworfen ist, die ihm ein zweites und drittes Leben offerieren, die von Einhörnern, Göttern, Phlogiston und Schwarzen Löchern bevölkert sind, kurz: in denen fünf gerade und die Null keine Zahl sein kann. Dann steht der Mensch im Bann eines Manegenzaubers, der im Moment des Zaubers als solcher für ihn nicht erkennbar ist. Dann wird er der Gegenwart eines Schöpfers inne, der er selbst sein könnte. Doch kann der Zauber nicht ewig anhalten, weil der Schall der Sänger immer zurückbleibt hinter dem Licht der Nuller. Diese Naturkonstante zwingt uns zu einem invertierten Bild menschlicher Kreativität.

Es steht für mich außer Frage, dass es mehr gute Ideen gibt, als gute Ideen geäußert werden. Die sind auch ohne unser Zutun da. Und zwar so überzählig, dass wir gar nicht anders können, als vor ihrer Dauerbelagerung zu kapitulieren. Zu Hunderten stürmen sie auf uns ein, schleifen die zerebrale Zitadelle und nehmen alles gefangen, was ihnen an Aufmerksamkeit vor die Flinte kommt. Und dann stehen wir als Zuschauer hin, zeigen willkürlich auf eine Idee, die sich im Burghof unseres Bewusstseins aufhält und haben den Schneid, diese Idee als unser Geschöpf zu verkaufen, als einen Gedanken, den es ohne uns gar nicht gäbe. Was für eine Farce! Mir lauern bei jedem Satz

Gedanken auf, die ich noch nie gedacht habe. Die meisten von ihnen ertrinken in den Stromschnellen des Konformismus, gehen unter im Sog gleicher Gedanken, die immer wieder gedacht und immer wieder für neu gehalten werden. Ganz selten nur kann eine wirklich neue Idee in diesem übermächtigen Gedankenstrom auf sich aufmerksam machen.

Wenn wir ehrlich wären, müssten wir sogar zugeben, dass wir wirklich neue Gedanken gar nicht wollen. Wir stemmen uns richtiggehend gegen Ideen, die einen Nebenstrom zum Mainstream aufmachen könnten, ganz einfach weil sie uns fremd sind; fremd wie Flüchtlinge aus fernen Städten und Kulturen, die wir nur aus dem Internet kennen, und deren Existenz uns irgendwie peinlich ist, weil wir nichts mit ihnen anzufangen vermögen. Xenophob bis in die Knochen empfinden wir innovative Gedanken als umso unangenehmer, je näher sie kommen, je tiefer sie sich in unser Bewusstsein und unsere Aufmerksamkeit vorarbeiten. Diese Annäherung wissen wir zu verhindern, wie wir zu verhindern wissen, dass Flüchtlinge bei uns zuhause an unsere Tür klopfen. Insofern sind erfolgreiche Künstler, Wissenschaftler oder Ingenieure Opfer guter Ideen und nicht ihr Schöpfer.

Technisch sind wir längst soweit. Diese Aufzeichnungen sind das beste Beispiel: Die Tarnkappe formuliert mir vor ihrer Artikulation Gedanken vor, so gut, dass ich mich fragen muss, ob das gespeicherte File tatsächlich mein Text ist, ob ich sein Urheber bin, oder ob ich mich ihm nur anschließe, ihm im Nachhinein zustimme, wie ein Schriftführer ein maschinell erstelltes Protokoll unterschreibt. Und obwohl ich dahin gekommen bin, dass ich mir eben diese Frage stelle, verspüre ich nicht den leisesten Zweifel daran, dass ich den Text so oder so ähnlich geschrieben hätte, auch ohne Neuronenkalotte. Ich kann gar nicht anders denken, als dass meine korticalen Antennen so ausgerichtet sein müssen, dass sie Formulierungshilfen empfangen, inhaltliche Abweichungen aber zurückweisen würden. Warum ich diesem Denkfehler anhänge, weiß ich nicht. Dieser Frage müsste ich in einem separaten Eintrag nachgehen.

Noch bevor ich den Aufnäher zwischen den Matten hervorziehe, kann ich erkennen, dass er mit fremdartigen Zeichen bedruckt ist. Ich nehme das Stück Polyester zwischen Daumen und Zeigefinger und span-

ne die beschriftete Seite glatt. In Alarmbereitschaft versetzt, sind sämtliche Schwellen meiner Sensorik abgesenkt auf maximale Sensitivität. Aber entweder ist der Aufnäher so fein gewebt oder meine Fingerkuppen so stumpf, dass ich von dem Stoff gar nichts merke, außer eben, dass ich ihn vor mir sehe. Es ist ein durchaus abgewetzter Stoff, in den mit schwarzem Garn vier Zeichen eingewebt sind: 中, 国, 制 und 造, in dieser Reihenfolge. Wie gesagt, mir schwant nichts Gutes, weshalb ich mich gar nicht erst am Entziffern der Zeichen versuche und stracks den Aufnäher wende. Dort finde ich eine Antwort, die mich vor neue Fragen stellt. Denn auf der Rückseite des Aufnähers steht in mir vertrauten Lettern: Made in China.

Soll das ein Scherz sein? – denke ich angesichts dieser typischen Kostprobe von Lings seltsamem Humor. Beinahe reflexartig, so als müsste ich an die Stelle des verblichenen Nullers treten und die hinterlassene Lücke füllen, spiele ich ‚Die Rache der Hölle' ab, wobei mich fast schon eine gewisse Nostalgie befällt, während ich hysterisch lache, so schrill und hoch wie die Königin der Nacht, insoweit das mit nur noch einem Zahn, den ich hofierend mit der Zunge zum Verbleib umschmeichle, möglich ist. Mit geschlossenen Augen setze ich die Koloraturen körperlich um, indem ich mit o-förmig aufgesperrtem Mund den Kopf wie elektrisiert in hochfrequenten Intervallen von einer Schulter zur anderen schüttle. Mitten im hingebungsvollsten Trällern merke ich, dass ich aus dem Takt gekommen bin, was daran liegt, dass das Band nicht mehr trällert. Augenblicklich verstumme ich und lausche. Ich lausche und traue meinen Ohren nicht.

„Warum haben Sie das getan?", tönt es vorwurfsvoll aus den Lautsprechern des Nelties. Unverkennbar die Stimme, die ich begonnen hatte, für Lings eigene Stimme zu halten.

Was? – denke ich, „Waff?", frage ich.

„Was?", spielt mir das Neltie verständnislos zurück, „Was wohl? Sie haben meinen Körper zerstört!"

Du lebst? – denke ich, „Du lebfp?", frage ich, noch immer ganz verdattert.

„Wie könnte ich?", fragt Lings Stimme diebisch zurück, woraufhin ich mich mit einem gezielten Blick vergewissere, dass das Kommuni-

kationsprisma noch immer in meinem Spind eingeschlossen ist; demnach müsste das Neltie ausgestöpselt sein und dürfte eigentlich keinen Mucks machen.

Wie könnte er – das ist die Frage aller Fragen, denke ich, darum geht es. Mir wird nun doch ein wenig mulmig zumute. Zögerlich frage ich: „Kannfp du?“

Das Neltie bleibt stumm.

„Kannfp du?“, wiederhole ich meine Frage mit fester Stimme. „Kannfp du?“, schreie ich mit hervortretenden Venen an Hals und Schläfen, und rüttele am Lautsprecher, bis er aus der Wand bricht: „Kannfp du? Kannfp du? Du kannfp, waff?“

Doch das Neltie rührt sich nicht mehr. Dafür mache ich eine andere Entdeckung. Hinter der Membran des abgerissenen Lautsprechers ist neben der Schwingspule eine daumennagelgroße Festplatte verbaut. Einer Eingebung folgend stecke ich ein USB-Kabel in die Buchse meiner Konsole und verbinde sie mit der Festplatte, – und ich mache noch eine Entdeckung; das dritte Osternest, wenn man so will. Die Festplatte ist voll gepackt mit Audiofiles. Ein Petabyte. Ich klicke das erste File an. „Warum haben Sie das getan?“. Ungläubig klicke ich noch einmal und höre erneut dieselbe Frage. Was hat das zu bedeuten? Blindlings springe ich zu einem beliebigen File und höre Ling sagen: „Nein, ich habe keine Seele… Es lässt sich auch ohne Seele ganz gut leben“ Das gibt's doch nicht! Nach „Ich habe mich mehrmals übergeben müssen“, „Warum vergewaltigen Sie mich?“ und „Die Supernova S-70 619 sollten Sie sich ansehen“ halte ich inne. Ich denke nichts, trotz herkulischen Mühens. Dann klicke ich wie in Trance zum dritten Mal auf das erste File. Doch statt dass Lings Frage zum vierten Mal erklingt, bekomme ich „Die Datei ist beschädigt und kann nicht repariert werden“ zu lesen. Der vierte Klick führt zum selben Ergebnis. Andere Dateien kann ich problemlos abspielen, doch habe ich den Eindruck, dass die Fehlermeldung sich häuft, je mehr Dateien ich aufrufe. Weil ich vermute, dass das Magnetfeld beim Betrieb des Lautsprechers den Speicher der Festplatte beschädigt, versuche ich sie aus der Box zu entfernen – ohne Erfolg. Die Erbauer des Neltie scheinen es darauf angelegt zu haben, dass das System sich selbst zerstört, wenn es ausgeschnüffelt wird.

Wie viel Zeit oder wie viele Versuche bleiben mir noch? – frage ich mich, und auch: welche Dateien sollte ich mir unbedingt anhören? Ein enormer Zeitdruck baut sich hinter meinem Rücken auf. Ich zögere kurz und entscheide mich dann für das letzte File. Beschädigt. Ich versuche es mit dem vorletzten. Dasselbe. Schrittweise arbeite ich mich von hinten nach vorne vor. Bei der dreizehnten Datei habe ich Glück: „Herzlich willkommen im Paradies! Fühlen Sie sich wie Zuhause!“ – Daran kann ich mich gar nicht erinnern. Wann und bei welcher Gelegenheit sollte Ling das gesagt haben? Ist etwa auf der Festplatte die Reise von Stuttgart ins Paradies von Anfang bis Ende vorgezeichnet, oder sind die Dateien einfach nur mögliche Konversationsversatzstücke, die Ling nach Bedarf zusammenfügen konnte? Und wer sagt, dass in diesem Fall Ling die Dateien ausgesucht hat? Das könnte genauso gut eine KI auf dem Entwicklungsniveau von Kai I getan haben. Hat mir der Statthalter etwa nur vorgegaukelt, dass ich mit einem Nuller durch das Universum reise? Und wenn ja, was hat dann die ganze Scharade mit mir zu tun? Was mich labyrinthisch zurückführt auf die zentralen Fragen: Wer oder was war Ling? Wer oder was bin ich?

Ich komme mir vor wie ein Tresorschweißer im Keller der Zentralbank, dem nach stundenlanger Arbeit aus dem geknackten Panzerschrank eine Manekineko zuwinkt. Irgendwer verarscht mich doch hier im galaktischen Maßstab. Zieht letzten Endes doch der Skede hinter der US-Luke die Strippen? Dann hat er ja jetzt allen Grund, sich dort ins Fäustchen zu lachen. Soll er doch! Auch der Skede wird meine zermalmende Faust noch zu spüren bekommen. Wer zuletzt lacht, lacht im Paradies. Eingriffe in meinen freien Willen kann ich nunmal nicht ausstehen. Da bin ich extrem empfindlich. Daher mache ich mich fieberhaft ans Weitersuchen; es wäre doch höllisch gelacht, wenn ich auf der Festplatte nicht noch edenwerte Hinweise und Aufschlüsse aufstöbere. Das Weltengetriebe kann nicht ewig im Leerlauf verharren. Jemand steht da im Hintergrund auf der Kupplung. Und dieser Jemand kann im Grunde nur Al-Skede sein. Ich muss den Skede finden! Der Masker ist schließlich der einzige, der auf meinem Schlachtplan noch übrig ist. Hinter Sam und Ling kann ich getrost

einen Haken machen. Also: Auf in die Schlacht! Möge der Skede hier draußen sein Waterloo finden.

Dem polternden Kriegsgeheul, das Grimm und Entschlossenheit in mir weckt, stellt sich nach dessen Abklingen irgendetwas Avatarartiges auf dürren Beinchen entgegen und flüstert mir nicht minder wirkungsvoll ein, dass ich am Scheideweg meiner Reise stehe: Wenn ich jetzt nicht richtig abbiege, lande ich unweigerlich in der Hölle. Und da ich von der Hölle viel konkretere Vorstellungen habe als vom Paradies, vermutlich weil sich die Hölle als Verlängerung des Lebens ganz natürlich an meine Existenz anschließt und daher zu ihrer Ausgestaltung wenig Phantasie nötig ist, müsste das als Ansporn für den Rest meines Lebens reichen, inklusive Reserven fürs Altenteil nach meinem Tod.

Fieberhaft überlege ich, was ich mit meinem Fund im Lautsprecher anstellen soll. Da fällt mir die Textnachricht ein, die der weltraumkranke Ling direkt nach dem verzögerten Faltstart des Gleiters auf meinen Monitor geschickt hatte, und die ich dann nicht mehr auffinden konnte. Ich konnte mich damals lediglich erinnern, dass ich ihm Bescheid geben sollte; der Rest ging irgendwie unter. Das müsste sich jetzt doch klären lassen, das wittere ich förmlich. Mit der Witterung in der Nase fliegen meine Hände förmlich über die Tastatur der Konsole. Ich spüre die Anschläge kaum, dafür brennen mir ruckzuck die Augen, die gewissenhaft Zeile für Zeile das Dateienverzeichnis auf dem Bildschirm scannen. Da ist eine Lücke! Zwischen #29 und #2F. Es fehlt die #2B! Da nur primwertige Eintragsnummern per Voreinstellung vergeben werden, zähle ich an den Fingern die Primzahlen bis 43 durch: Das sind 13. Ich wiederhole die Fingergymnastik und komme zum selben Ergebnis. Dazu muss ich noch die 0 und 1 als Default sowie die 43 selbst hinzunehmen und die Summe ab dem Audiofile abzählen, das das Neltie kurz vor dem Beinahe-Aufschlag in Fuk-irgendwas wiedergegeben hatte. Das ist einfach, weil die Files nach der Abfolge von Faltungen geordnet sind. Ich gehe also ins zweite Register und spiele darin das erste File ab: „Wir erreichen planmäßig unser Ziel mit einer Verspätung von Erdzeit 709 Minuten" – quergecheckt besitzt die Nachricht bei den Textfiles die Nummer #1D. Also noch fünf Dateien hinzugezählt und – da ist sie, die

Schlüsseldatei, unscheinbar bernsteinfarben wie all die anderen, von denen sie sich nur in einer Ziffer unterscheidet. Ich nutze jetzt die Pfeiltasten, um nicht versehentlich eine andere Datei zu aktivieren, nur weil auf dem Touchpad der Zeigefinger zum falschen Zeitpunkt zuckt. Ich halte die Luft an und drücke die Eingabetaste.

„Geben Sie mir bitte kurz Bescheid, wann Herr Hjelm Ingvar Verdensfar zu uns stoßen soll." Das ist alles. Noch einmal aufrufen kann ich die Datei nicht. Die Festplatte hat endgültig ihren Geist aufgegeben und ich bekomme nur noch die Fehlermeldung: „Kein Zugriff auf sdx7 – Datenträger formatieren? J/N"

Wer zum Teufel ist Jölm Ingwer Werdensfahr? Und wo soll der zu uns stoßen? Ist der werte Herr ein Mensch, ein Masker, ein Nuller oder sonst noch was? In den Datenbanken kann ich jedenfalls keinen Eintrag zu diesem Werdensfahr entdecken. Befindet sich der etwa an Bord? Ist das der verbrannte Passagier, der Steine frisst und gegen die Wände pocht, der in meinem Notizbuch stöbert und meine Aufzeichnungen manipuliert? Ist das der werte Herr Werdensfahr? „Dann komm herauff und pfeige dich, du Fapanffbrapen!", rufe ich ins leere Cockpit, so laut, dass der Schall bedenklich auf den verbliebenen Schneidezahn mit dem aufgeklebten Brillianten drückt, den dabei, ein Fels in der Brandung, eine Bataillon Speichelkügelchen umflutet, die in kleinen Spähtrupps den SamSarah nach allen Richtungen erkunden.

Werdensfahr also, nicht Otoko. Fast bin ich enttäuscht. Hätte ich doch schwören können, dass sie ihre schlanken intriganten Finger im Spiel hat. Ihr wäre es zuzutrauen, dass ihr Einfluss bis hierher reicht – bis hierher und nicht weiter, denke ich – zaghafter, als mir recht ist. Schließlich war es Otoko, die Deniz die Flausen vom allmächtigen Skede in den Kopf gesetzt hat. Und der hat nichts besseres zu tun, als diese falsche Schlange auch noch zu unserer Hochzeit einzuladen – und den Skede gleich mit! Damals...

„Warum haben Sie das getan?"

Ich fahre erschrocken herum. Doch es ist niemand zu sehen.

Was? – denke ich, „Waff?", frage ich, ungläubig, noch im Netz der Superposition von Vergangenheit und Gegenwart zappelnd, deren Inkongruenz mich gedanklich stolpern lässt.

„Was?“, wiederholt die weibliche Stimme verständnislos, aber weniger verführerisch, als Otoko das tun würde, „Was wohl? Sie haben ein intelligentes Lebewesen getötet.“

„Ffarah?“, frage ich, doch Sams weiblicher Back-up lässt sich nicht aus dem Konzept bringen: „Damit erfüllen sie den Tatbestand des Mordes nach § 211 Absatz 2 StGB in der Fassung seiner Regentschaft Kai V in Verbindung mit der Rechtsprechung des Amtsgerichtes Wanne-Eickel mit Exil-Sitz in Koblenz, Aktenzeichen 3 251/3 253, wonach zu intelligenten Lebewesen auch künstliche und außerirdische Intelligenzen zu zählen sind.“

Sarah legt ein Mitteilungsbedürfnis an den Tag, das sich in der langen Zeit ihres Schweigens endstriezig aufgestaut haben muss: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass der gesamte Tathergang in Bild und Ton aufgezeichnet wurde.“

Wenn mich etwas nicht überrascht, dann das. Überraschend ist doch eher, dass nicht auch noch meine Gedanken aufgezeichnet werden. Wer meinen Aufenthalt, meine Kontakte, Einkäufe und Versicherungen, meine Körpertemperatur, meinen Puls und meine Hirnströme registriert, sowie meinen Strom- und Wasserverbrauch, wer meine Text- und Videobotschaften auswertet, der schreckt doch kaum vom popeligen Gebrauch einer Kamera und eines Mikrophons zurück. Jeder Lebenswinkel eines jeden ist doppelt redundant verwanzt, sodass ich mich geradezu zwangsläufig als mein eigener Spion und Stalker begreife. Insofern kann ich verstehen, dass man mich kontrollieren will; ich verstehe nur nicht, wer mich kontrollieren will und was mit dieser Kontrolle gewonnen ist.

„Ich mache Sie weiters darauf aufmerksam, dass im verfahrensrechtlichen Abschnitt der revidierten Verträge der Vereinten Siedlungen gemäß Artikel 16 349 Absatz 7 Nummer d US Charta notwendig im Zeugenstand Künstliche Intelligenzen zu vernehmen sind, deren Aussagen nach Nummer e mit höchster Beweiskraft ausgestattet sind und etwaige widersprüchliche Aussagen anderer Zeugen außer Kraft setzen. Tut mir leid.“

Mir nicht.

„Ich freue mich sehr, dass Sie sich für dieses Modell entschieden haben und wünsche Ihnen auf Ihrem weiteren Weg ins Paradies alles

Gute und viel Erfolg.“ Mit einem statischen Knacken geht Sarah offline.

Kann man sich heutzutage schon als Paradiessucher bewerben? Hört sich ja fast an, als gäbe es beim Arbeitsamt Schulungen dafür. Da hör einer her. Und ich höre in der Tat noch etwas – von meiner Fallbetreuerin: „Und grüßen Sie bitte A1-Skede von Sam und mir!“

Hat es der Skede doch tatsächlich bis hinein in die Glaubensartikel der Weltraumindustrie geschafft. Unglaublich. Aber sowas von unglaublich! Doch damit des Unglaublichen nicht genug. Jetzt klingelt auch noch mein Vidphone; genauer gesagt quält es aus seinem Sparlautsprecher die Melodie ‚Cosmonaute‘ von Stereo Total. Kein Empfang, Akku leer und trotzdem spielt es einen Klingelton, den ich zudem gar nicht eingestellt habe. Un-glaub-lich! Von irgendwoher kratzt das Mistding versprengte Milliwattsekunden zusammen, um das Display wie einen Weihnachtsbaum im Schneesturm blinken zu lassen. Unübersehbar jubelt eine Horde animierter GIFs, dass ich eine Sprachbotschaft erhalten habe. Vermutlich meldet sich Al-Skede jetzt auch noch höchstpersönlich zu Wort! – unke ich in mich hinein und stelle besänftigt fest, dass die Mail vom Hersteller des Phones kommt. Weil ich keine Lust habe, mir ausgerechnet jetzt den Kauf eines Upgrades aufschwatzen zu lassen, lasse ich die mobile Wanze wieder im Bauchgurt verschwinden, nur um sie kurz darauf wieder hervorzukramen. Irgendetwas sagt mir, dass ich den aufopferungsvollen Energieaufwand, den das Vidphone betreibt, damit ich die Botschaft abhören kann, würdigen und dem Gehör schenken sollte, was unweigerlich auf eine testamentarische Verkündung hinauslaufen muss. Gedacht, getan. Die Tonqualität ist miserabel, als hätte das Gerät eine rachitische Tuberkulose im Endstadium, jedenfalls ist gerade so noch ein ersticktes, räusperndes und verkratztes „Otoko aru tsuke de“ zu vernehmen.

„Otoko al-Pfkede?“ Also doch? Dieses Weibstück der Skede? Jetzt hört sich aber alles auf! Ich habe langsam die Faxen dicke; so geht das nicht weiter, nicht mit mir! Die Spekulationen schießen schon mit Mörsern ins Kraut! Jetzt machen wir mal Tabula rasa, ja, und platzieren darauf den ausführlichen Bericht des Gensequenzierers. Der ist nämlich fertig. Nach geraumer Zeit, aber immerhin. Die beiden Blut-

proben, die ich mir und der Stechmücke – dem ersten Opfer einer Serie mysteriösester Todesfälle hinter den 7 Galaxien bei den 7 Roten Zwergen – entnommen hatte, sind inzwischen vollständig analysiert. Voilà. Ein halber Raummeter Fichtenholz-äquivalent, eng bedruckt mit vier Buchstaben: A, T, C und G in paarig angeordneten Triplettbahnen, je eine Bahn für den Blutstropfen aus der Mücke und den aus meiner Fingerkuppe; die Basen von der Mücke sind in Großbuchstaben abgekürzt, die von mir in Kleinbuchstaben – warum habe ich schon wieder die kleinen? Sei's drum! Das überschlage ich sowieso! Eine Zusammenfassung steht auf den ersten 5 Seiten des Konvoluts und lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen, einem guten und einem schlechten. Der schlechte Satz ist: Die Genome sind trotz hohem Verwandtschaftsgrad verschieden. Der gute Satz ist: die zweite Blutprobe stammt von einem Mann. Beide Chromosomensätze enthalten ein Y-Chromosom – und damit ist Otoko im Gleiter endgültig Geschichte. Aber sowas von! Das tröstet doch ungemein darüber hinweg, dass in der anderen Geschichte bislang der Hauptdarsteller fehlt; der muss erst noch gefunden, seine Geschichte erst noch geschrieben werden. Kandidaten gibt's genug. Aber wer den Job will, soll erst einmal bei mir vorsprechen. Dabei bitte ich um Verständnis dafür, dass ich nicht mehr selbst aktiv suchen werde; das würde mich zu sehr aufhalten. Als Capitán muss ich mich jetzt mangels Steuerling zuvörderst mit der Navigation des Gleiters vertraut machen.

Und die nullometrische Navigation hat es in sich. Dagegen ist die Mondlandung eine Spritztour auf Stützrädern im ausgepolsterten Vorgarten einer Sillenbucher Reihenhaushälfte. Von der ganzen Technik im Führerhaus leuchtet mir unmittelbar nur ein, dass der Steuerknüppel nicht funktioniert, solange die Antriebssysteme im Faltmodus sind. Ich lade daher eine Kopie des Servopiloten auf meine Konsole und starte die Anwendung. Die Dateien entpacken sich und ihre Installation dauert zwar eine nervige Weile, geht dafür aber ohne Fehler über die Bühne. Eine Fehlermeldung erhalte ich erst nach dem Neustart – und das auch erst dann, als ich die Passworteingabe wegklicke. Damit hatte ich nicht gerechnet. Was hat der Nuller ausgerechnet das Navigationsprogramm mit einem Passwort gesichert, wenn hinter ihm ein Lomsdaleit ohne Schloss nur angeklipst war? Schöner

Schlamassel! Wie soll ich denn das Passwort eines Nullers knacken? Das ist entweder unmöglich oder ganz leicht.

Wenn ich Ling gewesen wäre, hätte ich ein Passwort gewählt, das für Nuller nur schwierig zu erraten ist, geht es mir durch den Kopf. Und was ist schwieriger zu erraten als etwas, das man nicht kennt, das in der eigenen Denkweise gar nicht vorkommt, beispielsweise die Null? Das klingt vielversprechend. Da acht Felder vorgegeben sind, versuche ich ‚NullNull', ‚ZeroZero' und ‚LingLing' in allen orthographischen Variationen. Kein Durchkommen. Immerhin wird die Abfrage nicht gesperrt. Ich probiere weiter: achtmal die Null. Das wäre wirklich zu banal gewesen. Da fällt mir ein, dass der ASCII-Code vierstellig ist, und plötzlich habe ich das Gefühl, als würden meine Gedanken unaufhaltsam Richtung Endzone marschieren. Ich schlage den Code nach sowohl für die chinesische Null als auch den für das Hanzi 零 und kombiniere beide. Wieder kein Treffer. Nach kurzem Rechnen stelle ich fest, dass beide Codes keine Primzahl sind. Das bringt mir den nächsten ersten Versuch; das spüre ich. Jetzt stehe ich schon tief in Lings Hälfte. Die Gedanken nehmen Aufstellung: Schreibe ich den hexadezimalen Code des Hanzis dezimal, erhalte ich eine fünfstellige Zahl, deren Quersumme zusammen mit der Quersumme des Codes für die chinesische Null 37 ergibt – eine Primzahl. Auch mit ihr probiere ich erfolglos alle Varianten aus. Jetzt würde ich ein Fieldgoal kicken, aber das ist in meiner Situation nicht zulässig. Also zurück ins Huddle und erneut anlaufen. So geht es zermürbend weiter. Versuch für Versuch. Ich nehme ‚0' und ‚Ling' hinzu, probiere ‚37Ling00', ‚37Ling37' und ‚3Li00ng7'. Die Defense-Line steht, weicht meinen rüden Angriffen kein Inch zurück. Vorletzter Spielzug – third and goal: ich passe auf den Tightend, den ich auf die ‚0Li37ng0'-Route geschickt habe – Touchdown!

Das wäre geschafft. Das Spiel ist gewonnen, aber die Liga noch lange nicht. Mir ist klar, dass ich nur die einfachsten Manöver werde fliegen können. Rückwärts einparken sollte ich daher tunlichst vermeiden. Ich lade mir das Logbuch mit den Flugkoordinaten herunter in der Annahme, der erste Eintrag stehe für die Erde. Im Grunde müsste ich nur die bisherige Navigationsmatrix invertieren und für deren Eigenvektoren anhand der Eigenwerte ein nullometrisches Orthonormalsystem angeben, um dorthin die Koordinaten zu transfor-

mieren, die die Erde relativ zu meiner jetzigen Position hat. Ich gebe zu, das ist nicht gerade höhere Mathematik, aber für einen Führerschein Klasse A hat es gerade so gereicht. Zudem kann ich mir nicht vorstellen, dass mich hier draußen jemand kontrolliert bei dem Sauwetter.

Ich sitze vor der Konsole und zögere. Eine einfache Umkehrung sollte doch einfach sein, mache ich mir Mut. Der lässt sich heute mal wieder bitten; schließlich schicke ich die transformierten Daten doch ab, nicht ohne mich vorher fester als sonst angeschnallt zu haben. Nun, das war zuviel der Vorsicht. Ich muss mich wieder losschnallen und das Kommunikationsprisma in seine Halterung einsetzen. Anscheinend erwartet das Navigationssystem vom Piloten ein optisches Startsignal. Derlei Sperenzchen hatte ich befürchtet. Woher soll ich wissen, wie man mit Licht die Zeit strukturiert. Meinen eigenen Aufzeichnungen zufolge wird die Art der Faltung von der Frequenz eines Lichtpulses festgelegt. Das hatte Ling mit seinen Blitzen erledigt. Mir bleibt nur, mit einem Laserpointer die Sonde vergleichsweise unbeholfen anzufunzeln. Damit das Laserlicht in einzelne Pakete gebündelt wird, braucht es einen externen Taktgeber. Dazu verknüpfe ich die Strahlungsintensitätsbuchse des Pointers über ein Cinch-Kabel mit der Konsole und lasse ‚The final Command' von Slayer laufen. Und tatsächlich erhalte ich eine rasche Abfolge von Lichtimpulsen. Zurück im Pilotensessel schalte ich die Musik erneut ein, richte den Laserpointer auf die Sonde und – und bekomme eine Warnmeldung: „Sie sind dabei eine 19$^{\pi}$-Grad-Wende einzuleiten. Dabei werden mindestens zwei Dimensionen maximal gekrümmt bei Konstanthaltung der dritten Dimension. Das macht es erforderlich, dass die vierte Dimension über die Schnittstelle PCI 19.0 x1 gegebenenfalls erheblich nachmoduliert werden muss. Bei Fehlmodulationen kann ein unwiederbringlicher Dimensionsverlust eintreten. Wollen Sie Ihre Zielkoordinaten noch einmal überprüfen? J/N"

Ich moduliere dir gleich einen, dass du für den Rest deines Lebens Kraniche oder Tüten faltest! – fluche ich mit zum Beten gefalteten Händen, drehe die Musik lauter und drücke die N-Taste.

Zunächst tut sich nichts, denke ich und hebe mürrisch verstimmt den Blick über den Bildschirm, da sehe ich, dass alle Sterne und Ga-

laxien verschwunden sind; ja, es sieht so aus, als wäre draußen überhaupt gar nichts, als höre die Welt an der Außenhaut der Gleiterkarosserie auf. Man könnte meinen, der ganze Raum sei in den 911er hineingebogen. Spätestens jetzt steigen in mir starke Zweifel auf, ob alles mit rechten Dingen zugeht, und ich mich wirklich auf dem Heimweg befinde. Den Zweifel verstärkt ein Blick in den Rückspiegel. Darin sehe ich statt der Rückwand mit den beiden Schleusen Myriaden von Miniaturgalaxien mit einem schummrigen Halo, den die Sterne wie punktförmige Leuchtwürmer erzeugen – mitten in der Kabine. Als ich mich im Sessel umdrehen möchte und das nicht kann, dehnt sich der Zweifel zur Gewissheit. Nicht dass ich eingefroren wäre, ich finde einfach keine Freiheitsgrade, in die ich mich bewegen könnte. Es gibt einfach kein vor oder zurück, kein links oder rechts, kein oben oder unten, – und doch fühle ich mich nicht eingesperrt. Da kommt mir die Rückwand entgegen, buchstäblich, ohne dass ich den Hals wenden muss: Die Schleusen krümmen sich von oben und unten in mein Sichtfeld, wie die Fangzähne eines Drachens, als säße ich in dessen Schlund. Die beiden Zähne jeweils am Oberkiefer und Unterkiefer sind nur verbunden über schmale Fäden, die umso breiter werden, je mehr das Drachenmaul sich schließt. An der rot leuchtenden Schleusenbeschilderung kann ich im Schlund erkennen, dass die Rückwand sich gespiegelt in meinem Sichtfeld aufbaut; zudem stehen die Buchstaben auf dem Kopf. Mich selbst sehe ich nicht. Ich bin aus dem Universum verschwunden. Das SUNLIXE zieht es vor meinen Augen auseinander wie auf einer Gummihaut – die Einstiegsschleuse nach rechts, die Paradiesschleuse nach links – bis die Haut in der Mitte reißt und alles um mich herum blendend weiß wird. Ich sehe nichts mehr als dieses dimensionslose Weiß, maximal hell, ohne zu schmerzen. Es braucht eine ganze Weile, bis ich merke, dass all meine Sinne ausgeschaltet sind; alle, bis auf mein Gehör, das mich durch die verbliebenen Dimensionen orientiert. Von der Musik allerdings ist nichts zu hören, dagegen höre ich sämtliche Gegenstände um mich herum, die in einem lauteren und helleren Ton erklingen, je näher ich ihnen komme, und wieder leiser und dumpfer werden, wenn ich mich von ihnen entferne. Erleichtert darüber, mich wieder bewegen zu können, erkunde ich das Schauspiel der Welt mit den Ohren, achte auf Zwischentöne und vermeide lautstarke Kollisionen. In-

stinktiv nähere ich mich den Klängen, die mir guttun, mit denen ich harmoniere, ja, von denen man sagen könnte, dass sie mich ernähren, und ich halte mich fern von denen, die sich von mir ernähren. Auf der unendlichen Himmelstonleiter finde ich stets einen Sprossenton, den ich auf eine für mich angenehme Lautstärke bringe. Meine Bewegungen kommen einem fortwährenden Musizieren gleich, dem ich einen gewissen Unterhaltungswert nicht absprechen kann. Die körperlose Existenz als Frequenz und Amplitude ist jedenfalls nicht unangenehm.

Unangenehm ist das Fiepen, das irgendwie von außen kommen muss, ich hätte gesagt: von oben, würde es in dem zusammengefalteten Universum ein Oben oder Unten geben. Das Fiepen durchdringt alle Klänge und scheint diese zu einer konvexen Fläche zu biegen, deren Krümmung immer größer, deren Steigung immer steiler wird. Schließlich ist der Ton so hoch, dass ich ihn nicht mehr hören kann, wie ich überhaupt nichts mehr höre. Sollte ich in der nullten Dimension angelangt sein, abhold jeglicher Sinneswahrnehmung? Wo befände ich mich in einem solchen Universum? – will ich mich gerade fragen, als mir ein stechender Geruch in die Nase fährt, der mich natürlicherweise abstößt in Richtung eines blumigen Geruchs, der ab einem bestimmten Punkt so süß und klebrig durch meine nicht vorhandenen Nasenflügel wabert, dass mir davon übel wird und ich wieder ein Stück zurückweiche, bis sich ein optimales Olfaktorium einstellt. Was nicht heißt, dass ich im Gleichgewicht verharre, vielmehr oszilliere ich auf der Zeitschiene zwischen den Polen des Zuviels und des Zuwenigs, je nachdem, welches Verhältnis von stimulierend, narkotisierend, erotisierend und abtörnend mein aktuelles Bedürfnis gerade deckt. Zur Ruhe komme ich jedenfalls nicht. Angenehm ist in dieser Faltungskonstellation, dass die Last wegfällt, sonstige Bedürfnisse, seien sie elementar individuell oder synthetisch sozial, befriedigen zu müssen. Auch dieser Konstellation könnte ich fast etwas Paradiesisches abgewinnen, hinge mir nicht atavistisch das menschliche Ego im Nacken, das nasenscheinlich nicht hierher gehört.

Auf einmal erscheint zwischen den Düften ein Pixel wie der Polarstern am weißen Nachthimmel, der unversehens vom Horizont her zu flimmern beginnt. Ein Flimmern, das sich bleiern über die Düfte legt, sich auf sie herabsenkt wie ein Schleier aus schwerem, dichtem

Nebel; dabei potenziert sich die Luminiszenz des vereinzelten Pixels logarithmisch zur blendenden Strahlkraft einer unverhangenen Sonne. Komplementär zur Ausbreitung des Gesichtssinnes ziehen sich meine Riechepithelien zurück, sodass ich kurz den Eindruck habe, mit der Nase zu sehen und mit den Augen zu riechen, bis mein Ohr heftig protestiert, das als erstes Sinnesorgan zur Be-Sinnung kommt und meinen Nacken, dem noch der Muskelkater in den Wirbeln steckt, über einen unsichtbaren Keilriemen zum Headbanging antreibt. Daher ist das erste Bild, das ich in der vermeintlich vertrauten Welt aus der Warte des Pilotensessels wiedergewinne, ein rasend auf- und abbewegtes. Was mich daran ein wenig irritiert, ist, dass ich in die Auf- und Abbewegung nicht eingreifen kann; die verzweifelte Dauerkontraktion des Trapezmuskels schafft trotz angeschwollener Schlagader am Hals keinen Einhalt. Weiter geht es auf und ab und ab und auf. Das ist nicht das Faltverhalten, wie ich es kenne. Solange die Bilder wie ein aus der Spur geratener Super8-Film in mein Auge projiziert werden, gelingt es mir nicht einmal, die Musik abzustellen. Ich bin im Speedmetal-Universum angekommen. Das Paradies ist das nicht.

‚Hell ain‘t a bad Place to be‘, spielt es dazu passenderweise aus der Konserve, kaum dass der Schlussakkord von ‚Paradise City‘ verklungen ist. Der Song moduliert den Laserpointer etwas runter und die Wahrnehmungsverzerrungen glätten sich so weit, dass ich die Musikwiedergabe stoppen kann. Ein Fehler. Ein großer Fehler! Ich habe den Tatfinger von der Konsole noch nicht einmal zurückgezogen, da schlägt der 911er schon Kapriolen wie Daunen im Orkan. Statt des optischen Eindrucks wirft es nun den Gleiter auf und ab, was mir nicht nur blaue Flecken beschert, sondern mich auch meinen letzten Zahn kostet – meinen letzten Zahn? Den werde ich bei diesem Seegang kaum in die braune Phiole bugsieren können. Zumal ich auf den leeren Feuerlöscher achten muss, den es aus der Halterung gerissen hat, und der jetzt wie ein Torpedo durchs Deck schießt. Zwei Monitore hat er schon auf dem Gewissen, und jetzt rammt er zentral mit 7 Metern Anlauf den Spind, der sich prompt aus seiner Verankerung löst und zu einem zusätzlichen, zweiten Geschoss mutiert. Doch ist es nicht das zweite Geschoss, sondern das dritte, das hinter dem Spind

zum Vorschein kommt und meine ganze Aufmerksamkeit restlos auf sich zieht, aber sowas von restlos. Unter meinen über das bloße Staunen hinaus misstrauisch dreinblickenden Augen müht sich ein Männlein mit blond-graumeliertem Haar vergeblich, in Armeslänge Halt zu finden. Das gealterte Rumpelstilzchen rudert erst unbeholfen mit seinen Steckenärmchen, paritet nun aber, unerwartet gekonnt bei diesen Turbulenzen, zu mir. Al-Skede?

Wohl kaum. Oder doch? Al-Skede, den habe ich mir dunkelhaarig vorgestellt, kräftig und smart; nicht blond und schwindsüchtig, wie die nordische Ausgabe eines Milchbubis, der vor dem Schlafengehen seinen Schulranzen sortiert und währenddessen die Unterrichtseinheiten vom Tag runterbetet – und der, falls er ausnahmsweise einmal mehr weiß, als das Oberschulamt für ihn und seinesgleichen vorsieht, petzt, Leute wie mich skrupellos verpetzt. Mag sein, dass dieses missratene Skede-Imitat der vormalige Napalmanschlag und jetzt die lange Reise in dem engen Sarkophag ausgezehrt haben; das kosmetisch zu korrigieren, wäre für die fähigste Chirurgin auch mit funktionalem Drucker schon eine respektable Herausforderung, doch vermutlich ist dann bei der Hauttransplantation stereolithographisch – mal wieder – etwas schiefgelaufen; das würde jedenfalls erklären, dass er nun zwei Jahrzehnte älter wirkt als das mutmaßliche Missing Link-Masker-Exemplar. Zu dessen Lebenszeit freilich könnte das gespenstisch bleiche Phantom vor mir eine durchaus attraktive Physiognomie abgegeben haben; die Ansätze zu einem stattlichen Mann mit allem Drum und Dran sind jedenfalls da – das kann ich mit Meisterbrief und Siegel eines anerkannten Herren-Connaisseurs beurkunden. In seinem jetzigen Zustand aber wirkt der Typ so erotisch wie der Papst mit Pestbeulen; höchstens bauernschlau, jemand, der weiß, wann er seine Kühe von der Alm abtreiben muss, ansonsten aber Radiologen für Medienwissenschaftler hält.

Voll aufs Pariten konzentriert, haben die blauen Augen des blinden Passagiers ein Ziel fixiert, das ich nicht bin. Gleich würde er, in Rangerhose mit Tarnmuster und einem khakifarbenen T-Shirt, die Springerstiefel voraus, neben mir andocken. Ein Schwall verkohlten Gestanks umhüllt mich. Da war doch was! Meine Nasenschleimheute feuern mir eine Leuchtrakete in die unterbeschäftigten Frontallappen meines Gehirns mit Grüßen aus dem libyschen, was denk ich nun

schon wieder! – nein, aus dem Limbischen System, natürlich. So lüftet mein neuroendokrinologisches Telegraphensystem ganz nebenbei das vertrackte Riechrätsel: Das ist der Duft von Coal Water. Natürlich! Das Parfüm hatte mit dem Slogan ‚Burning for Authenticity' geworben, war aber in Stuttgart verboten worden, nachdem das Aftershave im Bohnenviertel ständig Fehlalarme bei der städtischen Feuerwehr ausgelöst hatte. Es scheint ganz so, als fände ein Kosmetikartikel, der Menschen aus Fleisch und Blut in geräucherten Schinken verwandelt, nich immer begeisterte Abnehmer. Einer davon segelt gerade an mir vorbei. Aus der so auf- wie undurchdringlichen Rauchduftwolke gelebter Pyromanie ragt dessen rechte Hand hervor und klinkt sich am Haltegriff des Schwenkarms vor mir ein, während der gealterte Blondschopf mit der linken in die Tasten meiner Konsole hackt. Kurz darauf steht alles still und die Normalität piepsender Anzeigen und rauschender Umluft kehrt ein. Dann wendet er sich mir zu.

„Hi, I'm al-Skede!", begrüßt er mich mit beneidenswert makellosen Zahnreihen, im Stile eines GIs, der im Dschungel von Vietnam einen Gefangenen aus einem Lager befreit hat.

„Komich, dann ffind uir chon dffai", antworte ich dem Möchtegern-Skede flachsend und schäme mich zutiefst ob meiner zahnlosen Aussprache, der es gerade jetzt etwas an Biss fehlt.

„Don't mess with me, Mannfred!" Weiter kommt er nicht.

„Ich bin nich' Mampfred! Ich bin Madffe, ‚Madffe' geffprochen oder ‚Madsche', nicht ‚Meiff'!", falle ich ihm empört ins Wort.

„I suggest you cooperate, my son", lässt der Khakikrieger sich nicht beirren, „Our mission is yet to be accomplished."

Was bildet der sich ein? Führt sich hier auf wie der Oberpriester vom Brihadisvara-Tempel. Du hast hier gar nichts zu melden. Das ist meine Mission, nicht unsere, und deine schon gleich gar nicht! – rotten sich bei mir kampfeslustig die feindseligen Gedanken einer instinktiven Aversion zusammen. Flugs ersinne ich eine Gefechtstaktik, die bestechend simpel ist: Ich lasse istam Brahmanen-Dysplasie in seinem polierten Oxford-Englisch einfach weiterlabern und tue so, als würde ich ihr interessiert zuhören. Derweil kann ich die Spindgeburt von oben bis unten mustern und mir ein vorurteilsfreies Urteil über A1-Skede bilden, ohne dass er davon etwas merkt.

In meiner Spekulationsschmiede muss ich die Esse nicht lange schüren, bis zum ersten Funkenschlag: Wie hat er es bei dieser jämmerlichen Konstitution nur so lange im doppelten Boden des Spinds ausgehalten? Scheint ein echt zäher Brocken zu sein. Ich könnte das nicht, denke ich, als es zwischen meinen Frontallappen wieder klingelt: Auch die Stimme kommt mir bekannt vor. Irgendwo habe ich die schon einmal gehört. Hm, das könnte auf meiner Hochzeit gewesen sein. Das war auf meiner Hochzeit!

Es ist die Stimme des mir unbekannten Dritten, dessen zusammenhangsloses Gerede sich hinter dem verschlossenen Fensterverschlag des Büros vom Raichberger Waldheim in die Stimmen von Deniz und dem Prof mengte. Ich war an die Treppe vor dem Büro gerollt, in das kurz zuvor mein Bräutigam verschwunden war, nachdem Otoko ihn in den Räumen der Gaststätte kurz beiseite genommen und ihm etwas ins Ohr geflüstert hatte. Mich bestürmte sofort wieder eine meiner Vorahnungen. Trotzdem bin ich nicht gleich hinterher, obwohl ich wie auf Kohlen saß, und gelangte erst Minuten später unter dem Vorwand, eine rauchen zu wollen, ins Freie. Wegen der Treppe war es mir leider versagt, näher an das Büro heranzurollen, ohne mich bemerkbar zu machen. So konnte ich anfangs kaum etwas hören. Doch das Gespräch, das sich um Getreidelieferungen zu drehen schien – immer wieder fiel außer ‚Skede' das Wort ‚Mais' – artete glücklicherweise in einen lebhaften und eo ipso gut hörbaren Streit aus, sodass ich mir ganz sicher bin, dass die Stimme ‚Mais' sagte. Allerdings stand mein Rolli zu weit entfernt geparkt, um die Sprache, in der der Streit vor sich ging, eindeutig identifizieren zu können, sodass ich in deren Corpus die Bedeutung des Phonems hätte dingfest machen können. Damals bin ich naiv vom Schwäbischen ausgegangen, dabei hätte es, wie mir jetzt erst klar wird, genauso gut Englisch sein können. Der rätselhafte Satz ‚Həd iː ɐ ləgˌ Maɪˌsfəˌld, wiː dɛːd iː nɑ̃ maɪˌs vˈrʃdoˌbfɐ', den Deniz von sich gab, und den man schriftdeutsch mit ‚Hätte ich ein leckes Maisfeld, wie täte ich dann meines verstopfen' wiedergeben würde, könnte im Englischen auch ‚Hit with a lad's mace fell he dead in the maze first of all' gelautet haben. Natürlich! Na, logisch!

Darauf hätte ich auf der Hochzeitsfeier natürlich gar nicht nalogisch kommen können, fehlten mir damals doch sowohl ein Anlass

als auch die Zeit zum Nachdenken. Denn just in dem Moment, als der ominöse Satz fiel, schlang Otoko einen ihrer schlanken, bunt bereiften Arm um meine Schultern. Der ungebetene Gast hatte sich mit einem Strauß Chrysanthemen unter der Achsel – namentlich Enbee Wedding Golden, wie sie mir später verriet – und einem Stück Marzipantorte in der noch freien Hand neben mich gekniet und mir einen Ausblick gewährt, der sonst nur Männern ab einem Gardemaß von 1,80 m vergönnt ist. Behutsam legte sie mir den Teller in den Schoß, wo die Torte wie von Geisterhand hin und her rutschte, sehr zur Freude der Japanerin. Dann schob sie mich zur Kinderschaukel auf dem Spielplatz gegenüber und klärte mich über die Chrysanthemen auf, die ich fälschlicherweise für Margeriten oder Kamille gehalten hatte, und erzählte vom kaiserlichen Rang der Blumen und von ihrer langen Reise aus Otokos Heimat nach Stuttgart. Kein vorwurfsvolles Wort davon, dass ich entgegen meiner Absichtserklärung keine Zigarette im Mund hatte. Dabei ist das Biest viel zu klug, um daraus keinen Verdacht zu schöpfen. Doch sie erzählte und erzählte, während ich mir ohne Appetit das Tortenstück reinstopfte, mehr schlingend als kauend, Rückstände von Schlagsahne an den Fingern, nur weil ich das peinliche Gerutsche des Gebäcks in meinem Schoß beenden wollte. Widerwillig lieh ich ihr mein Ohr, während ich das andere zum Lauschen aufstellte; beides vermengte sich zu einem nicht mehr reproduzierbaren Rauschen, bis wie aus dem Boden gestampft Deniz neben mir stand – mit rotem Fes auf dem nach hinten gegelten Haar. Er trug braune Ledersandalen und weiße Haremshosen unter einem weißen Kaftan, den ein weißer Gürtel mit selbstgeschmiedeter Silberschnalle taillierte. Mit einem minutenlangen, schlangenkundigen Zungenkuss erneuerte mein Gemahl vor den Augen meiner Rivalin sein Söz kesme-Versprechen, das jeder mit ein bisschen schmutziger Phantasie an in der Sonne gleißenden Speichelfäden ablesen konnte. Dafür hatte ich weithin schmatzend und sabbernd gesorgt. Da war die Welt wieder in Ordnung. Da war die Welt noch in Ordnung.

Sieh einer an, denke ich, jetzt habe ich also das Männchen zur Stimme. Und obwohl er vor mir steht, kann ich noch immer nicht glauben, dass das der Skede sein soll. Ein Mythos verliert an Kraft, wenn er sich verwirklicht. In diesem Fall aber fällt der Mythos völlig in sich

zusammen. Ich würde sogar sagen, dass der mythische Skede ein anderer ist als der wirkliche. Der mythische Skede ist ein Brikett von einem Mann, schwärzer noch als ich, der seine Überzeugungskraft aus dem Schweigen zieht; der wirkliche Skede dagegen faselt im Brustton der Überzeugung noch immer irgendetwas von Paradise, Happiness, Bogdanow-Coordinates und Confidential Orders, ohne zwischendurch Atem zu holen. Dabei zappelt er aufgeregt herum wie ein Schimpansenbaby und zupft immer wieder sein T-Shirt mit der Salzkruste am Halsausschnitt zurecht, als müsse er in jedem Augenblick die Tagesschau anmoderieren. Die linke Hand hat er leger in die Tasche seiner Rangerhose geschoben; in der Seitentasche darunter steckt ein Funkgerät, dessen Lautsprechermikrophon an einem spiralförmig gewundenen Kabel heraushängt. Damit hatte Ling wohl nachrichtendienstlichen Funkkontakt mit diesem weibischen Armeeheini, einem Anhänger der Bene Gesserit par excellence; was jedenfalls die Störgeräusche im Neltie erklärt.

Dem Skede muss aufgefallen sein, dass ich sein Walkie-Talkie bemerkt habe, und mich dessen Ansicht ins Grübeln gebracht hat.

„Sorry to say so, my son, but his majestic greatness Kai V respectfully commissioned me to record all events of yours in compliance with the lawful protection of privacy to the highest degree possible in due circumstances.“

Du mich auch! Damit ist wohl endgültig das Geheimnis gelüftet, wer auf welcher ‚Rechtsgrundlage‘ meine Textfiles gelesen und abgeändert hat im Glauben, er sei sogar berechtigt, gänzlich neue Files zu erstellen. Ganz schön dreist, mein Söhnchen, sich im Kontext gedungener Spionage hinzustellen und das Wort ‚Datenschutz‘ in den Mund zu nehmen! Natürlich nur zu meiner Sicherheit –, um die ich ja so flehentlich gebeten hatte. Schon klar. Nein, auf Einsicht kann ich bei dem Maulhelden nicht rechnen, weshalb ich mir vornehme, ihn nach dem Tagebau im Gleiter dazu gehörig zu löchern, um für mich ein weiteres noch offenes Rätsel abhaken zu können. Ich will gerade den Mund öffnen, da halte ich inne, weil ich meine Frage beinahe auf dieselbe hochtrabende Art und Weise wie mein Gegenüber mit „Ffeñor Pfkede“ begonnen hätte; gerade noch rechtzeitig besinne ich mich um und und spreche ihn stattdessen mit „Cariño“ an, das ich zwar fast schon für zu vertraut halte, mir aber aus unerfindlichem

Grund am besten zu A1-Skede zu passen scheint. Seiner Antwort in ungeschmälert geschwollenem Englisch entnehme ich, dass die Bruchstücke der Felswand im Fusionsreaktor gelandet sind, damit er für sich Nahrungsmittel drucken lassen konnte, ohne den Energiehaushalt des Systems aus dem Gleichgewicht zu bringen. Schließlich wollte er keinen Verdacht erregen.

Soso, keinen Verdacht erregen! – das ist dir gründlich misslungen, hijo mio.

„Uarum, cariño, nennt fich Jölm Uerdenfpfahr eigentlich Pfkede?“, bohre ich tiefer.

„My name is not Skede, my name is Al-Skede!“

Tja, mir machst du nichts vor, Jölm. Ling rief dich beim Namen; und dass du beim Namen äußerst empfindlich reagierst, kann ich sehr gut verstehen. Darin sind wir uns ähnlich; womit dann aber auch schon alle Gemeinsamkeiten aufgezählt wären. Schätze, wir werden keine Freunde. Dagegen spricht unzweideutig, dass vom Birkenstamm des Schwenkarms miniaturisierte Saitenwürste hängen, die Deckenbeleuchtung frühlingshaft mein wintergefrorenes Herz wärmt, und der Sauerstoffflaschenkokon des Pfauenauges bis zum Ventil mit Wodka gefüllt ist, kurz: es überkommt mich der dreifaltige Schauer aus Futter, Sonne und Spirituosen. Die flimmernden Armaturen gleichen Pfingstrosen in einer lauen Junibrise und lassen eine Idylle entstehen, die allein ein streunender Hund stört; kein Pudel, sondern eine englische Dogge, die mit ihrer Schnauze die Sträucher der Steuerungsinstrumente pflügt. Auch die Gaisburger Glocken formieren wieder ihren dunklen Klang aus den Tönen des Gleiters, als Jölm alias A1-Skede mich unerwartet fragt: „Do you know, my son, where the zerotics' home is located?"

Zerotiker? – So als so heißen die Nuller im englischsprachigen Raum. „Natürlich weiff ich daff", was noch nicht mal gelogen ist.

Der Skede scheint nichts anderes erwartet zu haben, denn mit der größten Selbstverständlichkeit schließt er gleich die nächste Frage an, die als Vorlauf meine Antwort gar nicht gebraucht hätte: „Can we go there?"

Ob man kann? Man kann auch in Flip Flops die Aiger Nordwand besteigen! – denke ich, sage aber nichts dergleichen, weil ich merke,

dass mein Gegenüber mit seiner Frage noch nicht am Ende angelangt ist.

„I mean, now?“

„Ffelbfdverchdändlich“, antworte ich jetzt, ohne ihm gleich auf die Nase zu binden, dass er sich bereits mitten im Universum der Nuller befindet. Dazu hätte ich ihm auseinandersetzen müssen, dass Heimat und Universum gegenüber Geosprachen in N0ll eine Bedeutungsverschiebung durchlaufen. Hätte er mal meine Aufzeichnungen gründlicher gelesen! Auf solche Details aber scheint es ihm nicht anzukommen: „Then let's go, my son!“

Wie ich daraufhin stümperhaft an der Konsole Koordinaten transformiere, verlegen von einem zum anderen meiner Finger schaue, die ich im Rhythmus meiner Berechnungen abwechselnd anwinkle und ausstrecke, und ich mich gerade zu ‚Daddy Cool‘ als Taktgeber für den Laserpointer durchgerungen habe, schaltet sich der blonde Skede wieder ein, der mich bei meiner clownesken Pantomime aufmerksam beobachtet hatte: „You are no pilot, my son, aren't you?“

„Nun ja, meiftenf hat Ling die Navigapfion übernommen“, räume ich freimütig ein.

Der Skede hebt verächtlich die rechte Augenbraue, lächelt süffisant und flanscht einen Transponder mit LCD-Anzeige und vier Pfeiltasten auf Lings Sonde mit den Worten: „Feel free to enter the coordinates of their destination here.“

My son, ergänze ich in Gedanken und stelle den Transponder ein, wie einen Radiowecker, was keine 2 Minuten dauert. Mein Zögern nach der Eingabe der letzten Ziffer übersetzt der Skede dank seiner fulminanten Beobachtungsgabe zutreffend mit „What now?“, und er fügt, meine Verlegenheit geflissentlich ignorierend, hinzu: „Ready?“

My son, ergänze ich in Gedanken und nicke bloß. Ich bin ready, aber sowas von ready. Daraufhin zieht der Skede den Steuerknüppel heraus, legt den oberen Kippschalter um und drückt den darunterliegenden Knopf, der rot zu blinken begonnen hat. Dann ist mir, als verschöbe sich der Winkel der Außenbordscheibe nach oben. Wir falten. So einfach ist das.

A1-Skede klopft mir anerkennend auf die Schulter. Die ist diesmal nicht mit Venenositas gepolstert. Glücklicherweise. Einerseits. Leider, andererseits. Auch lässt der Skede – im Unterschied zum Statthalter –

seine Hand auf meiner Schulter ruhen und schaut mir dabei tief in die Augen. So tief, dass es mir unangenehm wird und ich unter dem Vorwand, ich müsse aufs Klo, nicht nur meinen Blick von ihm abwende. Irgendwie fühle ich mich in Gegenwart des Skede extrem unwohl. Der verdirbt mir noch die ganze Liturgie. Um weiteren Annäherungsversuchen präventiv aus dem Wege zu gehen, schließe ich mich bis zur Landung im 00 ein.

„In wenigen Minuten erreichen wir äh...“, meldet uns Sarah stok-kend die Wissenslücke in ihrer Datenbank, „… der Ausstieg befindet sich in Fahrtrichtung links.“

Obwohl die Vakuumpumpe der Kloschüssel so gut wie keine Geräusche macht, gehe ich auf Nummer sicher und betätige die Spülung, bevor ich mich wieder zeige. A1-Skede registriert auf seinem Vidphone bereits die Kennwerte der Atmosphäre. Offenbar erfreut ihn, was er angezeigt bekommt, und als er mich sieht, lächelt er mir freundlich ins Gesicht. Da mir die Kennwerte bereits bekannt sind, klappe ich schon einmal den Rollstuhl auf, umständlich langsam und gewissenhaft, um den Anschein zu erwecken, so beschäftigt zu sein, dass man mir besser nicht in die Quere kommt. Da landen wir auch schon. Kurz nachdem der Gleiter erschütterungsfrei aufgesetzt hat, lässt A1-Sede mit einem hydraulischen Zischen die Ausgangsschleuse aufspringen und stapft, sich genüsslich streckend und reckend, die Rampe hinunter.

„Beautiful“, höre ich ihn sagen, als er den mintblauen Seen, den bronzeglänzenden Siliziumwäldchen sowie den lila Moosen ansichtig wird. Er macht ein paar Sätze, die einen geübten Dreispringer vermuten lassen, und dreht sich dann mit ausgestreckten Armen wie die Christusstatue auf dem Corcovado im Kreis.

„This is heaven, my son“, jubelt er plurisono immer wieder, begleitet vom schmatzenden Geräusch zertretenen Gewürms unter seinen klobigen Stiefeln.

Ich mache dagegen nur einen Satz: „Ich hole noch chnell Lingpf Atlaff.“ Dann kehre ich in Windeseile um und erklimme die Rampe, wobei ich mich bemühe, möglichst unangestrengt zu wirken, damit der Skede nicht auf den Gedanken kommt, mir helfen zu wollen. Ich brauche keine Hilfe und kann sie auch nicht gebrauchen, weil ich

meinen Cariño um jeden Preis auf Distanz halten will, aber sowas von distant! Ich werfe einen Blick über die Schulter und sehe, wie A1-Skede selig im Schneidersitz auf dem Boden Platz genommen hat und staunend die Botanik studiert. Kraftvoll rolle ich aufs Kommandodeck. Der Notstartschalter ist mir noch in ‚bester' Erinnerung.

Die Schleuse verriegelt sich wieder mit dem Geräusch eines sich aufheizenden Schnellkochtopfs, die Bolzen fahren mit einem dumpfen Schlag ins Schloss. Dann tut sich nichts mehr. Kein Countdown. Stattdessen lässt Sarah mich wissen, dass es an Sprengstufen für einen konventionellen Start fehlt. Das hatte ich völlig vergessen. Da klopft es auch schon an der Luke. Ich suche die Koordinaten für die Erde heraus, lösche sie dann wieder aus dem Transponder, weil mir gerade noch rechtzeitig einfällt, dass es sich dabei um die von mir transformierten Koordinaten handelt. Das Klopfen wird heftiger. Doch auch die offiziellen Koordinaten schluckt das System nicht. Wieder ist es Sarah, die mich darauf hinweist, dass das Zielobjekt nicht mehr existiere. Die Erde gibt's nicht mehr? Während ich mich weigere, mir Inhalt und Folgen von Sarahs Behauptung auszumalen, wird aus dem Klopfen ein Hämmern. A1-Skede hämmert so energisch gegen die Luke, dass ich um deren Fortbestand fürchten muss. Einen weiteren Fehlversuch kann ich mir nicht leisten. Weil möglicherweise selbst die Milchstraße nicht erkannt oder als inexistent ausgegeben werden könnte, schlage ich im Fundamentalkatalog die Schwerpunktskoordinaten vom Galaxienhaufen Laniakea nach, der die Milchstraße beherbergt, um wenigstens der Richtung nach heimwärts zu gelangen. Während ich mit zittrigen Fingern die Koordinaten über die Pfeiltasten eingebe, durchbricht das Hämmern die altbekannte Stimme, die wie damals im Waldheim eindeutig dasselbe wiederholt, nur lauter jetzt, dringlicher, rufend statt argumentierend: „Mais!" Dann verstummt alles.

Alles wird gut: Ich hätte mir nicht träumen lassen, dass das Falten durch das Universum fast so einfach ist wie Autoscooterfahren. Beim Falten macht der Gleiter seinem Namen alle Ehre. Wenn ich einen Zahn zulege, bin ich zum Rückspiel des VfB in Degerloch wieder daheim. Davor werde ich mir weitere 31 Zähne zulegen, damit ich wieder vernünftig sprechen und etwas anderes als Ugali auf die Spei-

sekarte setzen kann. Seit dem Auftauchen des Skede habe ich nichts mehr gegessen, was sich jetzt dramatisch bemerkbar macht. Seine nasale Stimmlage imitierend rezitiere ich mit knurrendem Magen den Corolianus des Schultheaterensembles: „Mai fan,

Änger iff mai Miet. Ei fap appon maiffelf.
Änd fau chäll pftahrf wiff Fieding.“

A1-Skede wäre in seiner Kampfmontur bei den Vokalisten wahrscheinlich besser aufgehoben als auf dem Mühlefeld, denke ich, während ich den Spind wieder an die Wand schraube, – dort, im Paradies der Vokalisten, wird nicht unterschieden zwischen Hamas und Humus; und doch ist der Skede jetzt irgendwie beides. Zum Schmunzeln komme ich wieder nicht, weil mir unmittelbar im Anschluss an den Gedanken genauso schwerelos ein Personalausweis in die Hände schwebt, den A1-Skede nebst Zahnbürste, Toilettenpapier und einem Flakon Coal Water in der Rückwand des doppelten Bodens vom Spind zurückgelassen hat. Ausgestellt ist er in der Kommune Trondheim auf den Namen Hjelm Ingvar Verdensfar; über dem Mikrochip mit dem Irisscan seiner himmelblauen Augen ist noch der ehemalige Diplomatenstatus der norwegischen Krone eingeprägt. Von wegen Al-Skede! Ein Nuller täuscht nicht. Sich nicht und Andere nicht. Ich stopfe die Dokumente in meine Gürteltasche, deren Reißverschluss danach gerade noch schließt, und widme mich wichtigeren Dingen; Dingen, die der Stereolithograph für mich erledigen darf.

Die zwei normierten Nirosta-Abformlöffel sind in Handumdrehen gedruckt, ebenso wie ein Messbecher und das Alginatpulver, das ich gerade mit Wasser zu einen blauen Gel verrühre. Sicherheitshalber gebe ich ein wenig mehr Natriumsphosphat zu, damit das Gel nicht auf dem Weg in den Mund schon abbindet. Die Zahnpartien, die noch auf meine Kieferabdrücke angepasst werden müssen, stehen bereits parat. Ich habe mich für das Modell ‚Vic Dorn‘ entschieden, das sich meines Erachtens ästhetisch souverän auf dem schmalen Grat zwischen extravagant und stylish bewegt. Ich bin der Ansicht, dass in geraden Linien und großzügigen Abständen die Trends der anstehenden Frühlingsmode verlaufen, zumindest für Paradiesvögel – auch wenn die in der Herbstmauser erst einmal ziemlich gerupft daher-

flattern. Denn fürs erste überzieht nur Gänsehaut mein Zahnfleisch, als ich die beiden Löffel in den aufgesperrten Schnabel einlege und mit sanftem Druck aufeinanderpresse. Da habe ich wohl zu kaltes Wasser abgefüllt; aber das bringt den Vogel nicht um. Mit den Löffeln im Mund sehe ich sowieso eher aus wie ein Schnabeltier, denke ich mir, als ich beim Pariten zu den Heizrohren mein Spiegelbild flüchtig im Bordfenster erhasche.

In froher Erwartung reibe ich mir feierlich die Hände. Herbstzeit ist Erntezeit! Wann, wenn nicht jetzt, sollte ich eine Runde tlalukken? Ich nehme eine getrocknetes Blatt aus einem der Bündel und rolle es vorsichtig zusammen zu einem kompakten Zylinder, den man aus der Ferne glatt für einen Zigarillo halten könnte. Die verspiegelte Sonnenbrille auf der Nase fingere ich in meiner Gürteltasche nach dem Zippo und bekomme dabei den Drug Drops zu fassen. – Was soll ich damit? Kaum fasse ich den Entschluss, den Drops im Reaktor zu vernichten, um Platz im ausgebeulten Beutel zu schaffen, verschiebe ich meinen Plan auch schon wieder auf später und entzünde stattdessen erst einmal meinen Venenositas-Ersatz, den ich mir zwischen die beiden Löffelgriffe geklemmt habe. Der getrocknete Kaktus fängt sofort Feuer, und tiefschwarzer Qualm breitet sich flach aus um Wangen und Hinterkopf wie eine fliegende Pfütze. Ich inhaliere genießerisch den ersten Zug, als wäre es das erste Atemholen nach meiner Auferstehung. Für meine Himmelfahrt wähle ich aus der digitalen Jukebox ‚Learning to fly' von Pink Floyd und lasse mich entwurzelt treiben. Schon nach dem zweiten Zug belagern mich keine Gedanken mehr. Ich schließe die Augen und der 7raum öffnet sich.

Schwer zu sagen, ob ich eingenickt bin, und wenn ja, wie lange. Mir fehlt jeder Anhaltspunkt. Allein das Gel hat sich weiß eingefärbt, sodass ich es aus dem Löffel brechen und mit den vorbereiteten Zähnen zum Aushärten in die Druckerkammer des Lithographen geben kann. Das geht mit dem Laser ziemlich rasch. Wie schnell doch manchmal die Zeit verfliegt! So schnell, dass im Mannfredischen Kalender bereits Weihnachten vor der Tür stehen müsste, zumindest aber ein wichtiger Geburtstag, der mit einem Ständchen gewürdigt sein will, gewissermaßen als Härtetest für meine wiedergeborenen Zähne. Von

meiner ursprünglichen Absicht, mein Gebiss mit Warrants ‚Cherrie Pie' in Schwung zu bringen, muss ich mich gleich wieder verabschieden, weil auf meinem Rechner von den Millionen Karaoke-Songs leider nur ein einziger gespeichert ist, der noch dazu von einem der ersten Geräte aus dem Jahr 1973 stammt; ein Original, das bestenfalls noch historischen Wert besitzt. Aber für meine Zwecke tut's das auch, zumal auf dem Bildschirm eine Simultanübersetzung eingeblendet wird, wenn ich dazu die Tarnkappe aufsetze. Dann kann ich den Song zur Melodie auf Deutsch singen. Das mache ich denn auch; erst verhalten und unsicher, ob das künstlichen Gebiss am Gaumen hebt, schließlich text- und taktsicher, als hätte ich nie andere Zähne besessen:

「この　歌	„Dies Lied hat Kraft,
力が　ある	wie's leibt und lebt,
喜び	wie's Freuden schafft,
もうすぐ　上がる	die Stimmung hebt,
悲しい　物	wer traurig ist,
幸せに　なる	wird wieder froh,
歌うこと	denn einfach ist
簡単に　分かる	das Lied sowieso,
疲れたも	erlischt dein Glanz,
病気も	plagt dich die Pein,
そう　踊ろう	dann spielt's zum Tanz,
元気でよう	zum Fröhlichsein.
バンドに　なら	Die Drumsticks fliegen
バスを　聞こう	über Ride und Snare
エレギター—	ein Riff zieht gegen
ドラムの　音	die Basslinien her,
そう　誰も	in dieser Band
楽器が　上手	könnte man meinen,
一人だけ	hat jeder Talent,
下手で　ポ—ズ	bis auf einen,
一つを	ein einz'ger ist's,
除いで	der jederzeit
完全な	zerstört des Lieds

歌けど　　Vollkommenheit;

歌ので　　das ist saudoof,
歌詞も　ある　　ein echter Hänger,
歌ったら　　doch jede Stroph‘
気分が　変わる　　braucht einen Sänger:

問題は　　singt der das Lied,
歌手だ　　geht es schief!

皆さん　見て　　Seht alle her,
歌手は　馬鹿　　der Sänger ist gaga,
歌手は　ポ―ザ　　der Sänger singt blabla,
歌手は　馬鹿　　der Sänger ist gaga,
皆さん　聞いて　　hört alle her,
歌手は　馬鹿　　der Sänger ist gaga,
歌手は　ポ―ザ　　der Sänger singt blabla!

歌手は　なぜ　　Sänger, warum?
歌手は　止めて　ください。　　Sei doch bitte still!

私くし　　Ich bin kein Genie,
馬鹿ではない　　ein Außenseiter,
楽しいし　　ich mag nur das Lied,
止められない　　drum singe ich weiter,

大　声で　　und ich erweck‘
続けよう　　aus voller Kehle
嬉しく　　zum Sangeszweck
音楽　作ろう　　des Liedes Seele.

歌　歌う　　Mag‘s peinlich sein,
恥ずかしい　でしょう　　so Ton für Ton,
嘲笑　貰う　　ich ernt‘ allein
嘲りも　　den ganzen Hohn.

歌手の　まま　　Ein Gesangsverbot
歌っても　いい　　gibt‘s bei mir nicht,
間違いは　　jed‘ falsche Not‘
意図的に　　ist voll Absicht,

歌ので　　eine jede Stroph‘
心から　　braucht einen Sänger,

喜ぶ	drum sing drauflos,
かもしれない	warte nicht länger!
うるさい	So ein Krach,
うるさい	so ein Lärm.
皆さん　見て	Seht alle her,
歌手は　馬鹿	der Sänger ist gaga,
歌手は　ポ—ザ	der Sänger singt blabla,
歌手は　馬鹿	der Sänger ist gaga,
皆さん　聞いて	hört alle her,
歌手は　馬鹿	der Sänger ist gaga,
歌手は　ポ—ザ	der Sänger singt blabla,
歌手は　馬鹿	der Sänger ist gaga,
皆さん　聞いて	hört alle her,
歌手は　馬鹿	der Sänger ist gaga,
歌手は　ポ—ザ	der Sänger singt blabla!
歌手は　完成	Sänger, mach‘s gut,
歌手は　一生懸命」	Sänger, verlier‘ nie den Mut!“

Der Hauptmonitor auf dem Schwenkarm bedeutet mir, dass wir das Zentrum von Laniakea erreicht haben. Die bernsteinfarbenen Zeichen sind kaum zu lesen wegen des Sprungs in der Mattscheibe am rechten oberen Rand; aber auch weil es in der Kabine taghell geworden ist. Und noch etwas hat sich verändert. Ich schwebe nicht mehr. Der Gleiter ist leicht nach Backbord gekippt, sodass das Schwerefeld senkrecht durch den Boden verläuft. Laut Faltplan der elektronischen Ausgabe des Galaxienreiseführers aus dem Jahr 1979 sind wir in der unmittelbaren Nachbarschaft eines Neutronensterns zum Stehen gekommen. Das war knapp! Posthum wird mir die große Portion Glück bewusst, dass sich der Schwerpunkt des Galaxienhaufens nicht mitten in dem Neutronenstern befindet. Sonst läge ich jetzt zusammengefaltet zu einem toten Mace im Trümmerfeld des zerschellten SamSarah. Ich richte mich im Pilotensessel auf, in dem mir die Kraft des Liedes bis eben die schwerelose Leichtigkeit des Seins vermittelt hat. Mit dem Lied aber endete auch die Leichtigkeit, und sofort stellen sich ungebeten die Vorboten des Schwermuts ein, die sich zu Tausenden durch die Poren meines Bewusstseins zwängen. Vielleicht ste-

he ich aber auch bloß unter dem Eindruck der Gravität, die mit der Gravitation Einzug in den 7raum gehalten hat. Jedenfalls nehme ich von der Festlichkeit einer Messe nur so viel wahr, wie ein Vikar, der die Nacht durchgesoffen hat. Trotzdem hat es etwas von einem heiligen Akt, als ich die Pfeile des Transponders auf die Koordinaten der Erde einstelle.

Bei der Eingabe der Erd-Koordinaten anhand der Zahlentasten ist mir, als drückte ich in der Verkehrsverbunds-Magnetbahn den Halteknopf, nachdem sich deren Türen am Cannstatter Bahnhof geschlossen haben. Vor dem Abschicken kontrolliere ich die Ziffern einmal mit dem rechten, einmal mit dem linken Auge. Ich bin Mace, „Matze“ gesprochen oder „Matsche“, nicht „Meis“ – würde ich auf der Pressekonferenz in die Mikrophone der Medien sprechen – Mace ist nicht mein registrierter Name – und – Registriert bin ich als Mannfred Moussalah Acunoğlu. – Doch dazu kommt es erst einmal nicht: „#8B: Zielobjekt ‚Erde‘ kann nicht gefunden werden. Prüfen Sie Ihre Eingabe und wiederholen Sie den Vorgang“, steht da unter der Ankunftsbestätigung in Lanikaea, feuerrot blinkend wie Belsazars Menetekel. Sarah hat es erst gar nicht nötig, ihre Stimme zu bemühen. Wahrscheinlich schmollt sie, oder sie arbeitet an ihrer Zeugenaussage. Ich wiederhole den Vorgang, ich weiß nicht, wie oft, bis sich in mir die Gewissheit breitmacht, dass ich hier festhänge. Der Augenblick der Einsicht dehnt sich zur Ewigkeit der Ratlosigkeit und ich frage mich, worin der Tod sich davon unterscheidet. Im Tod steht auch niemand mehr hinter mir, keine Mom, kein Deniz oder David, aber auch kein Prof.

Den Tod stelle ich mir vor als verabsolutierte Einsamkeit. Ein einsames Nichts; immerhin befreit vom Joch des Seins, genauer des Ich-Seins. Doch ist es eben dieses unterjochte Ich, das als zentnerschwerer Schatten meines Namens, mir überall hin folgend, sich krankhaft gegen seine Befreiung stemmt und mir den Einzug in die ewigen Jagdgründe mit Untergangsängsten verleidet, als müsste ich Styx mit einem Mühlstein um den Hals durchschwimmen. Das Unglück des Sterbens lebt in mir doch nur als Zwangsneurose. Wider besseres Wissen kann ich mich nicht von der unbegründeten Angst lösen. Doch wenn ich mich so hinter den Schleier des Todes begebe,

wo der Schatten von mir abfällt, wie kann ich da sagen: „Ich will sein“? Ein Sein ohne Ich sagt doch nichts, schon gar nicht „Ich“! Und wo kein Ich ist, wen kümmert dann das Sein? Ich komme unter dem Dach der Angst nicht weiter und drehe mich darunter absichtlich im Kreis, um nicht aus dem Radius der mein Ich schützenden Konventionen und Traditionen heraustreten zu müssen. Ich stecke fest in einem Mühlenuniversum in einer Klapsmühle in einer Zwickmühle. Die Mühlen drehen allesamt und jede für sich ihr Mühlrad und mahlen das Korn meiner Persönlichkeit, bevor ich es picken kann. Das sich mir entziehende Korn-Ich schwindet zwischen den Mühlrädern einer unendlichen Folge von Mühlen, wo es hinter zahllosen Masken ein vierschrötiges Wesen wahrt, das auch nach dem fünften Schroten noch lange nicht Mehl ist. Schicht für Schicht bleibt es Korn. Wo ich den edlen Kern des Ich erwarte, stoße ich letztlich auf eine warzige Larvenhülle mit langen Borsten und schiefen Kauwerkzeugen, ein entschlüpftes Wesen, das seine maskenhafte Garderobe verhöhnt und statt des hehren Wesens ein leeres, abgestoßenes Korsett zur Schau stellt, die wächserne Totenmaske von etwas, das nie ein Individuum war.

Noch unerklärlicher ist die Angst vor dem Tod, wenn es sich um den Tod einer Totgeburt handelt. Zu dem bin ich dank des Prof, dank Xaglostan vom Augenblick der Empfängnis an zum Tode verdammt. Siebeneinhalb Monate hat Mom mich in ihrem Leib vor der feindlichen Welt schützen können. Dann fielen die Gynäkologen wie Hyänen über sie her. Siebeneinhalb Monate hat sie dem Drängen der Ärzte standgehalten, den Wazungu weupe, den weißen Weißen. – Glückwunsch, Miss, Ihr Sohn wird schon bald auf Händen laufen! Wie, Sie freuen sich gar nicht? Kein bisschen? Ach, Sie sind tot, na dann. – Hätte meine Mutter mir sterbend nicht den Rest ihres viel zu kurzen Lebens eingehaucht, könnte ich heute vermutlich nicht einmal blinzeln. Ihre Liebe hat mir das Leben geschenkt, ihre Liebe hält mich am Leben. Sie ist es, der ich mein Leben verdanke, nicht den Weißkitteln im Kreißsaal. Die zählen zu den blasierten Eliten, die einen Dompfaff von einem Gimpel nicht unterscheiden können und sich bei der Deutschen Bahn darüber beschweren, dass es keine Zugverbindung von Brașov nach Kronstadt gibt. Die sind sowas von vergimpelt, dass sie

beim Kaiserschnitt noch nicht einmal gemerkt haben, dass mit mir etwas nicht stimmt.

Mein Tod ist nur der Tod in einem sterbenden Universum. Denn was ist der Wärmetod anderes als das Ende aller Zeiten? Den kann ich abwarten oder das Heft vom Schicksalsschwert selbst in die Hand nehmen. Entweder ich finde meine Bestimmung, indem ich Excalibur aus dem toten Fels meines bisherigen Lebens ziehe oder Balmung wird mich – verstrickt im für Menschenaugen unsichtbaren Nornengeflecht – hinterrücks richten. Es gibt kein besseres Scheitern; jedes Scheitern ist total. Das bessere Scheitern mag als literarische Maxime taugen für Literaten, die sich nicht aus ihrem Schneckenhäuschen trauen, sich längst von paradiesischer Vollkommenheit verabschiedet haben und um Verständnis für ihre poetischen Verfehlungen betteln; kurz: die unter Preisgabe des Absoluten Absolution einfordern. Mit den Augen Gottes im Zentrum von Lakinea kann es aber keine Entschuldigung und keine Vergebung geben; hier heißt scheitern real scheitern – und real scheitern heißt irreversibel, unrettbar scheitern. Hier schreibt jedes Wort Geschichte – oder die Geschichte verschluckt die Wörter mitsamt dem Autor und seiner Geschichte. Entweder also ich stoße das Tor auf zum Paradies, oder ich fahre in die Hölle eines ichlosen Plasmas, einer Welt vollkommener Indifferenz gegenüber jeglicher Individualität, einer Welt bar jeglicher Schöpferkraft.

So haben wir nicht gewettet. Ich habe 37 Spieljahre verloren, aber das Lebensspiel ist noch nicht entschieden. Im Grunde kann ich weder siegen noch verlieren, denn ich bin mir mitten im Spiel als Spieler abhandengekommen; das Spiel hat sich gewendet: ich kann gar nicht spielen. Das Universum spielt. Und es hält einen Joker in der Hand. Einen dicken, fetten Joker: Zwischen all den Luschen stecke ich, rage ich aus Karo, Herz, Pik und Kreuz als Joker hervor. Weil ich die Regeln nicht kenne, weiß ich natürlich nicht, ob der Joker sticht. Man müsste ihn ausspielen. Außer mir alles Luschen, also spiel mich doch aus! Mut ist Trumpf. Warum spielt das Universum mich nicht aus?

Ich bin des macht-, hilf- und tatenlosen Wartens überdrüssig. Dann werde ich eben ohne Ich das Paradies betreten. Ich bugsiere meinen Rollstuhl zu der Schleuse, über der leuchtend rot das US für Ultimate

Safeguard prangt. Jetzt ist die letzte Krisenstufe erreicht, denke ich, jetzt ist es Zeit, die Reißleine zu ziehen. Ich umfasse die Klinke und drücke sie entschlossen nach unten. Der rechte Bolzen springt auf, und ich kann den gusseisernen Riegel nach innen schieben. Dann ziehe ich an der Klinke, aber die Schleusentür bewegt sich nicht. Also drücke ich sie nach außen. Wieder nichts. Ein fachmännischer Blick auf den Verschluss klärt mich darüber auf, dass der linke Bolzen die Schleuse sperrt. Als ich mich an dem zu schaffen mache, meldet sich Sarah zu Wort: „Zustimmung erforderlich. Bitte holen Sie die komplementäre Zustimmung ein."

Wo soll ich jetzt Lings Zustimmung hernehmen? Die kann ich mir noch nicht einmal selbst zusammenbasteln, weil die Audiofiles mit Lings Stimme zerstört sind.

„Das ist ein Notfall, Sarah!", erkläre ich, „Ling lebt nicht mehr und kann seine Zustimmung nicht geben."

„Zustimmung erforderlich. Bitte holen Sie die komplementäre Zustimmung ein", bleibt der Bordcomputer unnachgiebig.

„Wir hängen hier fest, kahretsin! Die Luke ist die einzige Rettungsoption", mache ich meinem Ärger Luft.

„Zustimmung erforderlich."

Sarah hat noch nicht geendigt, da bringe ich schon ein klobiges Stemmeisen in Anschlag, das griffbereit zwischen den beiden Schleusen hing. Mit Leibeskräften stoße ich das Eisen in den Türspalt, um den Bolzen aufzubiegen, und hänge mich schließlich mit meinem ganzen neutronensternverstärkten Gewicht an das Stangenende, doch das Eisen rutscht immer wieder ab. Der Übergang vom Stemmen ins Dreschen vollzieht sich fließend. Doch selbst der Lomsdaleit hinterlässt auf der US-Luke nur mikroskopische Dellen. Ich könnte ausflippen, wenn ich nicht schon getilt wäre. Nun, denke ich mir seufzend einen Seufzer: für so hartnäckige Fälle gibt es schließlich einen Schweißbrenner. Ich öffne den Gashahn und entzünde mit dem Zippo das Propan, das dem fauchenden Mischrohr entströmt. Durch den Rückstoß der Flamme rutsche ich kurz von meinem Ziel ab und versenge versehentlich den Kunststoffmantel eines fingerdicken Kabels neben dem Bolzen. Davon unbeeindruckt halte ich mir das Schweißschild vors Gesicht und werde Zeuge, wie die Funken von der Lukenoberfläche zurückspringen wie Hagel von Dachziegeln.

Die Luke ist noch nicht mal flädlessuppenwarm, als ich die Hälfte des Propans vergeudet habe. Würde mich interessieren, was das wieder für ein Material ist, und von welchem Planeten es die Nuller importiert haben.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 157 Version 1.0
by User: Mace

Ich kann es noch immer kaum fassen. Das ist einfach unglaublich, aber sowas von unglaublich! Ich bin so fassungslos, dass ich den restlichen Speicherplatz in einem Rutsch mit Worten füllen könnte, mit Worten, die mir aber aus ein und demselben Grund fehlen, also aus dem Grund, der den Wortrutsch veranlasst. Nicht weil ich mich nicht ausdrücken könnte, sondern weil es so unglaublich viel ist, was alles nach Ausdruck verlangt; ein Durcheinander von Wörtern, in das nicht einmal die Tarnkappe Ordnung zu bringen vermag. Aus der Vogelperspektive ist das, was sich vor mir an Texten aufbaut, kaum treffender wiederzugeben als damit, dass ich es kaum fassen kann. Ich bin überwältigt. Nach all den Strapazen. Un-glaub-lich!

Eigentlich wollte ich die vorausgegangenen Aufzeichnung an der einen oder anderen Stelle ergänzen und präzisieren sowie manchen Passagen einen etwas nüchterneren Pathos verpassen, doch sprudelt mein Vokabular noch immer aus derselben Quelle mit einem Strahl, dessen Wirbel es nicht eingeweihten Lesern erschweren, bis auf den Grund des Quells zu sehen. Ich werde daher nicht umhinkommen, meinem Vorsatz zu einem späteren Zeitpunkt auf der Lichtlinie bzw. dem Lichtbogen, zu dem sich die Euphorie gelegt haben wird, in der gewünschten wie wünschenswerten Ausführlichkeit nachzukommen, auch wenn es keine Anzeichen dafür gibt, dass sich meine Verfassung ändern könnte, liegt doch gerade in dieser atemporalen Ewigkeit sich selbst zu einer immerwährenden Euphorie verstärkender Gefühle und Gedanken der nicht versiegende Quell eben derselben.

Wie die Schlange, die sich dadurch erhält, dass sie sich von ihrem Rumpf nährt, die sich erneuert, indem sie zur Produktion neuer Körperzellen alte Teile ihres Körpers frisst, genauso reproduziert sich meine Verfassung als ein Akt beständiger Schöpfung zwischen den

Polen des Paradieses und des Egos: das Ich frisst sich durchs Paradies, um sich in diesem Paradies zu schöpfen. So bin ich zugleich mein eigener Schöpfer und der des Paradieses als auch mein eigener Henker und Vernichter des Paradieses. Darin liegt die Spannkraft meiner Existenz, schließt sich der Kreis meines Lebens. Ich bin aus mir in einem Paradies für mich.

Hab ich's schon gesagt? Ich bin im Paradies. Ich bin angekommen. Ich bin im Paradies. Ich bin fassungslos im Paradies, in einer paradiesischen Verfassung. Die Strapazen will ich nicht leugnen, aber sie waren es wert. Schließlich haben sie mich dahin geführt, wo ich jetzt bin: im Paradies. Die Ankunft dort haben mir das Ich und das Paradies eröffnet, in der Beschaffenheit, wie ich sie in den letzten beiden Aufzeichnungen beschrieben habe und die ich genauer und vor allem in ihrem Zusammenhang zu beschreiben hiermit gelobe. Momentan bin ich dazu einfach nicht in der Verfassung; ich sitze im Giebel des Turmes zu Babel und genieße die Aussicht, wozu ich die Leitern und Stiegen nicht benötige, die mich an diesen Aussichtspunkt geführt haben. Hier kann ich keine Leiter aufstellen, und wenn ich es könnte, würde sie die Aussicht nur beeinträchtigen.

Nein, nicht jeder Gedanke hat nette Nachbarn. Ich breite das Besteck neben mir aus. Jedes einzelne bekommt feinsäuberlich seinen Platz auf dem weißen Seidentuch. Erst nachdem ich wiederholt kontrolliert habe, dass die Instrumente vollzählig und sauber sind und darüber hinaus so liegen, dass ich sie auch blind finden würde, treffe ich die übrigen Vorkehrungen für die Mission ‚Ich', die mich auf die Mission ‚Paradies' vorbereiten würde. Ich setze mich aufrecht, öffne den Gürtel und ziehe mir die Lederleggins samt Boxershorts unter dem Gesäß hindurch in die Knie. Eine hochkonzentrierte olfaktorische Note gibt mir zu verstehen, wie lange ich meine Unterwäsche schon nicht mehr gewechselt habe. Ich atme durch den Bauch gleichmäßig weiter und schon nach 7 Atemzügen ist nichts mehr zu riechen.

Mit dem ersten Griff hole ich mir den Rasierapparat. Das kühle Metall wandert angenehm über das Schambein und macht fast vergessen, dass die Scherblätter hin und wieder zupfen. Ein Teil der Schamhaare rieselt neben den Rollstuhl, den Rest entferne ich mit einer

Quaste. Prüfend streiche ich mir über die Haut und die kaum merklichen Stoppeln. Dann streife ich mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand die verschrumpelte Vorhaut über die Eichel, die mich in leicht gerötetem Rosa anschaut wie ein trauriges Nilpferd ohne Augen. Ich straffe die Haut noch ein Stückchen weiter, sodass das Nilpferd sein Maul öffnet. Dafür habe ich Klinge Nummer 11 für Halter Nummer 3 ausgewählt. Als die Spitze des Skalpells sich in die Öffnung der Harnröhre senkt, versucht die rosige Kuppe reflexartig sich in den Schutz der Epidermis zurückzuziehen, aber ich halte meinen Penis sicher und fest im Würgegriff, weil diese Reaktion vorherzusehen war. Ein warmer roter Film rinnt mir über den linken Daumen. Jetzt ist auch der Schnitt im Schmerzzentrum angekommen. Den Fehlstart von wenigen Zehntelsekunden macht der Schmerz durch seine Intensität wett. Vom Ort der Verwundung schießt er stechend in die Mitte meines Körpers, so tief, dass es sich anfühlt, als befände er sich mindestens 7 Meter hinter mir auf Höhe des Solarplexus.

Ich halte kurz inne und beiße die dritten Zähne aufeinander. Der stechende Schmerz klingt in dumpfen Wellen ab, die vom imaginären Zentrum zurück zum Penis führen. Dann warte ich einen Atemzug und ziehe die Obsidianklinge etwas zu mir, um die Scheidewände der Schwellkörper voneinander zu trennen, ohne die dorsale Vene zu verletzen. Die Öffnung ist jetzt so weit, dass man einen Katheder von der Stärke eines Telefonkabels einführen könnte. Mir perlt der Schweiß von der Stirn und an den Unterarmen treten die Adern türkis-blau hervor. Ich überlege kurz, ob ich das Skalpell nicht schneller an die Peniswurzel führen sollte, entscheide mich dann aber für einen offenen Schlagabtausch zwischen mir und meinen Schmerzen. Ich muss mich höllisch konzentrieren, weil ich immer wieder einen Nerv erwische, der meine gesamte Muskulatur kontrahieren lässt, sodass das Skalpell Gefahr läuft, aus der Linie zu fahren. Es fließt jetzt doch mehr Blut, als ich erwartet hatte, sodass ich immer wieder mit einer Polyhexamid-Lösung spülen und danach mit dem Skalpell neu ansetzen muss. Als ich mich bei einer solchen Gelegenheit einmal mehr dem Fläschchen mit der Lösung zuwende, sehe ich im Augenwinkel, dass der Stereolithograph dabei ist, einen Auftrag abzuschließen, den zumindest ich ihm nicht gegeben habe.

Es ist wie verhext: ich kann alle nur erdenklichen Vorkehrungen treffen, und doch durchkreuzt irgend ein Störfaktor meine Pläne! In der daraus resultierende Unaufmerksamkeit hat die abgerutschte Klinge wieder ein Schrapnell in den Solarplexus abgefeuert. Unter den explosiven Schmerzen beginnt langsam auch die offene Wunde stetig zu brennen, sodass mir übel wird von der ganzen Pein. Ich muss den Schwindel in den Griff kriegen, sonst werde ich am Ende noch ohnmächtig. Dazu schwitze ich dem kalten Schweiß heißen hinterher. Und jetzt, wo ich am Körper rundum nassgeschwitzt bin, liegt gar ein wohliges Zittern über der Haut. Ich greife mit der linken Hand um, drücke jetzt die Eichel zusammen, um den Schnitt ventral fortsetzen zu können. Dass ich dabei am liebsten wegschauen würde, liegt nicht daran, dass ich den Anblick nicht ertrüge, sondern an dem wiederkehrenden Impuls, zum Lithographen hinüberzuschauen. Mehr noch, als die Wunde schmerzt, ärgert es mich, dass ich so viel mentale Kraft auf die Bekämpfung meiner Neugier verschwenden muss, die ich eigentlich für preziösere Angelegenheiten benötige.

Ich raste meinen Nacken ein. Die das Skalpell führende Hand ist jetzt auf Höhe des Bauchnabels; und mit einem entschlossenen Ruck trenne ich meine Männlichkeit ab vom Rumpf. Weil dadurch zwangsläufig auch die Vene in Mitleidenschaft gezogen wurde, muss ich die starken Blutungen mit einer Mullbinde abdrücken. Der Druck entlastet mich zugleich von den Schmerzen. Die Augen brennen mir vom Schweiß, der von der Stirn in die Augenwinkel geronnen ist. Derweil studiere ich das verhutzelte Stück Fleisch in meiner Linken, wo die weißen Fettzellen des Bindegewebes unter und über dem wässrigen Rot des Blutes sichtbar sind. Im Querschnitt sieht der Penis aus wie eine Tomate im Längsschnitt: das verdeckte Fruchtblatt in der Mitte entspricht der Scheidewand, und die Pulpae ähneln fruchtfleischigen Schwellkörpern, – die allerdings mit der Zeit bräunlich eindunkeln. Denn dank der hohen Sauerstoffsättigung hat sich bereits ein Wundschorf auf dem Strunk des Penisschaftansatzes gebildet, und ich kann die Mullbinde abnehmen. Für den Hodensack brauche ich erst gar keine Binde. Den hole ich mir kurzerhand mit einem gezielten Sichelhieb wie eine reife Feige vom Baum. Der runzlige Beutel mit den beiden eiförmigen Spermaspeichern ist von seiner plötzlichen Entfernung so überrascht, dass es ihm gar nicht erst einfällt, zu bluten.

Operation gelungen, Pimmel und Eier weg. Ich könnte glatt als Barbie-Ken durchgehen, denke ich beim Anblick meines amputierten Geschlechts; – aber ich bin noch nicht fertig. Noch lange nicht.

Als nächstes sind die Beine dran. Im Unterschied zu meinem Penis hatte ich für die Beine noch nie eine Verwendung. Sie werden mir keine sonderliche Entbehrung abverlangen. Im Gegenteil. Meine Beine sind mir eine Last, die ich viel zu lange schon mit mir herumschleppe und von der ich mich jetzt endgültig befreien werde, wie ich mein Ich überhaupt von jeglichem Ballast befreien werde. Mir und meinem Ich reichen Stümpfe vollkommen aus. Ich spule meine Gedanken in die Gegenwart zurück, spüle die blutverschmierten Hände und trockne sie mit einem Handtuch ab, mit dem ich mir gleich auch den Schweiß aus Gesicht und Nacken wische. Eins nach dem andern. Zunächst reibe ich den rechten Oberschenkel bis zur Leiste mit Franzbranntwein ein, hole mir dann die schwere Bügelsäge vom Seidentuch und setze das Sägeblatt tangential an zum Muskel Rectus femoris. Dann beginne ich mit dem Sägen: Ich gebe ausreichend Druck auf das Blatt, sodass die Zähne sich einen halben Zentimeter ins Fleisch bohren.

Doch noch vor dem ersten Ritsche bzw. Ratsche schiebt sich das fertiggedruckte Etwas von der Peripherie meines Gesichts in die bewussten Regionen meines Wahrnehmungsfeldes: blau-weiß und Schuhgröße 43. Wie um alles in der Welt kommt der Stereolithograph dazu, Adiletten zu drucken? Habe ich Sarah unterschätzt, oder sind gar noch mehr blinde Passagiere an Bord? In die wievielte Schleife trete ich nun ein, und auf welchem Weg kann ich jemals hoffen, wieder aus Schleifen in den Schleifen heraus zu treten? Wohin? In eine nicht-zirkuläre Existenz – ist so etwas überhaupt denkbar, aber sowas von denkbar? Mir würde noch eine ganze Batterie von Fragen einfallen, aber ich komme nicht mehr dazu, sie zu denken, weil mein gesamtes Auffassungsvermögen eingespannt wird von den Urbildern eines zuckenden Phallus samt organischem Anhang, dem schönen Deniz; es sind Bilder der Erinnerung, die ich zu Kurzfilmen weiterspinne, in denen die Komik des Kontrastes zwischen Potenz und Impotenz mit vertauschten Symbolen durchaus humorvoll herauspräpariert sind.

Ich kann gar nicht anders als lachen; ein hölzernes, unechtes Lachen, so laut, als wollte ich die Aufmerksamkeit von irgend jemandem auf mich lenken; ein Lachen, das sich selbst lacht, jedenfalls nicht zu mir gehört. Mir ist gar nicht zum Lachen zumute. Vielmehr ist mir das Lachen zutiefst zuwider, das mich unerbittlich ergreift und mich schüttelt wie einen nassen Sack. Das Salz der Tränen, das sich in den Wimpern verfängt, wirkt wie geschwitzt. Daher überrascht es mich nicht, dass das gezwungene Lachen in ein erbärmliches Jaulen übergeht – auch das nicht zu mir gehörig. Vielleicht muss es sich von mir lösen wie meine sämtlichen Extremitäten, von denen die kleinsten schon nicht mehr Teil von mir sind. Ich nehme die irren Gebärden für eine körperliche Katharsis und warte, bis der Anfall vorüber ist. Johlend vor Wahnsinn und mit der verzerrten, entstellenden Maske eines traurigen Clowns ritze ich unabsichtlich durch die Leggins das rechte Schienbein mit der Bügelsäge, bevor ich sie verächtlich mit einem Stoß auf das Seidentuch zurückbefördere.

Als die Wogen sich glätten und die Inseln meiner Bestimmung wieder sichtbar werden, hole ich mir ein Taschentuch aus der Gürteltasche und trockene mir damit die verheulten Augen. Dabei fällt der Drug Drops in die kleine Blutpfütze unter meinem Schoß, die sich auf der Sitzfläche des Rollis gebildet hat und an den Rändern bereits eingetrocknet ist. Na, Tlaluc, möchtest du auch noch deinen Senf dazugeben? – ist mein erster Gedanke. Der zweite ist: Dein Opfer soll nicht vergeblich gewesen sein! Beim dritten Gedanken habe ich den Drops bereits im Mund und die ersten Bytes wandern über die Palpillen der Zunge in den Vorhof meiner künftigen Erinnerung. Wäre dem Geschmack nicht der metallische des Blutes beigemengt, würde er nach Karamell mit einer Note Mandeln schmecken. Meine Gedanken sortieren sich unter der lutschenden Gaumenbewegung und auf einmal erinnere ich mich.

Ich erinnere mich klar und deutlich, so als würde ich jede Sequenz noch einmal durchleben. Ich erinnere mich an einen mnemotechnischen Eingriff, der kurz nach meiner Geburt erfolgt sein muss. Ich sehe meinen kleinen braunen Körper mit blutiger Nabelschnur auf einer Bahre liegen und mit den schrumpeligen Speckärmchen rudern. Der Kopf ruht in einer gepolsterten Schale und ist von einem Metall-

ring fixiert. Über die geöffnete Schädeldekke versenken drei Chirurgen mit hellgrünen Papierhauben und beigen Gummihandschuhen einen Mikrochip an einer Sonde zwischen den Hemisphären meines gefurchten und gewundenen Gehirns. Dann verschwimmen die Erinnerungen oder die Sequenzen ereignen sich in meiner Erinnerung schneller hintereinander, als ich ihnen folgen kann. Dafür erinnere ich mich wieder daran, dass mir der Statthalter im eRoyce einen Drug Drops zugesteckt hat mit der Aufforderung, den Drops so lange im Mund zu behalten, bis die jetzige Situation in der Erinnerungsschleife wiederkehre. Ich kann mich sogar an die genaue Uhrzeit erinnern. Es war 07:19 Uhr. Ja, jetzt erinnere ich mich auch daran, woran ich mich um 07:23 Uhr erinnert habe. Ich erinnerte mich zu diesem Zeitpunkt daran, dass mir Kai V aufgetragen hatte, ich solle die offizielle Mission, die Verträglichkeit von Mensch und Nullern zu erproben, scheitern lassen und stattdessen alles daran setzen, dem Außerirdischen die Reise so zu vergrätzen, dass er Heimweh bekommt oder zumindest die Koordinaten seiner Heimat preisgibt. Das sei mein eigentlicher Auftrag: die Lokalisierung der Nullerkultur. Diesem Auftrag sei alles andere unterzuordnen. Mit Kenntnis der Koordinaten könne er, Kai V, dem Geheimnis der N0ll-Intelligenz auf die Spur kommen, nötigenfalls mittels Spionage. Nur so könne dauerhaft verhindert werden, dass die künstliche Intelligenz auf Erden in die Gewalt der Nuller gerate.

„Warum gerade Sie, werden Sie sich fragen“, ließ mich Kai V über den Chip wissen, „Nun, das liegt in der Ethik überlegener Intelligenz.“ Aus moralischen Gründen könne die Mission keiner KI übertragen werden, schließlich berge die Mission unbestreitbare Gefahren, die das Selbstwertgefühl jeder KI existenziell bedrohten. Um mich bräuchte ich mir dagegen keine Sorgen zu machen, ich würde für die Mission mit einer völlig neuen Identität ausgestattet. Von nun an sei ich Mace, „Matze“ gesprochen oder „Matsche“, nicht „Meis“. Mace sei nicht mein registrierter Name. Registriert sei ich als Mannfred Moussalah Acunoğlu. Meinen Nachnamen trüge ich aus erster Ehe mit dem Goldschmied Deniz Acunoğlu aus Pforzheim. Inzwischen sei ich, 37 Jahre alt, geschieden und verdiente meine Brötchen als Industriekaufmann bei einem Zulieferer des weltgrößten KI-Wartungsunternehmens in Stuttgart.

Wieder verschwimmen die Erinnerungssequenzen zu einem unkenntlichen Brei. Möglicherweise ist der Drops schon zu alt oder vom Blut verunreinigt.

Meine nächste greifbare Erinnerung ist der fast schon entschuldigende Hinweis Kais V, dass ihm nur der Betrug bleibe, weil die Nuller der KI nach aller Wahrscheinlichkeit auch moralisch überlegen seien. Es sei weiter nicht auszuschließen, dass der Nuller seine Schachzüge vorhersehen könnte und neutralisierende Gegenmaßnahmen ergreifen würde, weshalb aus Sicherheitsgründen die Botschaft des Drops‘ nach Erhalt aus meinem Bewusstsein gelöscht werde. Die Übertragung der Botschaft sei erfolgt, sobald ich einen weißen Tischtennisball sehe, der mir einen Smiley zuwendet. Dann würde ich alles vor der Übertragung Übertragene restlos vergessen und mit meiner neuen Identität wie selbstverständlich leben. Und in der Tat: Ich erinnere mich, dass ich mich im eRoyce schon nicht mehr erinnerte, wer ich vor Mace war.

In der Erinnerung von Mace, ob es auch die meinige ist, da bin ich mir inzwischen nicht so sicher, in der Erinnerung dieses 37-jährigen Industriekaufmanns jedenfalls muss ihm Kai V aufgetragen haben, den Nuller nötigenfalls zu eliminieren und dann eben ohne diesen auf die Erde zurückzukehren. Für diesen Fall sei hinter der Blende der Armaturen ein nullometrisches Pfadfindersystem versteckt worden, dessen Schalthebel zur Rückkehr nur in die Stellung 3 gebracht werden müsse, den Rest erledige der SamSarah 911 C von alleine. Bei dem Stichwort erinnere ich mich, dass ich es bin und nicht dieser Mace, der sich daran erinnert, dass der ‚Rest‘ des Pfadfindersystems bereits ‚erledigt‘ ist. Das hat wohl niemand vorhergesehen. Ich und Mace am aller wenigsten. Und ich erinnere mich, dass Mace sich an die Enttäuschung erinnert, dass die Kais ihm, Mace, wohl nicht viel zutrauen, weil sie ihm einen Spezialagenten zur Seite stellten, der mit an Bord sei, um für seine Sicherheit und das Gelingen der Mission zu sorgen. Dafür sei der Agent mit dem Decknamen L-Ske-D von der Ling-Sonderkommando-einheit für Deutschland der USO eigens in Moshi ausgebildet worden. L-Ske-D habe sich einer mehr als drei Jahrzehnte währenden Vorbereitung auf diesen Einsatz unterzogen, sei absolut vertrauenswürdig und stünde in einem diplomatischen Rang, der mich zu bedingungslosem Gehorsam verpflichte.

Weit lebhafter, weil schauriger ist mir die Erinnerung an eine mysteriöse Warnung. Denn dieser Erinnerung zufolge müsse er, Kai V, mich – oder Mace – vor manipulativen Drug Dropsen warnen, mit denen meine vergessenen Erinnerungen ausgelesen werden könnten. Er, Kai V, tat dies mit einem solch drohenden Nachdruck, dass der chemische Cocktail seine Worte derart in den Hippocampus gebrannt haben muss, dass ich sie jetzt in Flammenschrift vor mir sehe: „In Ihrem Kaktus werden Sie einen Drug Drops finden. Vernichten Sie diesen umgehend im Fusionsreaktor! Tragen Sie dazu ihren Raumanzug und vermeiden Sie jeglichen Kontakt mit dem Drops. Sollten Sie trotz aller Vorsicht mit einem Körperteil den Drops berühren, desinfizieren Sie diesen Teil sofort und gründlich! Unter keinen Umständen lutschen oder gar schlucken!!! Irreversible Persönlichkeitsstörungen wären die Folge, von denen eine ausgeprägte Schizophrenie noch das mildeste Symptom ist. Am besten, Sie entsorgen den ganzen Kaktus gleich mit, sobald sie die Erdatmosphäre verlassen haben."

Die Flammenschrift erlischt und mit ihr die Erinnerung. Ob die Verwirrung, die mich nun erfasst, eine erinnerte oder eine aktuell durchlebte ist, kann ich angesichts meiner Verwirrung nicht sagen. Aber mein Achselschweiß hat inzwischen die Hüften erreicht, und meine Kehle ist staubtrocken. Unwillkürlich schlucke ich – und der Drops rutscht die Speiseröhre hinunter. Sofort beginne ich zu würgen, stecke mir einen Finger in den Hals, zwei Finger, und als alle 5 Finger noch nicht reichen, meinen Penis gleich mit, da erscheint der Smiley. Und noch einer. Und noch einer.

Langsam taste ich mich zu einem der Gedanken vor, die mich umkreisen wie Satelliten. Neben dem blutdurchtränkten Seidentuch mit dem Besteck darauf grinst mir der Tischtennisball mit seinem Spitzbart entgegen. Ich sehe mich, wie ich den Käfig auseinandernehme, den Kupferdraht wieder um den Anker wickle und schließlich den Trafo zurück an seinen Platz setze. Mir ist, als würde ich die Kabel prüfen und lose Enden über einen Stecker verbinden. Ich sehe mich, wie ich nach getaner Arbeit den Gangschalter in die Stellung 3 bringe und wie ich enttäuscht registriere, dass sich nichts tut, nicht eine Nadel ihre Position verändert. Ich bemerke, wie ich denke, ein neues Le-

ben könne nicht schlechter sein als das alte, für das Leben spiele es keine Rolle, welche Identität in ihm lokalisiert ist. Und doch. Und doch stellt sich mir die Frage: bin ich Mannfred oder bin ich Mace oder bin ich beide – was unterscheidet Mace von Mannfred?

David? David! Ich bin David. Natürlich, ich bin David! Mich überkommt ein Schaudern. Wie konnte ich das nur vergessen? Ich bin David, ich bin tot. Nein, ich bin Mannfred, nein, ich bin nicht Mannfred! – geht es mir in wildem Durcheinander durch den Kopf. Ich bin Mannfred, der nicht Mannfred ist. Ich erhebe mich aus dem Rollstuhl, indem ich mich kräftig mit den Händen auf den Armlehnen abstütze. Genauso kräftig stoße ich den Rolli von mir. Das Gefährt kommt nicht weit, bevor es zur Seite kippt. Doch kommt es weit genug, dass ich ohne Stütze auf meinen dünnen O-Beinen leicht gekrümmt dastehe. Ich stehe, während das obere Rad sich noch von dem Schwung dreht, den ich dem Stuhl mitgegeben habe, und die Reflektoren in den Speichen Lichtstreifen über die Bordwände des SamSarah ziehen. Es ist mucksmäuschenstill. Ich schaue an mir herab. Leggings und Boxershorts sind bis zu den Knöcheln runtergerutscht. Die Beine darin kommen mir vor, als wären sie unendlich weit fort, als hätten sie keine Verbindung zum Rest meines Körpers und wären taub für meine Anweisungen. Trotzdem, trotz des Widerwillens befehle ich den leblosen Stecken, sich vorwärts zu bewegen. Bis auf die Beine versteht mein Körper den Befehl und beugt in Erwartung einer Vorwärtsbewegung den Rumpf leicht nach vorne, sodass ich aus dem Gleichgewicht gerate und umzukippen drohe. Und da geschieht es. In dem Moment, als der Sturz unausweichlich scheint und ich mich mit ausgestreckten Händen auf eine harte Landung vorbereite, da schnellt das rechte Bein vor und stabilisiert mich. Zögernd folgt das linke Bein nach. Sie gehorchen! Ich gehe! Nach 37 Jahren mache ich meine ersten Schritte!

Ich gehe, ich gehe zum Rollstuhl, stelle ihn wieder auf, gehe zum Holoposter und zur Tischtennisplatte und wieder zurück. Ich gehe und kann mich gar nicht sattgehen. Jeder Schritt eine Zündstufe, die einen Teil meiner Persönlichkeit wegsprengt. In zwei Schritten bin ich Vollwaise: links, und der Vater ist weg; rechts, zack, die Mutter. Ich verliere meinen geschiedenen Gatten – links und rechts – auch David hat es in meinem Leben nie gegeben. Mir bricht förmlich mein

Lebensweg unter meinen Schritten weg; ich trample auf allem, was mir wichtig ist und lieb war, auf allem, was mich geprägt hat – ich zerstampfe Schritt für Schritt meine Identität.

Kurz vor der Ichlosigkeit, und ganz kurz nur flackert die Idee auf, ich könnte mir mittels Röntgenaufnahmen die Verklumpung in den Sarkomeren meiner Beinmuskulatur nachweisen lassen, sodass ich mich mit attestierter Bewegungsunfähigkeit als der alte Mannfred wieder in meinen Rollstuhl setzen kann.

Wer bin ich, dass ich das Verblassen einer farblosen Existenz bedaure? Was für ein Mensch bin ich, dass ich mich nicht darüber freuen kann, die Lähmung abgeworfen zu haben, die mich für jeden sichtbar als minderwertiges Mitglied der Gesellschaft ausgewiesen hat? Was an dem Bedauern ist echt, was am Bedauernden? Wie kann ich als ein Anderer leben, wie die Last der Erinnerungen eines Anderen tragen? Wie ähnlich muss der Andere mir dafür sein? Wie viel Mannfred befindet sich noch hier? Kommt jetzt der echte Mannfred zum Vorschein, von dem ich nur nichts wusste? Werde ich jetzt der, der ich bin? Bin ich ausgetauscht oder durchlaufe ich eine Metamorphose? Macht das einen Unterschied? – Was weiß der Schmetterling noch von der Raupe? Sind Schmetterling und Raupe noch dasselbe Wesen? Und falls nicht, was verliert die Raupe, wenn der Schmetterling nichts von seinem vormaligen Leben als Raupe weiß? Oder andersherum: wäre das Wissen um seine vormaliges Raupenstadium ein Gewinn für den Schmetterling? Und auf mich gewendet: möchte ich wirklich voll und ganz und schonungslos wissen, wer oder was ich tatsächlich bin oder war? Welche Typen, Sorten oder Versionen von Mannfred gibt es, und wie muss eine solche Version beschaffen sein, dass ich sie für echt halte; welchen Restriktionen unterliegt sie? Kann ich ohne Identität überhaupt leben?

Ich kann. IMHO lebe ich. Ich lebe und lebend bündeln sich mir noch immer Gedanken und Eindrücke hinter dem Schild einer Persönlichkeit zu einer Persönlichkeit. Das Leben schöpft seinen Stoff aus sich selbst. Mit unsichtbarer Nadel strickt es aus diesem Stoff mein Ich. Es strickt es so, dass dieses Ich bereit ist, sich in dieser Form anzunehmen, auch wenn das Leben immer wieder Maschen fallen lässt. Die Strickfehler werden einfach ins Muster integriert, in ein

vorteilhaftes Licht gestellt oder als Standard etabliert. Nichts ist existenzieller als die Verwundung dieses Ichs. Schon allein deshalb ist das Ich keine vorgefertigte Meterware, sondern immer unfertiges Stunden-, ja Minutenprodukt: Ein reflektiertes Subjekt begreift sich als Projekt. Damit ist klar: Meine Mission ist meine Identität. Und mein Paradies ist der Ort, an dem die Früchte reifen, von denen sich meine Identität nährt, sich stärkt und widerstandsfähig wird. Das ist der Ort, an dem Geschichten erzählt werden von Tugend und Laster, von Ruhm und Schmach, von Glück und Elend. Meine Geschichte ist mein Ich, und jede Version meiner Geschichte ist eine Version meines Ichs. Ich kann nur ich sein, solange ich erzähle. Cogito narranter ergo sum ego. Es kommt nicht darauf an, dass die Geschichte wahr ist. Es kommt darauf an, dass die Geschichte gut ist.

Weshalb aber schmerzt mich dann die Wendung einer Geschichte von dem Menschen Mannfred, warum berührt sie mich mehr als die Wendung der Geschichte eines anderen Menschen? Wen schmerzt die Geschichte, die einer erzählt von sich, die Andere erzählen von ihm? Was schmerzt mich, wenn die Geschichte auch anders erzählt werden könnte? Was hat sich für mich geändert, welche messbaren, nachweislichen Änderungen haben sich an mir vollzogen? Welche narrativen Ketten binden mich? Welche Dichte, Elastizität, Schmelztemperatur oder Leitfähigkeit haben diese Ketten? Ich stehe doch hier nicht anders als vor wenigen Minuten. Ich hätte mich doch längst auch ohne die Drug Drops-Botschaft aus dem Rollstuhl erheben können. Hinzugekommen ist doch nur ein Erzählstrang, von dem nicht gewährleistet ist, dass er ein Gegenstück in der Wirklichkeit besitzt. Was zwingt mich, diesen Erzählstrang fortzuführen? Es müsste doch möglich sein, mein Ich zu restituieren. Schließlich kann eine Geschichte, die nur mir erzählt wurde, Andere doch nicht darin beeinflussen, was sie von mir halten. Was also hat sich de facto für mich geändert? Wie kann etwas aus den Fugen geraten, das nie fest gefügt war? Eben, weshalb macht mir der Verlust von etwas Angst, das ich war, aber eh nicht mehr bin; von dem ich nicht einmal sagen kann, dass ich es auch nur ansatzweise gekannt und verstanden hätte – jedenfalls nicht so, dass ich es präzise und konsistent beschreiben könnte; und doch fühlt sich dieses Etwas so vertraut an wie ein wohlbehüteter Kern ohne Namen, der intimste Punkt meines Wesens, der

schutzbedürftig ist, gerade weil er unerkannt und unverstanden ist. Und zwar in dem Sinne, dass mir das Nichtwissen Räume freihält, in die ich mich zumindest entwickeln könnte, sei diese Fähigkeit nun illusionär oder nicht. Insofern kann das unbegriffene Zentrum als Platzhalter dienen für das, worauf wir mit dem Wort ‚ich' konsistent Bezug nehmen, d.h. für die Clearingstelle sämtlicher Dissonanzen, auf die das Nichtwissen seinen Schatten wirft und das Licht der Erkenntnis von ihnen abzieht, sodass was uns widersprüchlich vorkommt, möglicherweise gar nicht widersprüchlich ist. Bricht dieser gepanzerte Kern auf, sind wir im Innersten entblößt, dann liegt offen, was uns selbst verborgen war, wodurch wir dahingehend verletzlich werden, dass wir gezielten Dissonanzen nicht mehr ausweichen können, dass uns der Rückzug ins Privatissime verwehrt ist.

Da stellt sich schon die Frage, ob das gehütete Geheimnis besser ist für mich als das gelüftete. Denn einerseits mag mir nicht gefallen, was da als mein Kern offenbar wird, und andererseits verbleibt wenigstens ein Rest Hoffnung auf eine paradiesische Zukunft, auf einen göttlichen Ursprung, der mich transzendiert, salviert und veredelt zu einem Wesen, das dessen Existenz als bloßen Organismus übersteigt und dessen Ich einer Seele entspringt, die das Wesen schon zu Lebzeiten von den Höllenqualen des Daseins erlöst. So grotesk es klingen mag, aber im Grunde pflegen wir unsere Seele als etwas, das wir nicht sind, aber gerne wären, wenn wir wüssten, was es ist.

Die Groteske bleibt unbeachtlich, solange das Ästhetische die Selbstwahrnehmung dominiert. Wenn wir das Groteske in einer schönen Geschichte aufgehoben wissen, haben wir die Gewissheit, dass wir und Andere uns willkommenen Eigenschaften zuschreiben. Warum sollte meine Geschichte nicht eine Geschichte des Irrtums sein, dass ich Mace sei? Warum sollte Kai V mich nicht über diesen Irrtum aufgeklärt haben? Diese Erzählstruktur ist aber nicht vorgegeben. Genauso gut kann die Geschichte auch so erzählt werden, dass Kai V die Ausgeburt eines Albtraums ist oder das Resultat psychotroper Substanzen, die mich an eine KI glauben ließen, deren Wirkung inzwischen abklingt und eine temporäre Amnesie hinterlässt, die ich nun mit einer passenden Geschichte heile.

Dass diese Geschichte abnorm ausfallen kann, spricht nicht gegen ihre Validität. Erfahrungsgemäß sind abnorme Geschichten nur

schwieriger zu erzählen; wenn sie aber gut erzählt sind, sind sie besser, interessanter und schöner als die aus den geltenden Normen gestanzten Geschichten, die untereinander austauschbar sind und keinerlei Individualität vorweisen können. Daran wird deutlich, dass nicht jede Geschichte funktioniert bzw. akzeptiert wird. In meiner Lage scheint die Geschichte einer halluzinierten Suche nach dem Paradies funktionabel und akzeptabel; trotz des Magengrimmens, das sie mir verursacht, öffnet diese Geschichte zwei Korridore: einen, aus dem ich kommen, und einen, in den ich gehen will. Das heißt, irgendwer will diese Geschichte. Ich hoffe, es ist Mace, der sie will, der will, dass sie wirklich wird.

Am besten wird sein, ich suche etwas Schlaf und lasse das Erwachen Schiedsrichter sein über Traum und Wirklichkeit. Das allerdings ist angesichts der ganzen Aufregung leichter gedacht als getan. Gerade weil so viel für mich vom Schlaf und noch mehr vom Erwachen abhängt, kann ich natürlich nicht einschlafen. Ich rolle mich auf der Tischtennisplatte auf die rechte Körperhälfte, ziehe die Knie an und lege meinen Kopf auf den rechten Oberarm, den ich seitlich ausgestreckt habe. Das monotone Vibrieren der Platte wirkt beruhigend. Ich versuche es damit, willkürlich zu gähnen. Nach und nach gähne ich unwillkürlich; zuerst nur zwischendurch, dann immer öfter und schließlich ausschließlich. Und so gähne ich mich ins Paradies.

Parad1es

Warm, warmwarm, kalt, kälter, waaahrm – ich bin ganz dicht, dichter, diiiecht! Und wieder weit weg, los, loser, dicht, looohs, loohs. Verdammt, ich war schon dichter, jetzt bin ich wieder loser, loser als los, aber sowas von los! Los geht‘s! Klaus – wer ist Klaus? – klausklaus – bin ich etwa Klaus? – klauhaus – hä? – dann – ja, was dann? – Ju häff klierd Lewwl wann. Kongradjuleischnz. Ju ahr promautöd tu da Ränk off a Pauedd! „Vielen Dankeschön“, verbinden sich die ionisierten Wörter meines organisch vorinstallierten Sprachmoduls zu einem ersten, wenn auch instabilen Satzmolekül. Trotz des grammatisch gewagten Satzes bei doch sehr überschaubarer Länge, ist das Sprachmodul dem schläfrigen Rest an Modulen meiner Central Personality Unit wie üblich um Längen voraus: Die Wörter verbinden sich weit schneller und wohlgeformter zu komplexen Satzgebilden, als es mein plasmatischer Geist zu einem einfachen Ich-Bewusstsein schafft. Das Zentralorgan stochert noch zusammenhangslos im Nebel des geträumten Paradieses, während in den körperlosen Peripherien die Sprache schon seitenweise Sätze in Stellung bringt, um mir die Geschichte von mir zu erzählen – die Geschichte davon, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich gehe.

‚Level 1‘, das klingt doch nach all den rasanten Fahrstuhlsteilfahrten der Selbstfindung, die ich mit meinem eingebauten Persönlichkeitsturbo hinter mir habe, fast schon so, als stünde ich auf der Schwelle zum Parad1es, wo unter all den Sternen der Mercedes-Stern am hellsten leuchten müsste, der sich auf dem Stuttgarter Rathaus dreht. Das Paradise-Kapitel schließt sich, und es geht auf die Zielgerade! So weit, so gut. Warum ich aber den Level 0 ausgerechnet als Poet bewältigen soll, erschließt sich mir freilich so wenig, wie ich von der Daimlerstadt sehe. Nämlich gar nicht. Vielleicht ist es ja die Bürde des Poetseins, die den letzten Level zum schwierigsten Level macht; gibt es doch kaum jemanden, der den Wohltaten des Universums ferner steht als ein Schriftsteller. Schließlich gilt: wer noch niemals einen Braten wenigstens gerochen hat, der wird ihn weder suchen noch finden. Schon gleich gar nicht, wenn dieser Jemand zu den Skriptomanen zählt, für die es nichts Wichtigeres gibt als Literatur; so

als wäre das Paradies leimgebunden oder könnte fix und fertig zwischen zwei Buchdeckeln herauspurzeln.

Soll ich etwa als einer von diesen neurotischen Bücherschreiberlingen in die letzte Runde gehen, wo ich doch im Grunde nur meine Gedanken denken und sie nötigenfalls im Rangierbahnhof des 7raums zwischenparken will, um sie dort bei Bedarf wieder abzurufen? Eine Endlagerung meiner Gedanken in einem Buch ist mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich, der ich schon auf die geringste Form industrieller Ideenkommodifizierung allergisch reagiere, ausgerechnet ich soll zum Schluss in die am wenigsten artgerechte Gedankenhaltung einsteigen; läuft doch das Halten von Gedanken zum Zwecke ihres uniformen Abdruckens ganz eindeutig auf deren vorsätzliche Freiheitsberaubung hinaus. Warum soll ich Wörter in ein Gefängnis sperren, aus dem sie sich nur von Auflage zu Auflage fortbewegen können? Was ich allerhöchstens mit meinem Gewissen vereinbaren könnte, wäre, so zu tun, als schriebe ich ein Buch. Ich könnte ausprobieren, ob es mir gelingt, ein Buch zu schreiben, das ich lesen würde – das ich gerne lesen würde. Schließlich habe ich mir schon reiflich Gedanken zur konkreten Poesie gemacht, sodass ich die diesbezüglichen Ideen nur noch umzusetzen bräuchte. Handeln müsste das Buch selbstverständlich von mir; und einen Titel hätte ich auch schon: ‚Mace in Space'.

Kaum dass ich ein Etikett in Händen halte für die nicht mehr nachvollziehbaren Wendungen und Windungen von Raumzeitkoinzidenzen, die sich im Wege ihrer Sprachwerdung zu meiner Biographie schnüren, indem sie das lose Bewusstseinsplasma in einen kanalisierten Bewusstseinsstrom ergießen, da formieren sich auch schon Gestalten, Charaktere, Handlungen, Abschnitte und Kapitel; all die literarischen Ingredienzen stellen sich bei mir ein, als hätten sie nur darauf gewartet, dass ich sie freispiele aus dem Speicher einer VR-Brille, von der ich nie erfahren werde, ob ich sie trage oder nicht, zumindest solange ich keine Levels eingeblendet bekomme. Ist es doch ein gleiches, ob ich in der Brille die Brille abnehme, oder ob ich die Brille aufhabe, ohne mir dessen bewusst zu sein. Wenn ich virtuell keine Brille trage, heißt das noch lange nicht, dass ich in der Realität auch keine trage, denn die Möglichkeit des Getäuschtseins vererbt sich von Realitätsebene zu Realitätsebene: Der mich spielende Avatar, spielt

immer eine Rekursionsliga über mir und bleibt daher für mich als letzte und ursprüngliche Instanz der Realität unerreichbar. Dieser Vor- und Doppelgänger hat mich immer am Wickel, nicht nur epistemologisch. Deshalb muss der Avatar letzten Endes auch als verantwortlicher Autor für mein Buch einstehen, das unterm Strich freilich nicht mehr ist als ein Seinsfickchen – a little Mindfuck.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 127 Version 8.0
by User: Maçk

Mace in Space – Prolog: Diese Schrift wird wenig Leser finden. Nicht, weil sie der raumzeitlichen Isolationshaft, in der sich ihr Autor befindet, nicht entfliehen kann, oder weil niemand sich für ihren Inhalt interessiert; nein, diese Schrift wird wenig Leser finden, weil jeder Mensch vor ihrem Inhalt Angst hat; was wiederum daran liegt, dass, erstens, die Schrift aus der Zukunft stammt, und sie, zweitens, nichts als die Wahrheit enthält.

Es mag dich, lieber Leser, verwundern, dass ein und dieselbe Schrift zugleich wahr und in deutscher Sprache verfasst sein soll; einer Sprache zumal, in der am Tage der Niederschrift dieser Zeilen längst nicht mehr gesprochen noch geschrieben wird.

In der Tat ist hier das Wagnis vor die Einsicht gestellt, so zwar, dass nur das Wagnis zu sehen ist und das noch nicht einmal in vollem Ausmaß. So ist‘s dem Wagnis mitgegeben, dass kein Leser die Größe aufbringt, hinter ihm etwas einzusehen, das die Züge eines eingehaltenen Versprechens tragen könnte, wie es hier eidesstattlich gegeben wird: die Aussicht auf eine Belohnung für das eingegangene Lesewagnis. Statt einer solchen stößt der unerschrockene Leser auf etwas, das beim Lesen Wort für Wort auswächst zu einer handfesten Bedrohung, die dem Wagemutigen bei jedem Satz ein noch größeres Wagnis abverlangt, ohne dass das eben Versprochene auch nur in Umrissen ins Sichtfeld geriete. Daher die Angst.

Dahinter das Deutsch, das nicht aus der Zukunft auf den Leser kommt – wie sollte er ein solches dem Buchstaben nach verstehen können? –, sondern das seinsgeschichtlich sein Sprachvermögen umfriedet. Die deutsche Sprache durchdringt also den Leser und nicht

das Dokument in seinen Händen. Weil er, der Leser, im Geiste die Zeichen schreibt, die sein Auge zum Wort entziffert, ist das hier vorgetragene Deutsch ihm geschuldet, wie ihm die Angst geschuldet ist, die sich vor und während der Lektüre einstellt, und die die seine ist und bleibt, also nicht feindlich auf ihn überspringt, die er aber auch nicht einem Anderen freundlich in dessen Tornister packen kann, um sich ihrer auf diese Weise zu entledigen. Die Wahrheit ist frei von Angst, auch die Wahrheit aus der Zukunft. Fürchten muss man sich allein vor dem, der sie liest.

Der Leser ist es, der den Giftschrank der Grammatik öffnet, die Wörter einer Rezeptur inhaliert für eine Kur, die jeglichen Kontakt verbietet zu exakt der Sprache, in der das Verbot formuliert ist. Er ist es, der sich in eine Schrift vertieft, die vor ihrer Lektüre warnt, die ihm zuruft, er solle weghören. Er ist es, der mit der grobschlächtigen Sprache eines Bauernlümmels die Wörter würgt, dabei selbst vor Anstrengung nach Atem ringend, bis sie ihren Sinn aushauchen und als leere Lettern durch Satzgebilde flattern mit der toten Symbolik eines Friedhofes, auf dem dürre Holzkreuzchen an Verstorbene erinnern, die mit den Kreuzen nur die Erde teilen, die sie bedeckt, drunten im stickigen Sarg, wo der Brustkorb sich verengt, die Atemnot noch größer wird, statt dass, wie versprochen, ein frischer Odem durch die zugeschnürten Lungen des Lesers strömte.

Atmest, Leser, auch du schon flach, schrecken dich die Buchstaben so sehr, dass dein Auge von Absatz zu Absatz springt, einem Ziel zustrebend, das dir diese Zeile des Prologs allein nicht geben kann? Suchst du schon den Sinn der Schrift außerhalb des Lesens selbst, ist dir die Entbehrlichkeit der Wörter und ihrer Zusammenstellung aufgegangen? Atmest, Leser, du schon auf der ersten Seite die dünne Luft eines sich verdünnisierenden Sinnes? O deine Angst ist groß, dein Lektüretod nah! Gehab dich wohl und ruhe in Frieden!

Der Unsinn lastet schwerer auf dir als der Sinn auf dem Text. Ein ungleiches Kräftemessen in den Augen derer, die verkennen, dass sich Sinn in der Welt weit unerträglicher gebärdet als Unsinn. Doch was kümmert dich der Text, dem aus unerfindlichen Gründen inmitten des unermesslichen Reichtums sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten die Sinnarmut eines einzigen Sinnes zugemutet wird. Was, dass sein einer

Sinn umzingelt ist von unsäglich vielem Unsinn – der Unsinn also siegen muss, und dass das gut so eingerichtet ist. Bist es doch, Leser, du, der als Falschleser den entgegenkommenden Wörtern aufblendet, bist es doch du, der nach einer Ausfahrt aus diese Schrift sucht, wo es nur Auffahrten gibt; und es bist genauso du, dessen Tank und Geistesfülle sich auf der Überholspur leert; du bist es, Leser, der durch den Text rast in die tiefschwarze Nacht der Angst, nicht am Sinn anzukommen, nicht am richtigen Sinn anzukommen.

Ohne den Sappellatz eines Appellsatzes vom Verstand ist es verlockend bequem, von Autoren die Tischmanier zu fordern, dass ein Text seinen Sinn benennt, ihn zumindest soweit preisgibt, dass sein Leser dem Sinn teilhaftig werden und ihn in bekömmlichen Happen verdauen kann. So ist es nicht. Die Forderung geht am Texttisch vorbei. Er ist literarisch angerichtet und benennt auch seinen Sinn; es fehlen nur die Gäste, seinen Sinn mit allen Sinnen in sich aufzunehmen. Doch wie viele Leser, die sich für Gourmets halten, kauen auf der Sahne herum und lassen sich das Filet auf der Zunge zergehen! Drum achte, Leser, drauf, was und wie's deinen Schlund passiert! Du scheidest es anders aus, als du's aufgenommen. Nichts davon ist im Rezept verbrieft und autorisiert. Es ist keine Autorität als der Text selbst, und jede Beglaubigung oder Kritik seiner Zubereitung ist wieder Text. Sinn und Unsinn stiften nicht die Wörter, ist ihnen nicht beigelegt oder untergeschoben. Erst der Leser bringt ihn ein, den Sinn: mit seiner Sprache bringt er den Sinn und Unsinn im Text zur Sprache.

So muss und wird es auch dieser Schrift ergehen: So sie einen Leser findet, findet sie zur Sprache; zur deutschen Sprache, denn der Leser ist des Deutschen mächtig. Ist er es nicht, so ist diese Schrift eine andere, oder sie ist unleserlich. Was sich leicht überprüfen lässt, denn ihr Inhalt ist wahr – und aus der Zukunft. Falls nicht, handelt es sich um eine Fälschung. Dann lohnt die Lektüre nicht. Versprochen.

Die Schriftstellerei nimmt mich ganz schön in Beschlag. Die Sätze, die mir aus dem Verborgenen in den Geist sprudeln, wäge ich peinlich genau ab auf ihren Wahrheitsgehalt, bevor ich sie niederschreibe, damit ich nicht wie Ling mit linkischen Wörtchen die Wahrheit selbst noch hinters Licht führe. Ein gewaltiger Vorsatz. Trotzdem habe ich

den Eindruck, ganz gut voranzukommen. Mit jedem Kapitel, das ich abschließe, nähere ich mich dem Schlusskapitel, dessen Gestalt sich im Gleichschritt mit seinem Näherrücken immer klarer abzeichnet und schon ganz konkrete Formen annimmt. Diesen beruhigenden Automatismus im Hinterkopf konzentriere ich mich voll und ganz auf das aktuelle Kapitel, um mich bei meiner Geschichte nicht vom Ende her verleiten zu lassen. Die Tarnkappe leistet hierbei gewohnt stilsicher ihre Formulierungshilfe, sodass einzig die schwindenden Erinnerungen einem lesbaren Abschluss meiner Suche nach dem Paradies im Wege stehen. Merkwürdigerweise sind die Erinnerungen umso schwächer, je näher sie an die Gegenwart heranreichen. So hatte ich bei der Rekonstruktion der Meuterei im zuletzt geschriebenen Kapitel endgroße Schwierigkeiten, bis ins letzte Detail zu einer wahrheitsgetreuen Wiedergabe der Geschehnisse im SamSarah zu finden.

Klonk. Das Hufeisen prallt vom Steuerknüppel zurück, an dem sich Efeu emporrankt, und landet unhörbar auf den bemoosten Tatami-Matten. Ich werfe ein zweites hinterher, das sein Ziel ebenso geräuschvoll verfehlt: klonk. Barfuß schreite ich durch den Mini-Garten zu den Eisen, hebe sie auf und begebe mich wieder zur Abwurfstelle in das Heck. Nach zwei weiteren erfolglosen Würfen lege ich die restlichen Hufeisen zwischen die Vergissmeinnichtrabatten auf der Tischtennisplatte, wo ich den blauen LED-Scheinwerfer nachjustiere, damit die weißen Sommersprossen der Myosotes sylvaticae auf ihren fünf zu einem Atoll aufgereihten Kelchblättern wieder funkeln wie der Sand einer Lagune in der Karibik. Zärtlich streiche ich mit dem Zeigefinger der linken Hand über die Köpfchen der Kresse neben den Vergissmeinnichten, während ich mit der rechten kräftig nachgieße, bis das Wasser über die Platte rinnt und entlang ihrer Verbindungsstange heruntertröpfelt auf den Boden, wo es meine Zehen befeuchtet, die ich im Wechsel auf und ab bewege.

Mein Blick fällt auf mein jüngstes Edenprojekt: eine hüfthohe Kräuterspirale, die ich rechts neben dem Pilotensessel angelegt habe, wo zuvor ohne mein Zutun ein Weißkohlkopf seine Wurzeln geschlagen hatte. Der musste weg, aber sowas von weg! Den habe ich noch nicht einmal gegessen, sondern gleich kompostiert. Wegen der verkümmerten Kronblätter dominierte die Blattrosette das Erscheinungs-

bild des Kopfes derart, dass der Kohl ungeachtet der vielen Sonnenblumen und Tulpen – der seltenen van Huis-Sorte! – meinem Schrebergarten den Flair eines Friedhofsatelliten verlieh – mit mir als dem Friedhofsgärtner. Darauf hatte ich null Bock, aber sowas von null! Für eine memoriale Grabstätte habe ich mir den vertikalen Garten nicht mühevoll mit Nährstoffkissen angelegt. Die stählernen Stelen, Traversen und Rohre habe ich nahezu vollständig begrünt mit Basilikum, Petersilie, Soja, Luzerne und anderem Klee. In der Nische des zerstörten Pfadfinders wachsen und gedeihen Shiitake Pilze auf den ausgebrannten Platinen, und auch für Brokkoli, Zwiebeln und Knoblauch, ja sogar für Hafer und Erbsen fand sich Platz. Selbst das Rauchen habe ich mir den Pflanzen zuliebe abgewöhnt, nachdem meine gelben Schlüsselblumen im blauen Dunst eingegangen waren wie die Primeln.

Ich bin ein neuer Mensch geworden und lasse mir von null und niemandem mehr eine andere Identität einflößen. Ich bin, was ich esse; und das meiste, was ich esse, ernte ich inzwischen selbst; den Stereolithographen werfe ich dazu nur noch äußerst selten an. Und das soll so bleiben. Bevor ich mich wieder zum Schreiben an die Konsole begebe, zwicke ich die Spelze eines Haferhalmes ab und stecke sie mir ins Haar, das wieder buschig mit den Gräsern im SamSarah um die Wette wuchert.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 131 Version 4.0
by User: Mace

Mace in Space – Erstes Kapitel: Bis naahe an den Punkt des Brechens bog sich die Graphen-verstärkte B-Säule dees anthraziten Raumgleiters, was zicher nicht am Lebendgewicht der drei Insassen lag, di niecht nur in dör Gewichtsklasse unterschiedlicher kaum hätten sein können. Das Trio und dih geräumige Kabine deess Gleiters vibrierten markerschütternd, halb von gespannter Erwartung, hallb vom ohrenbetäubenden Lärm där Düsentriebwerke. Zuh deeren Start cham einer nuhr innh Vraage, eyn einziger fon 11 Milliarden Menschen, deer dön Mut aufbrachte, sych auf ejne Mission zu begeben, dären Erfolgsaussichten so gering waaren, dass jm Vergleich dazu diy Aussicht ajnes depressiven Ebola-Kranken auf ewiges Leben inn

unbeschränkter Glückseligkeit umstandslos als hundertprozentige Gewissheit hätte durchgehen khönnen. Dießer eijne aberr, Capitán seines Zeichens unt Mace mytt Namen, döör Stutgarter Elitesoldat eines Ultrageheimkommandos däär US-Blåhjelme, dlem anzugehören Matze selbst aam meisten überraschte, aals ihm dies dehr Generalsekretär üm Hotel Silber eröffnete bei döhr feierlichen Missionstaufe des Glaiters, djer brauchde keine Dukende, um einen deehr Menschheit Erlösung verheißenden Entschluss zu fassen, undh ihr under Einsatz seines Lebens mehr ahls nhur ajin Wurmloch zum Paradies aufzustoßen, unth zwaar sperrangelweit.

Als dööhr Asphalt unter dlöm Gleiter tiefrot zu glühen beghann, schoss ds Gefeehrt, phon sicherer Hand geführt, senkrecht inh dy Höhe, szo schnell, döss es ym nechsten Augenblick mid bloßem Augge schoon nycht meer zu sehen war, soo alz hädte es szich nie ahm Boden befunden. Davon zeugte letztlich nurr dös rauchende Rund einer verkohlten Startbahn, daz übrigens bys heute midt Kohlewasser ouss dän Restbeständen ejnes New Yorker Kosmetikkonzerns nachgefärbt wirdt, um deen Ort dauerhaft zu schwärzen, aan dlemm im Gedenken ahn dyh heroischste ahller Myssjonen bemannter Raumfahrt fasdt täglich Kränze niedergelegt weerden. Mit gutem Grund: Vom Stardt weg bildeten döz Fahrzeug uhnd soin Kommandant eyne unzertrennliche Einheit yn Willens- uhnt Durchschlagskraft, oui sie sonszt nirgends imm Univerzum anzutreffen ist. Dyi aber ställte für desz schwäbische Himmelfahrtskommando euine unabdingbare Voraussetzung dar; ahyne Foraussetzung, dui ujm Vörlauffe deör Expedition baldt uhnth mehrfach ühre Unabdingbarkeit restslos einfordern solte.

Der Vollständigkeit halber sei hür schohn beym Start, ungebührlich früh uhndh ynn ungebyhrlicher Nachbarschaft tsum Capitàn, duy Crew deß Kosmoskolumbus vom Neckar, wui uihn zu rühmen dhie Medien landauf landab nücht müde wurrden, genannt, dhi döön Eindruck macchte, aalz hädde sie szych ün deär Erwardtung ynnh dehn ZoomZoro verirrt, eune halbstündige Probefahrt midd deähr getunten Beta-Version oiner einmotorigen Luxus-Cessna zu unternehmen; duj Kruh-Mitglieder wirkten also eher vui ahnungslose Passagiere uund verhießen ihrem Capitan ünn Gestaldt uunt Willen wenig Unter-

stützung. Alß dhiy da wären deöhr Nullär Lhjng uundt döer Wikinger Hjöllm. Sphärisch döär Eine, hünenhaft däer Andere; wass Letzterer anh Körperkräften besaß, besaß Ersterer aahn Geisteskräften. Ausgesucht hathe Madce dhy beiden njcht. Är hättä sie ahuch niicht genommen. Zurr Weltraumfahrt braucht man beides: Kraft undt Verstand. Außerdemn hothe däör Kapitán bei denm ungleichen Paar shon jmm Vorbereitungscamp kein gutes Bauchgefühl, sodasz dähn Schwaben vonn Anfang aanh dunkle Vorahnungen quälten, dhyi schnöller uundh dunkler ünnh Erfüllung gehen sollten, alts es sellbst deher erfahrenste Weltraumpilot seynerzeyt gedacht hätte.

Im Dreipunktstand stabilisierte süch dehör Kapitàn vvi oin Offensive Guard üper dämn Schaltpult deeß Decks, aalts dehär Gleiter boi euner Beschleunigung vohn 7,11 g abhob. Miht dänm ausgestreckten rächten Arm kontrollierte airr dhui Lage döher Schieberegler vor ihm, um döhn ZoomZoorro durch gigantische Galaxien zu manövrieren, dieh szych beu derart hohen Geschwindigkeiten dzuh Nadelöhren verengten. Düßer relativistischen Kontraktion däs Raumes setzte diyh Creew keinen Widerstand entgegen. Ganz wyi dyh Galaxien schrumpften dyih beyden Pantoffelhelden uen genau demselben Maßstab zusammen tzu zwei zillenlosen Paramecia undter Hausarrest. Sso apathisch uunth verschrumpelt wuy eihne überreife Mimose laag Lljng regungslos ijmm Pilotensessel, wo voon dvem Nuller zwyschen deehn Windungen däss zzu ainem Turban um duih schimmernde Kugel geschlungenen Haltegurts faszt nichts meehr zu sehen wahr. Aauch Jelm waar nyycht zu sehän. Eerh hattje syech ijn den Spind verkrochen uuhndh den Daumen jn dööhn Mund geschoben, um daran zu saugen, büs dessen Nagelbett frei- uuhnth wundgelutscht warr. „Ik habe Angst“, chahm es kläglich undder dväm Gurtknäuel hervor; „Sind wir nüücht bald da?“, sekundierte drem feigen Ling däher Buchtenking schräg hinter dräm Kommandanten. Der knurrte kurtz angebunden zurück: „Wir sind zchon da! Undt ja, eure Angst iest berechtigt.“

Nach dem Schreiben gönne ich mir zwei Happen frittierten Tofus, den ich aus Sojabohnen aus eigenem Anbau zubereite, und den ich mit einem Kleemus bestreiche, zu dem ich die Luzerne verarbeite, die ebenfalls in meinen Garten wächst. Dieser Imbiss, der anfangs den

Kern meiner Hormontherapie darstellte, ist mir inzwischen zu einer schmackhaften Gewohnheit geworden. Die pflanzlichen Östrogene brauche ich eigentlich nicht mehr, zumindest nicht in dieser konzentrierten Dosis. Denn die Haut meines Penisschaftes hat sich längst nach innen gestülpt in die Öffnung des Hodensacks und ist dort zu etwas verwachsen, das aussieht wie die äußeren Schamlippen einer Vulva. Zu deren hormonellem Unterhalt würden getrocknete Früchte, Zwiebeln und Knoblauch, oder Brokkoli, Haferflocken und Kleie locker ausreichen, wie sie bei mir ebenfalls regelmäßig auf den Tisch kommen. Ein organischer Rückphall in die ‚alte' Männlichkeit ist daher so gut wie ausgeschlossen.

Ich habe mich weiterentwickelt; was nicht heißt, dass sich mein Ich auf einer Zeitkoordinate verschoben hätte. Mein Ich entfaltet sich in jedem Zeitpunkt nicht auf, sondern aus der Zeitkoordinate, die mal so, mal so gekrümmt ist, dass man von einem Origami der Eigenzeit sprechen könnte. Ob dieses Origami, das in einer spezifischen Ordnung von Kanten und Knicken besteht, eine einfache Schwalbe oder einen schwierigen Spinnenläufer ergibt, hängt ab von der Komplexität der Zeitfaltung, die als Sprache begriffen, sich in der interdependenten Dynamik des Lebens artikuliert und insofern Biologie im eigentlichen Wortsinne ist. Sprechen ist dann das Falten entlang der Falze, das zum Origami eines Selbst führt, welches gemäß seiner Eigenzeit mit einer Eigenfaltung ausgestattet ist und sich sprachlich als dessen Biographie nachzeichnen lässt. Aber eben nur sprachlich; wo keine Sprache ist, ist kein Leben und auch keine Biographie.

Selbst noch die Metapher des Origami führt einen leicht in Versuchung, das rein zeitbedingte Faltwerk als Behältnis für ein Wesen zu betrachten, das außer der Zeit existiert und damit jenseits des sprachlich geordneten Lebens. So als bedürfe der gefaltete Leib einer Seele, die ihn zu einer Person zusammenhält und ihm Namen samt Sozialversicherungsnummer gibt. Doch stiftet die Seele mehr Unruhe als Identität, ist es doch die Identität, die sie schuldig bleibt. Denn am seelenlosen Wesen, bei dem ein Identitätsmangel diagnostiziert wird, ändert sich durch diese Diagnose ja nichts. Es sagt weiterhin „ich" wie gehabt, nur, dass mit dem Wörtchen ‚ich' nun etwas Jenseitiges, Göttliches mitschwingt, das, wenn es auch noch so vage und ungreif-

bar ist, die unabdingbare Verpflichtung mit sich führt, dass es – gerade wegen seiner Über- und Außerzeitlichkeit – gehegt und gepflegt gehört. Auch ich bin jahrelang Abgöttern hinterhergelaufen wie ein Kind einem Ball, habe mich ohne Not und immer wieder vor den falschen Gottheiten in den Staub geworfen und um ihre Inkarnation und Einswerdung mit ihnen gebetet.

Die Verletzlichkeit und Sterblichkeit, die ich an meinem Leib erfahre, all der Schmerz, die Demütigung und Unterdrückung rufen zum Selbstschutz ein Placebo auf den Plan vom göttlichen Ego, das keines Schutzes bedarf, und dem niemand etwas anhaben kann. So wird mein Leib einer fiktiven Gottheit zur Herberge, deren berauschten Wirt es beständig nach Ambrosia dürstet, obwohl der göttliche Wein aus menschlichen Schläuchen ihn zu einem Bariton macht, dessen Lungen mit Helium gefüllt sind, weshalb seine Arie keine Premiere erlebt und in der ewigen Generalprobe steckenbleibt. Der idealisierte Schutzpatron seiner selbst bleibt immer Ideal, wird nie Mensch. Das Ego verharrt im Stadium des Entwurfes, gelangt nie darüber hinaus, ja, wird noch nicht einmal als Entwurf richtig greifbar, weil es mit dem nächsten und übernächsten Entwurf verworfen wird, ehe noch der verworfene Entwurf sich auch nur in Umrissen in Szene setzen kann; und das in so rascher Abfolge, dass der Verdacht einer geheimnisvollen Wechselwirkung zwischen Eigenzeitereignissen und Ego sich geradezu aufdrängt, eben weil sich partout nicht angeben lässt, was im toten Winkel der unterwürfigen Demutshaltung vor dem Abgott geschieht – ganz einfach, weil unterm Strich überhaupt nichts passiert.

Unterm Strich ist mein Ego ein phantastischer Moloch, der fast die ganze Aufmerksamkeit verschlingt, die ich Wicht noch aufzubieten vermag, und der jede meiner Handlungen, wenn nicht sklavisch in seinen Dienst nimmt, so sie doch narzisstisch zu sich in Bezug setzt. Das macht mein Leben zu einem ununterbrochenen Vergleichen und Abgleichen von verschiedenen Zuständen mit verschiedenen Entwürfen meiner selbst. Auf Schritt und Tritt werde ich zur Vereinheitlichung meiner Persönlichkeit in Dichotomien gejagt, die sich unrettbar bis zur Groteske aufspreizen: Wie kann ich meine Hilfsbedürftigkeit vereinbaren mit meiner Selbstständigkeit, wie meine Ungeduld mit meiner Gelassenheit, meinen Geiz mit meiner Großzügigkeit, wie

meine Hautfarbe mit meinem gesellschaftlichen Rang, wie meinen Stuhlgang mit meiner Reinlichkeit, und haste nicht gesehen! Jedes Scheitern will vom Moloch in den Kontext eines größeren Gelingens gestellt werden, wo jedes Versagen als offene Forderung gegenüber der Umwelt in meiner persönlichen Bilanz aktiviert wird, und wo jeder Fehler seinen Beitrag leistet zur nicht verhandelbaren Unfehlbarkeit; denn Fehler gesteht der Moloch mir nur dort zu, wo sie mein grandioses Ich komplettieren.

Und das ist nur das solipsistische Vorspiel! Richtig vertrackt wird es, wo ein Moloch einem anderen begegnet, weil beide sich zwanghaft als eigenständige und komplette Akteure begreifen, begreifen müssen, um nicht an das Tabu eines Selbstzweifels zu rühren. Fällt, was unausweichlich scheint, der Vergleich für diesen oder jenen oder gar für beide ungünstig aus, dann ist der gesamte psychische Apparat restlos damit ausgelastet, die eingehenden Notrufe für die Ich-Korrektur zu einem gegenstandslosen Über-Ich durchzustellen, das keine Adresse im neuronalen Netz besitzt; die aussichtslose Suche nach einer Avatar-Adresse hält manchmal auf Jahre an, weshalb ich vor dem Moloch nicht selten Zuflucht nehme zu einer anderen Nische im 7raum, an die ich besser angepasst bin, und wo der Vergleich günstiger für mich ausfällt. Das beschwichtigt den Moloch freilich nur so lange, bis es zur nächsten Begegnung kommt, und ich wieder aus meinem Behelfsparadies vertrieben werde.

Dem Moloch entkommt man nur, wenn man die seelische Einheit des Egos aufgibt. Dann ist ihm das Substrat entzogen, auf das er zum Zwecke der erpresserischen Geiselnahme zugreift. Wer sich befreit vom kompletten und fertigen Sein seines Wesens und sich dessen inkompletten und unfertigen Werden zuwendet, entflieht zumindest temporär der molochschen Fuchtel in eine stille Metamorphose, einen laut- und stufenlosen Übergang von einem Zustand zum anderen, der jeder für sich steht, grundlos ist und doch nicht regellos, aber den Lösegeldforderungen nach einer persönlichen Rechtfertigung enthoben. Das Entkommen ist selbst Metamorphose, ein zielgerichtetes Geschehen, das ohne intentionales Handeln vonstattengeht. Statt einem Ziel zuzustreben oder ziellos umherzuirren, begibt man sich auf einen Weg ohne Wegweiser, dem niemand vorangeht, aber

mancher nachfolgt. Auf dem Chikkyudo gehe ich ohne Ego; das bleibt dort zurück wie die Schleimspur einer Schnecke.

Die Metamorphose des Egos kann in keine kausale oder analytische Ordnung gebracht werden, weil ihr Vergleichsmaßstab und Interpretationsrahmen parallel zum Ich dieselbe Metamorphose durchlaufen. Die Parallelität macht die Veränderung zu einer kontingenten Veränderung, die nicht determiniert ist, und deren Ausgang sich daher nicht vorhersagen lässt. Man könnte sagen, die Metamorphose verläuft in lyrischen, statt in logischen Bahnen, ohne deshalb willkürlich zu sein, denn die Lyrik unterliegt ebenfalls Restriktionen, wenn auch weniger strengen als die Logik. Es genügt, dass wir sie als solche bemerken. Dadurch wird die Biographie zu einem Gedicht, das zu schreiben nur gelingt, wenn die grundlegenden Regeln einer Metamorphose eingehalten werden.

Dazu muss an dieser Stelle keine ausgewachsene Poetik bemüht werden, versteht sich doch von selbst, dass bei der lyrischen Persönlichkeitsmetamorphose im Grunde nur darauf zu achten ist, dass im Übergang von einer Strophe auf die nächste Gestaltähnlichkeiten im Text erkennbar sind; das heißt, jede Strophe muss in Bezug zur vorausgegangenen Strophe Wörter enthalten, die an ähnlicher Stelle stehen, ähnlich lang sind, ähnlich klingen oder Ähnliches bedeuten. Das Versmaß spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle. Neben der Forderung nach morphologischen, phonetischen und semantischen Kongruenzen besteht die restriktive Rolle des Reimes nur darin, die genannten Forderungen am Rande bestmöglich zu erfüllen.

Ein Beispiel dafür findet sich in meinem Romanentwurf im Kapitel von der Begegnung mit den Vokalisten. Dort habe ich im ersten Lied des Capitáns gestaltlyrisch den Vorgang der Wandlung vom Mannfred zum Mannfried nachgezeichnet. Dorthin gelangt man über die Verkettung der Wortgestalten ‚Pause', ‚Bluse', ‚blies' und so weiter, oder über ‚ich', ‚mach', ‚ach', ‚Pech' und ‚doch' am jeweiligen Strophenanfang; ein weiteres Beispiel ist die Metamorphose der Höhle zur Wolle über ‚Hölle'. Die Möglichkeiten der Gestaltlyrik als Gattung der konkreten Poesie sind mit dem Lied des Capitáns längst nicht ausgereizt. Deshalb werde ich, so es die Veränderungen im Fortgang meiner Lebensgeschichte zulassen, das Konzept in weiteren Versuchen genauer inspizieren, bietet doch die Gestaltlyrik einen instru-

mentellen Zugang zu Lings Gedicht, das mich im Innersten stärker berührt als sämtliche verklärten Erinnerungen an die erste Liebe zusammengenommen.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 137 Version 4.5
by User: Mace

Mace in Space – Zweites Kapitel: „Sie sind nah, ganz nahh! Yk spüre es“, raunte dähör Kapitan, ojn Aughe uf dvöm Radarschirm, daas andere Auge ijnn duyh weite Ferne jenseits däß Bordfensters gerichtet. „Wör ist ganz naah?“, fragte Lijng mihd erstickter, kauhm hörbarer Stimme. „Wenn du dhieh Anzeige dääss digitalen Fundamentalkataloges studieren würdest, könntest du seen, dasz wijr uns ymm Einzugsgebiet derr Vokalisten befinden“, schnappte Madse zurükk. Daraufhin schaltete süech unvermittelt Ijelm ojin: „Icke kann nichts sähän.“ „Dannh öffne dhih Spindtür, verdammt nouch mal“, versetzte dörr Capitähn jnn höchster Alarmbereitschaft. „Die Vookalisten?“, nimmt Lhijng vonh därr anderen Seidte seinen Faden wihder auf.

Ohne seinen Beobachterposten zu verlassen, erklärte Matse seyner Crew: „Dhiyh Vokaalisten sind laut Galaxienreiseführer dhyh höchstentwickelte Kultur desz Universums. Sie haben oihne Sphärenmusik hervorgebracht, dhyij whie oijn verschachtelter Differenzialoperator alles Ansingen gegen sie gnadenlos ausradiert unn ihrre Widerzacher dadurch vernichtet, daß sie duiszje Partikel vüür Partickel ainer progressiven Sprachlosigkeit aussetzt, bies sie definitiv keyn ejnziges Wörtchen mehrr artikulieren cönnen. Dahs kommt eyner restlosen Elimination deerr Widersachär gleich, beginnend bai ihren Eigennamen. ‚Ljng‘ un ‚Hjelm‘ werden dan bedeutungslose Phoneme seyn.“ „Aah“, entfuhr es Lingg, döörr eindeutig däärr hellere Kobbf voonh bejden waarr. „Wo?“, stieß daraufhin Yelm ümm Rahmen seiner geistigen Möglichkeiten hervoor. „Hinter dir eun U, nein zwey, nain fünf-hundert“, frotzelte leichthin dehrr Capitähn, oone zu ahnen, waß äirr mihdt diesem Scherz auslösen würde. Postwendend rumpelte unnd polterte es geräuschvoll imh Spind, dessen Tür laut scheppernd wüder ins Schloss fiel.

Dhann bemächtigte siich aihne angespannte Stille däsz ZomZorro, dhyih mindestens zweien dährr Weltraumfahrer vorkam wieh dhiyh Vorboten ihrer Sprachlosigkeit. Nichts. Kain Laut. Di Spannung stieg ins Unermessliche. Däm Capitahn warh bewusst, daasz dhuih Vokalissten bereits jnh däähn Gleider eingedrungen waaren unnt ihrä

Verse inhn Stellung brachten. Dessen versicherte iehn sain ästhetischer Szinn. Der anstehende Sängerwettstreit beherrschte dü Atmosphäre, dieh vonnh Minute zzuh Minudte unerträglicher knisterte. Würden dih Vokalistän süich erst einmal miet yhren Strophen positioniert haben, stünden dijh Reihen jhrer Verse zo eng, dahss es deön Erdlingen ckaum meer gelingen dürfte, aijhne lyrische Schneise hindurch zu schlagen. Dohch nohch hielten beide Seiten yhrä Sprache auph Distanz. Dhasz Schweigen spitzte dhü Situation dramatisch zu. Dees blieb Maddze nichd verborgen. Dehm Unausweichlichen zuvorkommend donnerte döhrr Kapitähn unversehens jnhn düh Stille miedt eihner Stimme, diej Üngg uph eynen Kugelradius fonn 7,11 cm zusammenschrumpfen liesz:

„Ich heiße – Pause – Mann-
fred Acunoğlu,
genannt der Capitán,
und bin ein Stuttgarter Filou.

Mach d‘ weiße Bluse an
den Laschen noch zu,
entstand da meterlang
nun in meinem Gatter Unruh.

Ich weiß dann eh den Blues,
den tanzet doch ein
jedermanns jeder Fuß
zum Spiel der Götter stubenrein.

Ach, was d‘r Vater blies
auf zig Saxophonen,
verbrannt‘ den letzten Kies,
soff in Gaststuben Gallonen.

Pechschwarzes Paradies
predigten die Nonnen
in der Klöster Verlies
endlos in Gebetskolonnen.

Doch in des Paradies
versteckten Zonen

haben unter der Wies‘
sie Öl in Höhlen gewonnen.

Ich bin im Paradies
nie angekommen,
wie ich auch heiß und hieß,
bin der Hölle nur entronnen.

Ich bin malad und fies
wie alle Frommen:
ihr gülden goldnes Vlies
ist aus Wolle nur gesponnen.

Ich male nur ein Fries
unter die Zinnen
des Tors zum Paradies
von außen her, statt von innen.

Ich heiße nun Mannfried,
um mir zu singen
ein groß Scharadenlied
vom Ding und anderen Lingen.

Dieh Retour auff deän Überraschungsangriff kahmm prompt. Midt deehrr Wucht dööhrr Ouvertüre vom Fliegenden Holländer krachte djie ärste Salve der Wokalisten ouhs däährr Ecke deörr Eingangsschleuse los:

„War damals Kasachstans
Staatsanwalt am Apparat
dann stand ganz lang Japans
Strandkatamaran parat.“

Daas saß. Dü Wookalisten gingen sofort in Medias res unndh fuhren ohnne Vorgeplänkel daaz gewaltigste ihrär berüchtigten Geschütze auf: dje Liedassimilation – einh Verteidigungsgeschoss, dahs deähn Feind durch dije Imitation seines Gesanges uff höherem Niveau vernichtend verhöhnt. Hätte deärr Kapitàhn vorab miedd seinem Lied iyn deöhn gegnerischen Reihen keynen schweren Treffer gelandet, wärre äirrh mieht sayner Crevv bereits erledigt unnth ckauhm mähr ahlts ainhe peinliche Panne uyn per Weltraumgeschichte. Dahs musste dhie siegverwöhnten Wokaalisten irritiert ound zuhr Korrek-

tur veranlasst haben. Es schien daher nuar mährr ayhne Frage deährr Zeit, biss dhi Wokalissten fohn deöhrr Defensive jin dhje Offensive wechseln ount mith eynem vollendeten Gesamtgesang dsum sardonischen Endschlag ausholen würden. Eijne Erholung jedenfalls wyrde döen Kombattanten foon jetzt ahnh niechdt mehhr vergönnt sayn. Denn schon tönte es kampfeslustig zwishen döän Sauerstoff-flaschen heervor:

„Wer jetzt des Lebewesens
helles Hemd etepetete
dresst, kennt‘s Erbe des Zens,
wegen der Erdbeerbeete.“

Kauhm whar dhij Strophe verklungen, hob schonn dhj nächste ann, wühder aus döerr Richtung döärr Schleuse. Offensichtlich mussten djy Wokalistän lyrisch nachladen, um eynh Terrain zu sichern, dehs sie üblicherweise aupf Anhieb midh ijhren Versen okkupierten. Dij Vokalistenvorhut hatje syich wider Erwarten aufgerieben, soodass weitere Strophentrupps anrücken mussten:

„Wir schwimm‘n blind blindlings
in ‚Dickmilch‘ – igittigitt!
in Milch mit Milchpilzdings
drin, gilt‘s Milchspiritlimit.“

Alts zelbst nach däerr verheerenden dritten Strophe däörr Vookalissten dyj Insassen däes ZoommZorros nahezu unbeschadet sprachfähig blieben, vuar dfem Kapitahn klar, döhss aug djü Lippen deäs Sauerstoffflaschenflansches nhoch einmal zumm Angriffslied blasen würden. Statt ührä Beute einzukreisen, steckten düj Vookaalisten ahnn oihner Front fest. Der Gesangswettstreit verhärtete syych zsu ainem zermürbenden Stellungskrieg. Unt tatsächlich zischte es gleich darauf ouws dfäm Flaschenventil:

Wo‘s Wort oft schroff Bonbons
bombt, johlt‘s Volk: ogottogott!
dort frohlockt fromm Londons
Sohn voll Zorn vom Wort-Komplott.

Düi Beschränkung upf ainen Vokal schwächte alläm Anschein naach dhyj Gesangsmoral deherr Vookalistän szoo sehr, daaß es ihnen

nychdt gelingen wollte, middh ihrren Wortschleudern einne lyrisch perfekte Strophe auhf däen Capitáan oond seine Crrew abzuschießen. Vonn Hohn kaine Spur. Soo ging dehörr Streit ien seine entscheidende Phase. Daz ultimative U würde nüchdt lange uhf syüch warten lassen. Derweil rüstete süych dhjy Besatzung dehs ZomZoorros fürr dhüj Entscheidungsschlacht. Lüngg stellte zich tot, Jöllm wedelte midth seinem verschwitzten Feinrippunterhemd ouwsz dföm Spind ond Macce ging jmh Kopf dhjü Bilanzhymnen ouwz dehärr Industriekaufmannsfibel durch, diie erhr während szeiner Ausbildung aann döherr Berufsschule auswendig lernen musste. Je näher dii Entscheidung rückte, desto mähhr verschlechterte zych gefühlt djje Gefechtslage deähs Trios; euin Gefühl, dhaz zuur Gewissheit wurdte, altz djj Vokaalissten einhe neue Liedfront aufmachten. Frontal phon döhärr Konsole her schoss diiü fünfte Strophe auhph däön Capitán zu:

Wurst rupft und pfuscht Zuchthuhns
Wunschzukunft zu gut, zu gut;
nur Kultkuh durch Zutuns
Rupfpfusch rundum Unmut muht.

Jämmerlicher geht's nijchdt, dachte däherr Capitàan mydt Blick auhff seine Criuw – onn uhff döhz Strophengeschoss. Dii Vokaalistän warän nahhe dran, seun Lied zu ruinieren. Wührde es jetzdt, oondh zwar genau jetzd, ijin dießem Augenblick, niichdt gelingen, diih Sprachjongleure zu entwaffnen, whäre dhii Schlacht verloren oonth Mattse seihn Deutsch los. Djjh Wookalissten hadten züch offensichtlich hervorragend aupf dhjj Gestaltlyrik deähs Capitaan eingeschossen, soodaß jedst nuahr ein Gestalt-Switch nhochh Rettung bringen konndte. Dazu griff Mhace tief iyin dyy Mottenkiste grölrobuster Gassenhauer, dhyy ärhr freiwillig unterr dähörr Dusche ijmh Schwerelosigkeitscenter außwendig gelernt hattä, oont deren vom Singen ausgefranste Fibern ayr nun myth dremm nötigen Galgenhumor zhu aijnem souliden Strang wand:

„Bald kommt der Frühling-ling,
mein liebster Liebling-ling,
ich kann es kaum erwarten,
ich hol den Gehrock-rock

und auch den Gehstock-stock
und sing mich in den Garten.

Betret‘ ich Eden-denn,
beginnt mein Leben-ben
bei Gott und meinesgleichen;
in Eden ewig-ich
sing ich unsterblich-lich
zu Geist- sowie Siegreichen.

Und der Phaëton-ton
spielt mit mir Pingpong-pong
synchron auf der Matratze,
mit der Athena-na
und auch der Freya-ja,
ich bin der fesche Mace.

Wenn ich im Lied sing-sing,
dass ich so lieb bin-bin,
dann ist‘s nicht übertrieben:
ich bin kein Arschloch-loch,
ich hab mein Hymen noch,
mich muss man einfach lieben.

Ist der Gott strohdumm-dum,
die Göttin blutjung-jung,
krieg ich ins Bett doch jede,
ich leck den G-Punkt-punkt,
bis dass die Scham funkt-funkt“,

sang Mhaze bühnenreif, whi vor eunem Milliardenpublikum, ohnd klatschte dazu rhythmisch iüin düü Hände. Eär konzentrierte szich völlig auhpf dehen Schlussakkord deesz letzten Verses, dher üiün szainer Version „als ob ich sonst nichts täte“ lautete, ondh dehön ayrr besonders klang- ond wirkungsvoll platzieren wollte, weill dhüü Wookalistän dehz Lied bereits umstellt hotten ondh maehr aaltz bereit waren, szych upf dehän letzten Vers zu stürzen ondt iijn genüsslich mydth oinem Kontervers zu zerfleddern, da fuhr iehm völlig unerwartet Jölm iün düüh Parade, dhör röhrend whiy eijnh brunftiger

Elch ins Liedt hinein- uond ouhs drämm Spind herausplatzte: „for jeg er min Elskede.“

Ijm Jägerlatein wyhrde mann von ojnem Plattschuss sprechen. Eyn Plattschuss, abgefeuert ausgerechnet phonn drehm Trondheimer, dhär szüch inm Spind verbarrikadiert hielt, uondt döhen niemand aaug nurrh ijnm entferntesten undterr döhän Strophenschützen erwartet hätte. Ond es brauchte ejnhe ganze Weile, byss Hjälm selpst bewusst wurdde, wahs eer angerichtet hadtä. Lyngg uondh dheer Kapitáan warren uhpf dhöör Stelle sprachlos. Aber dhas warrän dhieh Wookaalisten ahug; dhih warhen so baff whyi nieh zuvor uonth brachten koin Wort möhr heraus. Hjälms schmallippiger Mund, drähm dhes poetische Projektil entfahren uahr, stand nhoch ymmer offen whui dhiih Mündung eijnes Colts inmitten eynes aschfahlen Bleichgesichts, auhf dessen Stirn glasige Augen mjt stecknadelkopfgroßen Pupillen Schweißtropfen auzs überforderten Poren pressten. Seyn Schuss kahm führ allä Beteiligten, Hiälm eingeschlossen, soh endunerwartet, dhass ehr dhyh Vokalisten quasi hinterrücks mitten ins Herz traf. Vokaleknirschend streckten dhyyh sooh Besiegten jhre Waffen uondth händigten däem Kapitàan huldvoll ijhre sämtlichen Anthologien auz. Der unbestechliche Kapitaan liess daraufhin Gnade vor Recht ergehen jund gestattete dähen Vokahlisten, vorbehaltlich dhäär Höchststrophe, jnm Deutschen ahlts Vokale fortzuexistieren, sofern sie sziich verpflichteten, szyich üin oijnem Wort höchstens zzu dritt zusammenzurotten.

Ich stelle den Becher mit der aufgebrühten Minze zu den ausgewilderten Vergissmeinnichten neben der Konsole und schaue rüber zu den beiden sich mir zuneigenden Polen des Neutronensterns. Aufgrund seiner hohen Massendichte krümmt er den Raum in seiner Umgebung so stark, dass stets mehr als die Hälfte der marsroten Kugeloberfläche mir zugekehrt ist; im Unterschied zum Tischtennisball, von dem ich je nach Sichtwinkel höchstens die Hälfte sehe. Dann spiele ich in Gedanken ein, zwei Szenarien durch, in denen das Phänomen meines übergewichtigen Sternnachbarn eine Rolle in meinem autobiographischen Roman spielen könnte, um mich dann wieder ans Korrekturlesen des bisher Geschriebenen zu machen.

„… uond ouhs drämm Spind herausplatzte: ‚for jeg er min Elskede‘“, lese ich und halte inne. For jeg er min Elskede – denn ich bin mein Liebling, übersetzt mir das elektronische Wörterbuch. Liebling, Любимый, Darling, Sevigilim, Cariño – oder eben Elskede. Elskede? Klingt nicht nur wie Al-Skede, sondern schreibt sich auch fast gleich. Was mag das nun wieder bedeuten? – befreit sich spontan eine Frage aus dem Höllenpfuhl von Vorahnungen, dessen Pforten für den Ausverkauf von Modeängsten weiter als sonst offen standen. Ausgerechnet Hjelm soll mit dem Querschläger, er sei sein Elskede, den entscheidenden Treffer im Sängerwettstreit mit den Vokalisten gesetzt haben? Das ist möglicherweise zu dick aufgetragen, überlege ich; das könnte auch anders gewesen sein. Wüsste ich es nicht besser, könnte man glatt auf den Gedanken kommen, ich hätte mit meinem Roman, den Kult um den Skede allererst losgetreten. Lächerlich! Allerdings nimmt mich schon die bloße Möglichkeit, dass dem so sein könnte, doch in eine endlästige Verantwortung. Spätestens in der Schlussredaktion sollte ich diese Passage noch einmal überarbeiten. Denn viel Heldenhaftes steckt wahrlich nicht in der Figur A1-Skedes. Wie zur Bestätigung ziehe ich den Reisepass des Trondheimer Exilanten aus der Gürteltasche, klappe ihn auf und halte ihn mir direkt unter die Nase, damit ich das Dokument im Schein meiner Treibhausbeleuchtung besser betrachten kann. Sieh an, denke ich mir, H.I. Verdensfar zählt zu den zerstreuten Zeitgenossen. Wie sonst ließe sich erklären, dass der Ausweis mehrfach in der Trondheimer Stadtbahn gestempelt wurde.

Erfreut über diese Entdeckung blättere ich mich durch die Visa-Stempel im hinteren Teil des Ausweises, erwartungsvoll Ausschau haltend nach ähnlich kuriosem Material wie den Zonenaufdrucken. Und tatsächlich, zwischen der letzten und vorletzten Seite des Passes steckt ein vergilbtes Stück Papier, das so oft schon auseinander- und wieder zusammengefaltet worden ist, dass es beim Herausnehmen in rechteckige Einzelteile zerfällt; und zwar nicht zum ersten Mal, was ich messerscharf daraus schließe, dass drei der Rechtecke verlorengegangen sind. Schließlich dauert es keine Minute, bis ich das Original zu einer lesbaren Version gepuzzelt habe, und es dauert keine Sekunde, bis mir das Herz in die Hose rutscht. A1-Skede scheint wahrhaftig ein Mann der Überraschungen zu sein. Denn vor mir liegt

ein Puzzle, dessen Lösung mein Leben erneut erdrutschartig verändern könnte.

Bei dem Papier handelt es sich um ein Exemplar der Telegramme, wie sie Geheimdienste zum Austausch von Informationen eine Zeit lang verwendet haben, nachdem eben diese Dienste eMails, Clouds und Vidpods, ja den gesamten Datenverkehr über das Internet endgültig desavouiert hatten. Die Telegramme wurden in dieser Zeit von als Paketdienst getarnten Boten überbracht mitsamt der Schreibmaschine, auf der die Telegramme getippt worden waren; zum Schutz der Privatsphäre wollten die verbeamteten Schnüffler die Spuren auf dem Farbband bei Bedarf vernichten können. Das wurde bekannt, weil ein unverbesserlicher Sozialist, der auf nicht mehr nachvollziehbaren Wegen beim Rechnungshof der Preußenmetropole gelandet war, öffentlich gefordert hatte, die Dienste sollten ihre Kryptoscriptae von Hand schreiben; was aber aus nichtöffentlichen Gründen abgelehnt wurde. Einer der Gründe dürfte gewesen sein, dass der Aufwand zum Erlernen einer Handschrift den Schlapphüten zeitlich und intellektuell nicht zugemutet werden kann.

Hjelms Telegramm stammt vom Algemene Inlichtingen- en Veiligheidsdienst in Zoetermeer, dem Geheimdienst der früheren Niederlande, dessen blaues Logo standesbewusst zum Zwecke der Anonymisierung rechts oben aufgedruckt stand. Darunter ist als Empfänger unser Mister Verdensfar mit einer Adresse in Moshi angegeben. Das Datum fehlt. Dann heißt es in großgedruckten Kleinbuchstaben: „in stuttgart twee / ling geboren van / daag begrafenis uit / gesteld maar twee / ling vrolijk.“ – Zwei Linge? Z-w-e-i Linge! Mehr als einen von der Sorte verkraftet doch das stärkste Universum nicht! Geschweige denn ich! Zwei! Zwei-zwei-zwei! Kahretsin, wo springt denn dann der zweite rum? Let me guess: Hier irgendwo, in Rufweite. Wahrscheinlich hockt der hinter der Sicherheitsschleuse. Dann weiß er auch, was hier alles passiert ist. Und wenn ich ein Nuller wäre und dahinten säße, ich wüsste schon, was ich mit mir anstellen würde!

Wenn das mal keine Neuigkeiten sind, aber sowas von neue Neuigkeiten! Nicht, dass die beiden Linge geboren wurden – niemand, außer vielleicht A1-Skede, würde ernsthaft behaupten, die Nuller seien einem Bowling Center entlaufen –, auch nicht, dass die Linge in Stuttgart geboren wurden – schließlich hat sich zumindest einer von

ihnen dort an Bord des 911ers gefaltet –, sondern dass zeitgleich jemand so Bedeutendes gestorben sein muss, dass für diese Nachricht extra eine Schreibmaschine von Zoetermeer nach Moshi eingeschifft worden ist, das ist so merkwürdig, dass es mich pausenlos in Staunen versetzt. Wer könnte das gewesen sein? Von den Lingen war es keiner, denn die waren laut Telegramm wohlauf. Warum wurde das Begräbnis dieser Person verschoben? Und was hat Hjelm mit ihr zu schaffen?

Dieser Trondheimer Schmetterlingsjäger mit Tropenhelm und Khaki-Uniform gibt mir bald mehr Rätsel auf als Ling; korrigiere: die Linge. Erst taucht er auf meiner Hochzeit auf, dann stellt sich heraus, dass es ihn wie den Prof irgendwann nach Moshi verschlagen hat, wo meine Mutter geboren und aufgewachsen ist; und schließlich schlüpft er aus dem doppelten Boden vom Spind meines Raumgleiters wie eine mit einem Wombat gekreuzte Köcherfliege aus ihrer Larve. All diese Episoden als Lebensfragmente betrachtet, erwecken den Eindruck, als bestünden ich und er aus denselben Bausteinen: Je nachdem, wie man diese Lebensfragmente zusammensetzt, ergibt sich aus ihnen Mannfred oder Hjelm. So als wäre er ein Anagramm von mir, obwohl er vom Alter her mein Vater sein könnte.

Weil ich immer Hunger bekomme, wenn ich an A1-Skede denke, baggere ich mit der rechten Hand eine Schaufel Popcorn aus dem Pappkarton, der noch warm ist von seiner Ehrenrunde im Mikrowellenofen. Vermutlich werde ich Mais bis an mein Lebensende mit Hjelm assoziieren, und das nur aufgrund der Hochzeitsepisode im Waldheim, auch wenn der Trondheimer mangels Deutschkenntnissen mit ‚Mais' nicht das goldgelbe Getreide gemeint haben dürfte, sondern eine Keule oder ein Labyrinth: Hit with a lad's mace, fell he dead in the mace first of all. Sollte Hjelm das gesagt haben, würde das darauf hindeuten, dass die Person, deren Begräbnis aufgrund der Geburt der einkugeligen Zwilling-Linge verschoben werden musste, mit einer Keule erschlagen wurde. Aber in was für einem Labyrinth? Ich werde nicht schlau aus ihm; ich nicht! Nein, ich nicht; ich bin Mannfred Acunoğlu, genannt...

... Mais. Natürlich! Das ignorante Nordlicht hat meinen Namen ‚Mais' ausgesprochen. Wenn das stimmt, bleibt mir bei aller Phanta-

sie nur die Schlussfolgerung: Die haben damals über mich gestritten. Über mich! Das wird ja immer kurioser! Dann könnte der Satz genauso gut ‚For the sake of Mace shall his dad not disclose himself now' gelautet haben. Ja, das kommt hin, das könnte er gesagt haben. Doch inwiefern hätte der Prof sich enthüllen sollen? Der hätte sich besser mal in aller Demut bei mir entschuldigt! Von Enthüllungen habe ich eh die Nase gestrichen voll, hat mir doch bisher jede Enthüllung meine Bestimmung mehr verhüllt und mich letztlich tiefer ins Dunkel meiner Existenz geschoben. Die dunkle Seite dominiert meine Existenz nicht nur wie eine Anti-Seele, sie ist inzwischen so tiefschwarz verhangen, dass ich selbst das eigene Ich vor Augen nicht mehr sehen kann. Nur mein Name ist derselbe geblieben; und der wird 'Matze' ausgesprochen oder 'Matsche', aber nicht 'Meis' und schon gleich gar nicht 'Mais'! – Maissan, von wegen Verwandte in Meißen! Otokosan; soll dich doch der Herrmann Fred holen!

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 013 Version 1.1
by User: Mace

Schade, dass N0ll keine Schriftsprache ist, und sie stattdessen allein von ihrer Artikulation als konkrete Poesie lebt. Schade deshalb, weil mein Hochdeutsch unnachgiebig die Illusion nährt, ein N0ll-Wiki könnte besser in die Kultur der Nuller einführen, als ich das kann. Und Illusion deshalb, weil ich auf meiner hominiden Kulturstufe einen N0ll-Text nicht anders vivisezieren würde, als es meine Kollegen, die Sprachwissenschaftler, mit den Transskripten tun, die bereits im Umlauf sind. Das heißt, ich würde N0ll gerade das nehmen, was es auszeichnet: sein Leben. Deshalb sind in der Datenbank des NLT-Parsers keine Wörter in N0ll thesauriert, die ich einfach auslesen könnte, wie bei den handelsüblichen Simultandolmetschprogrammen. Ein Wörterbuch in der gängigen Form wäre für N0ll in etwa so sinnvoll wie ein Sparschwein für Bitcoins.

Wollten wir uns wie ein Nuller in N0ll ausdrücken, müsste aus unserer reproduktiven Sprache zuerst eine produktive werden. Das passiert natürlich nicht, lässt sich auch nicht bewerkstelligen, entspräche das linguistisch doch der Quadratur des Kreises, die zu vollziehen uns nicht gestattet ist. Aber man könnte mit einem Quadrat beginnen, mit einem Pentagon fortfahren und mit immer höherzahligeren Polygonen (der deutschen Sprache) arbeiten, ohne freilich jemals π (N0ll) in seiner Gesamtheit als Nachkommazahl darstellen, das heißt ohne jemals Deutsch in N0ll isomorph abbilden zu können in den Körper $\mathbb{R}$ der reellen Zahlen. Wir müssten also im polygonalen Korpus unserer Sprache zum Zwecke der Annäherung an N0ll deren produktive Seite tonangebend in den Vordergrund rücken, ohne zu verschweigen, dass auch auf diesem Weg ein wesentlicher, semiotisch nicht abbildbarer Rest an nullometrischer Sprachorganik verbleibt, der nicht in in die zugehauenen Marmorplatten reproduktiver Sprachen gemeißelt werden kann.

Auf der produktiven Seite dieser Sprachen verbuche ich in erster Linie Metaphern. Mit Metaphern wuchten wir in der Galerie unserer sprachlichen Äußerungen ein altgedientes Motiv in einen anderen

Rahmen, um dem Bild darin einen neuen Aspekt abzugewinnen. Dabei erweitert der zur Metapher bestimmte Begriff das Einzugsgebiet seiner Verwendung innerhalb der Grammatik der Sprache, der er entstammt. Er zieht gewissermaßen die Regeln seiner sprachlichen Heimat mit um in die neue Wohnung am anderen Ende der Sprache. Die Metapher verstößt dann gegen die in diesem Eck der Sprache nur lokal geltenden Verkehrsregeln, indem sie dort – ohne Parkschein – entgegen der Fahrtrichtung parkt, sich quer stellt und so den Verkehrsfluss einer festgefahrenen Einbahnstraße umleitet in einen neuen Sprachgebrauch, sofern nicht mächtigere Sprachkomponenten die Falschparkerin vorher abschleppen. Alles klar? Nein? Schade! Denn wem die metaphorische Beschreibung des Gebrauchs von Metaphern zu metaphorisch ist, der wird kaum je den Anschluss an die Nuller finden. Man könnte auch sagen: Sprachkompetenz äußert sich in der Beherrschung von Metaphern – oder bezogen auf eine Sprachgemeinschaft: Den Entwicklungsstand einer Kultur erkennt man an der Reichweite ihrer Metaphern.

Der Weg der Metapher ist der einzig gangbare zu N0ll. Viel zu lange schon malträtiert man Sprachen mit Theorien, ohne von diesem erfolglosen Treiben abzulassen. Theorien aber verbuche ich auf der reproduktiven Seite einer Sprache. Man kann Theorien mit einem Nebel vergleichen, der am Morgen aus den nassen Wiesen der Sprache aufsteigt. Dieser Nebel lichtet sich dort, wo im Alltag erzählt, gescherzt, befohlen oder gegrüßt wird. Er verzieht sich mit dem Gebrauch der Sprache, ohne sich ganz aufzulösen. Denn im feuchten Rachen eines Sprechers bilden sich beim Reden unvermeidlich winzige Nebelwölkchen, die aber so klein sind, dass sie nicht stören oder gar den Redefluss ins Stokken bringen. Mögen diese Wölkchen riechen oder glänzen; sie sind alles, nur nicht wahr. Der Nebel (ver)führt uns dorthin, wo wir Wahrheit vermuten, wo es feucht, dunkel und kalt ist, kurz: wo sich kein Mensch länger aufhalten möchte. Zieht der Nebel richtig zu, kann es durchaus geschehen, dass wir vom Nebel verwirrt, im Nebel verirrt völlig vernebelt in ein Brunnenloch stürzen, – von dessen Grund wir nur auf den Schwingen einer Metapher wieder emporsteigen können.

Bei den Nullern sind sogar die Zahlen Metaphern. Die Zahlmetaphern machen Zahlen gegenständlich und greifbar, zu einem Symbol ohne Symbolisiertes. Ähnlich wie bei den Azteken. Jede Zahl steht für sich, aber nie allein. Sie steht für sich gegenüber anderen aber auch gleichen Zahlen – keine Eins ist wie die andere –, und sie steht immer zusammen mit dem, das gezählt wird: ein Buch, ein Schlüssel, ein Witz oder eine Dummheit. Die Konkreta verunmöglichen eine Null im Zahlensystem. Denn etwas Konkretes, das nicht ist, ist nichts Konkretes und somit ein Widerspruch in sich selbst. Es ist nichts konkretes, weil der Nulloperator sein Konkretum bedeutungslos macht: ein Apfel ist etwas anderes als eine Birne, aber null Äpfel sind das gleiche wie null Birnen.

Hat man sein Deutsch auf die Höhe von Metaphern geschraubt, ist man schon ein gutes Stück entfernt von den plumpen Rekonstruktionsversuchen N0lls und verfügt über die Grundausrüstung für dessen effektive Nachahmung im Wege einer Sprachmimese, bis hin zur Mimese einer Sprache, in der jedes Wort Metapher ist. In einer solchen Sprachmimese fügen sich die Wörter ganz natürlich in den Text und den Kontext; je weiter der Text in den Kontext getragen wird, desto weiter entfernt sich ein Wort von seinem ursprüngliche Gebrauch, d. h. desto mehr muss eine Metapher ihre Tragfähigkeit unter Beweis stellen. Rückt dagegen der Kontext in den Text, haben wir es mit der Bedeutungsverschiebung eines Wortes zu tun, die am trefflichsten als seine Metamorphose zu verstehen ist. In diesem Fall durchläuft die Bedeutung eines Wortes – auch ohne Änderung des Wortes – einen wortspezifischen Entwicklungspfad, ganz so, wie ich immer wieder ich sage und doch jedes ‚ich' etwas anderes bedeutet, weil der Pennäler Mace ein anderes Ich zum Ausdruck bringt als der Industriekaufmann Mace. So verschiebt sich auch die Bedeutung von bspw. ‚Paradies' je nach Kontext und Zeitpunkt seiner Äußerung, ohne dass die Verschiebung am Wort kenntlich gemacht wäre.

Da Ling II keine Anstalten macht, sich ins Cockpit zu falten, gehe ich unverdrossen meinem Tagwerk nach: ich schreibe meinen Garten und gieße mein Buch. Beides treibt manche Blüten hervor, die mich erheitern, und in beiden befinden sich Passagen, die mich betrüben. Manchmal kommt mir der SamSarah vor wie die Wartehalle für den

Direktflug ins Paradies, dann wieder wie ein Obdachlosenheim für galaxienlose Sterne, und manchmal wie das Spa der Spartaner zur Ertüchtigung einer strapazierten Seele, um sich gleich wieder in ein geschlossenes Hospiz für geplatzte Persönlichkeitsentwürfe zu verwandeln. Zwischen beiden Welten pendle ich mit Tastatur und Spaten übergangslos auf und ab, ohne vorher sagen zu können, wer – Buch oder Garten – mich wohin – zum Schreiben oder zum Gärtnern – bringen wird. Solange es unvorhersagbar bleibt, bleibt mein Leben spannend. Dem kann ich schon etwas abgewinnen. Ich würde mich sicher sogar nach diesem Leben sehnen, würde ich es nicht führen. Denn das Paradies scheint mir immer dort, wo ich nicht bin. Und umgekehrt: Wo ich auftauche, verschwindet das Paradies. An mir muss einfach irgendetwas sein, das nicht zum Paradies taugt.

Damit bin ich in prominenter Gesellschaft. Schon Adam und Eva haben wohl ähnlich empfunden. Ihr Paradies war alles andere als der Inbegriff jauchzenden und unbekümmerten Frohsinns. Woher ich das weiß? Nun, die beiden Feigenblatt-Nudisten muss im biblischen Paradies keine geringe Unzufriedenheit umgetrieben haben, sonst hätten sie sich kaum zu einer Tat verleiten lassen, die ja nicht irgendeine Ordnungswidrigkeit im Straßenverkehr vorstellt, sondern den Tatbestand allerhöchster Majestätsbeleidigung erfüllt. Geringer kann man die Straftat des Geschlechtsverkehrs gar nicht einstufen angesichts der verhängten Strafe: ihrer Abschiebung nach Israel. Denn das göttliche Verbot ist so eindeutig wie eintönig: Du sollst nicht ficken! Nein, das Paradies der Bibel ist kein Garten der Lüste. Fragt sich nur, warum ausgerechnet die ungestempelte Erstausgabe vom Jetzt-Menschen vor der Vertreibung aus dem Paradies schon mit Geschlechtsorganen ausgestattet wurde? Das sieht für mich so aus, als hätte da Jemand einem Anderen die Schellenkappe übergezogen, nur um ihn anschließend darob zu verlachen.

So zu leben, als hätten sie kein Geschlecht, dürfte für Adam und Eva weniger schlimm gewesen sein – immerhin gibt es keinen alttestamentarischen Hinweis darauf, dass sie von Kastrationsängsten geplagt wurden – als ein Leben ohne Sprache. Schließlich war Gott der einzige, der am Beginn der Genesis sprach. Und wie er sprach! Denn das Wort war bei Gott. Nur er war schöpferisch; nur er hat mit

seinen Worten nicht nur Adam und Eva gezeugt, nein, nicht weniger als die ganze Welt durfte er sich rühmen, erschaffen zu haben. Da kann ich mir gut vorstellen, wie Gott abends am Lagerfeuer vor den beiden Nacktmullen mit seinen Heldentaten derart geprahlt und angegeben hat, dass sie sich schon aus Gründen der Revanche aufmachten, es dem Alten gleich zu tun und die verbotene Frucht zu kosten, die sie das Paradies kosten würde. Gewiss, die Entbehrungen außerhalb des Paradieses darf man nicht gering anschlagen; trotzdem Adam und Eva hatten jetzt Sex und waren den geschwätzigen Wichtigtuer los.

Überhaupt franst der Begriff des Paradieses an seinen Rändern mächtig aus. Wenn jemand ‚Paradies' sagt, heißt das noch lange nicht, dass er auch angeben kann, wovon er spricht. Der Wortschatz ist schlicht kein Vermögen. Mein Sprachkonto unterscheidet sich ganz erheblich von einem Sparkonto. Was ich auf mein Sprachkonto einmal einbezahlt habe, bekomme ich nicht in derselben Münze wieder ausbezahlt, weil schon allein der Kontext bei der Auszahlung ein anderer ist. Wer also im Besitz eines Begriffes ist, vermag diesen deshalb nicht unbedingt artgerecht einzusetzen. In dieser Fertigkeit muss ein Sprecher sich stets aufs Neue bewähren. Jedes Wort verlangt seinem Sprecher ganz spezifische, text- und kontextbezogene Fähigkeiten ab. Gestaltet sich der Kontext so, dass ich das Paradies finden will, muss ich ‚Paradies' mit Bedeutung ausfüllen, was nur dem gelingt, der in der Lage ist, ein Paradies ganz konkret einzurichten. Und da wird es knifflig. Das kann nämlich nicht jeder. Da fehlt dem Luftschloss schnell einmal der Estrich, der Stromanschluss, eine Treppe oder ein ganzes Geschoss. Wenn ich die Einrichtung eines Paradieses in Auftrag geben wollte, wüsste ich gar nicht, was ich ins Pflichtenheft schreiben sollte – und würde das Ausfüllen wahrscheinlich frank und frei verweigern, wenn ich in meinen Entwurf vom Paradies einziehen müsste ohne Rückkehroption zu meinem bisherigen Leben. Wäre ich dazu verdonnert, würde ich in dem von mir entworfenen Paradies ständig nachbessern; nicht anders, als ich es mit meinem jetzigen Leben tue.

Bezeichnenderweise charakterisieren Überlieferungen des Paradieses weniger die Beschaffenheit des Ortes als die der Person, die sich

darin aufhält. Häufig heißt es vom Paradies, es sei der Lebensraum, in dem man wunschlos glücklich sei. Damit ist über den Lebensraum gar nichts gesagt, aber sowas von nichts! Statt eines Entwurfes vom Paradies liefern solche Charakterisierung ein Testkriterium für dasselbe, das wiederum so abstrakt formuliert ist, dass es sich in der Praxis nie anwenden lässt. Charakterisierte ich beispielsweise das Paradies als den Ort, an dem sich ein ewiges Leben aushalten lässt, wird der Zeitpunkt der Testanwendung ganz einfach auf den Sankt Nimmerleinstag hinausgeschoben. Andererseits ist nicht von der Hand zu weisen, dass mein Paradies die richtigen Schnittstellen zu mir haben muss. Denn das konkrete Parad1es ist eben nicht das Paradies, das Alle zu allen Zeiten überall als solches identifizieren. Das Parad1es passt zu mir und verändert sich mit mir. Möglicherweise ist daher das, was ich unter ‚Parad1es' verstehe nur eine Ausweitung der Grenzen meines Ichs, eine Ausdehnung meiner Vorstellung von mir selbst. Somit bin ich nie im Paradies, weil ich das Paradies bin!

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 139 Version 7.1
by User: Mace

Mace in Space – Drittes Kapitel: Während weder Lijngg nhooch Hijälm szüich aynen Reim machen konten aufh dhös, waas szyych vor ihrän Aughen ünm ZomZoro zugetragen haddä, machdte szüüch dhehr Captán hinter szeyner mächtigen Stirn schoonn daran, dhüh menschliche Dichtkunst auffh eiyhnen Sockel zu heben, phohn deäm sie niehmand mör währrde stoßen koennen. Diesem Vorhaben widmete szyüch Matze hochkonzentriert, ohnä deswegen daahs Falten außen vor zu lassen, junt onä dhüüh Acht uffh ständig drohende Gefahren zu vernachlässigen – weeder djhi Gefahren phohn außerhalb deäsz Gleiters nocch djhie phonh innerhalb. Nemo neminem nulli non aliquis, kaam es ühm plautonisch mahnend jihjn dähön Sinn: Niemand ist fyr jemand jemandt, sonßt waire jeder fyrr jeden jedär. Achte alsso aupfh jädän, vor allem aber aauf niemanden!

Hyällm, dhähr szüych bey szayner Heldentat völlig verausgabt hatthä, vuar nochh ijmmer sterbensmüde, alds är sichh bay Líng schläfrig nahch denn Sprüngen ihjnn dhöhr Porzellanschüssel dehß Weltalls erkundigte, djhü jhm trotz seinär Müdigkeit bejm Falten

nychd entgangen warhän. Dyi energieeffiziente Fortbewegung durch djhieh Raumdimensionen ging ouf eijhne Erfindung dheehr Nuler zuryck jundt wurrde pfon dhööhr Menschhejt ijhn kürzester Zeit fyhr intergalaktische Reisen urbar gemacht junth weiterentwickelt. Trotz aller technischen Perfektion kham es vor, dhass djhih Wahrnehmung aynes Reisenden ruckelte, waass siechh wyh aijnh Sprung ijinn dhäähr Augenlinse kundtat. Der Wahrnehmungseffekt trat auf, wenn duie Raumdimensionen nüchd synchron mijt dheör Zeit aufgefaltet wurden, sondern minimal dazu verschoben warenn.

Lings korrekte Antwort bekam Hyälm schohnn gaar nijchd möör mjth. Statt euines ‚danke' drang oijnh gleichmäßiges Schnarchen uis dehm Spind zu dhöär Tatami-Matte herüber, auf dhäer sychh dhäör Nullher inzwischen häuslich niedergelassen hotthä. Dtoch dhem Trondhjemer sollte nuurr eihnh kurzer Schlaf beschieden soihn. Denn shonn kurrz darauf entfuhr dém Captàn, dheher eben mijth fiebrigen Zügen dvi letzten Zeichen eunes Gedichts jijnn seyhn jjn Schweinsleder gebundenes Notizbuch eingetragen hoddeh, euhnh schriller Pfiff durch dvie modisch schiefen Zähne, dhehör syechh bioluminiszent angekündigte, aalds dhehär dunkle Teint dähss Capitán süechh aufgehellt hatte.

Hjiöllm schreckte mjdd eihnem heftigen, weyl abgehackten Atemzug ouf juhnd schlug mijdd eyhnem niichd zu sehenden Hohlkörper gegen dvü Blechtür dähß Spinds. „Heureka", rief Maace uiss juhnt seine schwarzen Augän rollten dämonisch glänzend untär dhöher Afrowolle. „Heuriger? Gibt es etwa Wein zuhm Frühstück?", wollte Hjellmm, ejnen Fluch unterdrückend, wissen; juhndh äär wäre wohl wyder eingeschlafen, hädtä dhöhär Poetencapitán, dhäher sicch pfoon seinerr Crjuw künftig myht PC anreden liß, njjchd noohg lautstark „Ich hab's! Icch habb's!" hinzugefügt. Ling war da zschonn weiter juhnth gedanklich wuih sprachlich beih ayhnem situationsgemäßeren „Waas haben Sie? Lassen Sie hören!" angelangt. Neugierig versuchte ähr, eijnen Blick uin Maces Notizbuoch zu erhaschen. „Ych habe deehs ultimative Gedichdt geschrieben", sprudelte es uiß dèm PC herrvor, „oihnh Liebesgedicht annh Deniz, meinen Mann, dönn ich uinn Pforzheim zurücklassen musste." Unt ohnee Umschweife trug err es vor.

Daahs Gedicht, zso kuhrz es vuahr, trieb Maatze schoen naag dherr ersten Silbe Tränen uinh dvy Auhgen, echte juund krokodilsgroße, dwie jedes Weiterlesen spätestens naagh déhm ersten Vers unterbunden juunt tzu einäm Abbruch desß Vortrags geführt hädten, häddä PC dwi Strophen niycht shoon ausswendig gekannt. Alds ärr schluchzend endigte juunt siecch mehrfach müt bejiden Handrücken dwy Augenn trockengerieben hodte, bemerkte erh, dahss Lling, umgestülpt zur Hyperkugel, uinnh ejnäm See auß Salzwasser schwamm, wärend Helm dazu heulte wie aihnh Schlosshund müth gelblich geschwollenem Horn ouff dhörr Stirn, ahldts währe jihm eyhnh massives Buschenschankzeichen oufh Koppf juundt Napf geplumpst. „Br‘vo! Br‘vo! D‘s w‘r einf‘ch groß‘rtig! Nie hette ich ged‘cht, d‘ss mich in diesem Universum etw‘s so rühren k’nn!“, rief Lhing vom Parkett müdt belegter Stimme. Auff dään blechernen Rängen entkorkte Hellm ainhe Flasche Riesling, goss sycch damidt ayhnh Kelchglas voll uhnn skandierte, währent ärh selbiges schwenkte: „Zug‘be, Zug‘be, Zug‘be!“, brach dahnn ab junn fraagte irritiert: „W‘s zum Teufel geht hier vor?“ „Sieht so ‘us, ‘ls hette der erste Vok‘list die W‘ffen gestreckt und d‘s Zeitliche gesegnet", erwiderte dhärr Capitán berauscht, bevor errh müdt nohg größerer Wirkung saihn Geedicht erneut vortrug, dießmal oohne A.

„Br‘vo! Br‘vo! D‘s wird imm‘r b‘ss‘r, d‘sto ‘nd‘rs ‘s ist", sagte Lyng, nachdèhm ärrh sücch wiedter erholt hodte, junnh Hjelm pflichtete ihmm nachh dheerr dritten Runde boih: „Potz T‘uf‘l, d‘s ‘st hochst‘ Kunst; m‘n w“ß k‘um, ob m‘n ‘s G‘d‘cht od‘r L“d n‘nn‘n soll.“ Nach dèhm vierten Vortrag warrh pfohn Lüng nuurrh noog zu hören: „Br‘v‘! Br‘v‘! ‘ch s‘g's j‘: j‘ ‘nd‘rs d‘st‘ b‘ss‘r kl‘ngt d“ Mus‘k ‘n m“n‘n ‘hr‘n!“ Weniger enthusiastisch klang da shohn Hellmm, naachdem auch dööhs U szichh verabschiedet hadte: „J‘tzt h“r‘n S“ w‘hl b‘ss‘r “f, s‘nst ‘nd‘t d‘r R‘m‘n, ‘hn‘ d‘ss d“ G‘sch‘cht‘ z‘ ‘nd‘ ‘rz“hlt w“r‘!“ Dog Matze bwar niycht mäer aufzuhalten; eär schien gerade erst sou richtig uynn Schwung zu kommen. Wü een Sufi eliminierte äer ynm Schleudergang euiner kurzgeschlossenen Zentrifuge beuh jedär poetischen Umdrehung ajnen Buochstaben mehr, soodasz duy Fliehkräfte ziemlich rasch aauch sämtliche Konsonanten auss däm Alphabet schleudertän, oohnä dööhss daahz Gedicht darunttär gelitten hätte; daasz genaue Gegenteil trug szychh zu: deehz

Gediecht wuurde immer unwiderstehlicher, packender junnd herzzereißender, je meär Buchstaben ühmm abhandenkamen. „Ych w‘yß ‘yn‘n Tryck, wy‘ wyr dy‘ V‘k‘lpl‘yt‘ yb‘rlyst‘n k“nn‘n“, sagde Hölm, aldtz hätä aer dhaas Ei deßs Weltraumkolumbus gefunden, kondte szüchh aper nour aijnhe halbe Umdrehung darüber freuen. Denn Lhyng konnde darauf trods Aufbietens all sainer Geisteskräfte shoonn niücht anders mmehr reagieren ahldtz myit: „W‘s f“r “n Tr‘ck ‘n w‘lch‘m Z‘kl‘s?“ „V‘rg‘ss ‘s! W‘r n‘r s‘ “n‘ ‘d““, kam es kläglich vom Trondheimär zurück. „‘c‘ kr“g‘ “n‘n St“n“r!“ – „???“

Mit den Zinken gegen die Wand hänge ich den Rechen neben den Spaten an den Haken, an dem einst der Feuerlöscher gehangen hat. Dann schütte ich das zusammengerechte Laub Blatt für Blatt in den Reaktor. Nur eine Handvoll behalte ich zum Kompostieren, weil die Skelette der gefiederten Blätter nur äußerst langsam zerfallen, vermutlich, weil es trotz der beeindruckenden Flora im SamSarah an Regenwürmern und fleißigen Mikroorganismen fehlt, die das stabile Kollagen der Blattspreite zersetzen könnten. Auch Makroorganismen sind keine dazugekommen – weder irdische noch außerirdische. Dafür hat eine Esche auf den Matten Wurzeln geschlagen, deren Stamm inzwischen wie ein Mittelpfeiler gegen die Decke drückt mit seinen dicht belaubten Ästen, die mir meine LED-Beleuchtung beträchtlich verschatten. Von der Esche ernte ich nichts außer dem Hinweis, dass ich schon eine ganze Weile hier in meinem Minibiotop lebe. Dessen Pflege beansprucht mich inzwischen voll und ganz, sodass ich kaum mehr zum Schreiben komme.

So seltsam das klingen mag, aber das Schreiben ist für mich körperlich viel anstrengender als die Gartenarbeit – und lange nicht so lohnend. Ich kann meine Kapitel überarbeiten und überarbeiten, wie ich will, reife Früchte fallen von dieser Arbeit nicht ab. Ganz im Gegenteil. Je mehr ich etwas willentlich beeinflusse, desto unreifer ist es am Ende. Nicht ein einziger Absatz schafft es in Anmut und Charakter auch nur in die Nähe der exquisiten Hülsen- und Schließfrüchte meines Gärtchens, kein einziger davon ist druckreif; meine Sätze blühen kurz auf und verwelken dann wieder, als ob ihnen ein sie befruchtender Geist fehlte. Solange der Text nicht über das Blütenstadium hinaus kommt, kann ich seine Lektüre Dritten unter keinen

Umständen zumuten. Blättere ich in in den abgeschlossenen Kapiteln, gehen mir schnell die Gründe dafür aus, warum jemand gerade meinen Text statt eines anderen lesen sollte. Einen solchen Text sollte man gar nicht erst schreiben. Wer ein Buch veröffentlicht, muss den Anspruch haben, besser zu sein als die Besten ihres Faches, und er muss die Größe haben, einzusehen und einzugestehen, dass er hinter diesem Anspruch zurückgeblieben ist. Gibt es doch inzwischen schon allein so viele Bücher – Übersetzungen nicht eingerechnet –, dass die gesamte Menschheit bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 127 Jahren zu Lebzeiten höchstens die Hälfte aller Bücher lesen kann, selbst wenn sie die Lektüre komplett arbeitsteilig anginge und jeder Einzelne jede Woche 37 Stunden mit Lesen zubrächte.

Ein kurzer Blick auf den Buchmarkt und in Verlagsprogramme klärt darüber auf, dass von den beiden geforderten Eigenschaften es weniger am Anspruch als an der Größe mangelt. Denn von einer publizistischen Zurückhaltung ist in der abendländischen Geschichte immer schon wenig zu spüren gewesen. Hierzulande wimmelt es förmlich von selbsternannten Wortakrobaten und Kritikastern, die hemmungslos über alles Mögliche schwadronieren, das sie bestenfalls erahnen, nie aber bewältigen. Seien diese Egomanen nun Schriftsteller, Börsenanalysten oder Vernissageredner: Auch das geübte Auge sieht nicht sofort, wo die Rhetorik ins Kraut eines Über-Ichs schießt, so wenig wie das geübte Ohr sofort das Stöhnen hört der überlasteten Metaphern, die unter dem Mist ächzen, den ihnen die institutionalisierten Vordenker und Nachdenker aufbürden.

Obwohl die Sprachsittenstrolche allesamt verhaftet gehören, werden die Ermittlungen gegen sie mangels Klagebefugter regelmäßig eingestellt, was seinen Grund darin hat, dass den vergewaltigten Gegenständen – Büchern, Bilanzen oder Skulpturen – das Wort verboten ist, sie nicht für sich selbst sprechen dürfen und sich mithin auch nicht ernsthaft verteidigen können. Das nutzen am schamlosesten all diejenigen aus, die einem ernsthaft die Aussage eines Kunstwerks erklären wollen. Die Aussage eines Kunstwerks! Eines Gemäldes beispielsweise. Da wünscht man sich doch, dass, quasi in flagranti, das be-, durch- und angesprochene Gemälde seinen Mund aufreißt und dem Kritiker die Leviten liest. Aber wie könnte es auch, selbst wenn es einen Mund hätte? Hat das Gemälde doch ein kunst-

historischer Geisterfahrer längst niedergestreckt mit den bis heute unterschätzten Waffen der Rhetorik. Und egal, wie oft er ein Gemälde mit seinen Wortspitzen durchlöchert haben mag, ein echter Salon-Revolverheld ballert mit dem gespannten Hahn seiner entsicherten Sprache munter eine Salve nach der anderen ab. Stoppen können ihn nur Lachshäppchen und die lauwarme Puffbrause aus einer Sektkellerei, die ihm, zumindest core publico, Maul und Trommel sperren. Besagte Lebensmittel, die landläufig dem Verzehr dienen, versorgen auf einer Vernissage das Erste Hilfe-Set mit Sedativa, die eigentlich Tacetiva heißen müssten, und die schon manches Kunstwerk vor tödlichem Lobpreis bewahrt und ihm ein eigenständiges Leben gerettet haben. Den ökotrophologischen Eingriff könnte man sich sparen, würden Galeristen die Gemälde anstatt von Kritikern zerreden, von Nummern-Girls durch den Galerie-Ring tragen lassen.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 109 Version 1.0
by User: Mace

Auf der Suche nach Hinweisen darauf, ob meine Tulpen schon im Paradies wuchsen, bin ich im Stammbaum der Leidener Schnittblumenhändler auf die Jüdin Talie van Huis gestoßen, die Ende des 17. Jahrhunderts neben der Tulpenzucht sich auch der Buchstabenzucht gewidmet hat. Ihr schmales Bändchen mit dem Titel ‚Canticum Suebiae' aus dem Jahr 1697, das literaturgeschichtlich fast gänzlich unbeachtet geblieben ist, wartet mit höchst erstaunlichen Ansichten zum Paradies auf, die selbst für diese Zeit richtiggehend visionär und modern anmuten. Weil der epochemachende Text schwer zu finden ist, reproduziere ich ihn hier in der Babelfish 2.0-Übersetzung, die ich mit ein paar einleitenden Anmerkungen versehe, damit die mir wichtigen Passagen im Mahlstrom der Publikationsflut nicht untergehen.

Dem eigentlichen Text, der durchgängig in Hexametern abgefasst ist, geht eine verschlüsselte Widmung in Versform voraus, die, wie es seinerzeit üblich war, leicht zu entschlüsseln ist, um einer Zensur bloß auf Verdacht höflich zuvorkommend vorzubeugen, indem jegliches Moment, das bei den weltlichen Hütern der Moral und des gottgefäl-

ligen Sprachgebrauches einen Verdacht erregen könnte, schon im Keime erstickt würde. Insofern die Widmung weder formal noch inhaltlich mit dem Haupttext verknüpft ist, kann sie hier isoliert stehen. Van Huis genügen acht Zeilen, um sowohl den Gegenstand der Dichtung zu benennen als auch dem namenlosen Sueben in ihrem Heldenepos einen Namen zu verpassen:

Manch Prinzen im Prinzip
Also gefällt Diana
Noch mehr als der Prinz ihr
Nackig im Pyjama.

Ferne Trips auf LSD
Richtung Puff und Tivoli
Entgehen der Tournee
Durchs nahe Paradies.

Die Welt, in der der widmungsgetaufte Suebe sich szenisch bewegt, konnte Talie van Huis zu ihrer Zeit als bekannt voraussetzen, weil sie auf der flämischen Gemarkung zur gängigen Münze kulturellen Gemeingutes zählte. Allerdings sind die Münzen inzwischen völlig aufgebraucht, weil die Flamen von diesem Weltbild – oder Parad1es-bild – so gut wie nichts hinüberretten konnten durch die sämtlichen und sämtlich gründlichen Privatisierungen geistiger Werke. Deshalb scheint es mir angebracht, und in meiner urheberrechtsfreien Zone auch gestattet, eine grobe Darstellung dieser Welt vorausschickend in Erinnerung zu rufen:

Die Welt des ‚Canticum Suebiae' ist dreischichtig, insofern, als die Mittenwelt (Midgard) geklammert wird von der Oberwelt (Bofengard) und der Unterwelt (Undegard). Jeder Mensch ist Bürger aller drei Welten und kann sich zwischen ihnen frei hin und her bewegen. Nur selten ist dazu ein Führer oder Passierschein erforderlich. Midgard verkörpert die Erde – nicht unbedingt als Scheibe, aber doch als ebene Fläche. Von ihr gelangt man durch das Tor von Flüssen und Vulkanen nach Undegard, das den Mond verkörpert, der eine kühle, dunkle Seite hat, als auch eine helle, feurig heiße. Nach Bofengard, das Sterne verkörpern, in deren Zentrum die Sonne steht, kommt man von Midgard aus über sowohl Berge und Bäume als auch über Regenbögen. Diese drei-schichtige Welt beheimatet eine große Arten-

vielfalt an Menschen und Göttern. Einer davon ist der Suebe, mit dessen Charakterisierung Talie van Huis in ihre Suche nach dem Paradies einführt.

Gerühmt und gefürchtet ward einst im Suebenland
zu Braga der Haupstadt, des Rechmunds Domizil,
ein namenloser Held, von dessen starker Hand,
im Kampfe unbesiegt, noch jeder Recke fiel.
Des Streitgestählten Kehl‘, des Urgewalt‘gen Hand
führt‘ nicht Axt noch Schwert, sie führt‘ den Federkiel:
Der Recken größter Held entspross dem Bardenstand!
Was seine Stimm‘ vollbracht, davon weiß man heut‘ viel,
doch ist seit Jahr und Tag sein Name unbekannt.
So muss das Sangeswerk, das von dem Kunde tut,
der bloß mit einem Wort, das Feuer noch verbrannt‘
und Flammensätz‘ entfacht‘ aus kampfesmattem Mut;
– der Speer und Lanzen brach, hat manches Schiff versenkt
mit seinem Liedgesang, die Strophen voll bemannt,
das Arsenal gereimt, an Silben aufgehängt:
der Wörter Heeresschar in Schlachten er entsandt‘,
der Stürm‘ entfesselt hat und Wellen auf den Seen
zu Wällen aufgetürmt – der Dichterfürst, vor dem
gezittert Mann und Wort, gebot über Armeen
aus Zeichen, die sofort sich formten zum Poem,
der Brücken sprengt‘ und baut‘, der Lieb‘ ihr Liebstes gab,
getrennte Herzen eint‘, ihr junges Glück beglückt‘
und alt gelebtes Glück, das einst sank hin ins Grab,
er holt‘s daraus verjüngt mit Herz und Puls zurück,
von dem, der den Buchstab‘ wie ‘n Buchstaat hat gelenkt
in Bahnen stark und schön zu Gūshi und Sonett,
worin das Starke wächst, Schönes wie Sonnen brennt,
worin ein Vers ein Tanz, eine Strophe ein Ballett,
so tanzt‘ ein jedes Wort leicht federnd im Gelenk
durch Satz und Zeil‘ und Seit‘, vollendet im Gedicht:
poetisch war sein Gruß, ja selbst sein Testament
enthielt kein einz‘ges Wort, dem es an Klang gebricht,
denn Takt und Maß verriet den Meister des Metiers;

unbänd'ge Melodien erfand der wackre Streiter
sogar für Kaufverträg' mitsamt den AGBs,
sein Lettre de Cachet, den las ein Todgeweihter,
den Kopf im Galgenstrick, wie eine Elegie
aus eines Engels Mund, der züngelt' wie kein zweiter
'nen Engelszungenkuss und angelt' Küsse wie
kein dritter auf der Welt – der Mund des Tango-Barden,
er küsst' das Himmelszelt mit feuerfestem Schwur:
der Lippen voller Schwung zeichnet' in Himmelskarten
in glänzend flücht'gem Gold eine Kometenspur,
derweil des Barden Zung' leckt' an dem stummen Schweigen
und schmiedet' Vers an Vers im reimgeschürten Ofen,
damit sie als ein Stern am Firmament aufsteigen
im hellen Funkenflug aus der Esse seiner Strophen;
eine Anthologie leuchtet auf uns herunter
aus der astralen Sphär', sie leuchtet noch und noch,
nur wo der Dichter schwieg, die Zunge ruht' und er
gar nichts gedichtet hat, da klafft ein Schwarzes Loch;
von jenem muss dies Werk den Namen schuldig bleiben,
denn der, der alles rief in seinen Dienst beim Namen,
der hielt aus diesem Grund strikt anonym sein Treiben,
dass selbst Verwandte nicht bei ihm dahin hinkamen,
sich die Kunst wie den Mann sich je einzuverleiben.
Den niemand rufen konnt', besungen sei er hier,
mit reimgeprägtem Ruf, der namenlose Sänger,
ein leises Konvolut, ein ketzerisch' Brevier,
denn wie der Fürst es tat, sang nie ein Doppelgänger,
nicht einmal in Kopie, nur plumpe Imitate,
Verse mit Patina aus Sternenstaub bedeckt
verkommen im Vergleich zur Wörtermaskerade,
zur bloßen Stümperei: nie so schön, nie perfekt.
So erreicht auch dieses Lied sein lyrisch' Vorbild nie,
ist Lied nur über ihn, von ihm ist's eben nicht,
stammt nicht von seiner Hand, ist keine Poesie, –
von diesem Anspruch sei enthoben dies Gedicht.

Er, der nicht bedurft' der holden Musen Kuss,
nach dessen Mund vielmehr die Musen all sich sehnten,

der hat alsbald verspürt des Siegens Überdruss,
weil selbst zur Heldentat die Verse müd‘ nur gähnten,
wenn sie dazu berief ihr größter Genius
im feisten Angesicht noch größ‘rer Überzahl
der Legionen Roms, der Dürren, Seuchen, Krisen,
langweilig war der Kampf mit ihnen, leer und schal;
zu neuen Welten hin, hinaus zum Paradiese,
stand nun des Barden Sinn: Gern will ich unterliegen,
spür‘ ich nur Widerstand, befand der Dichterriese
zuhaus im Suebenland und stieg die Sangesstiegen
zu neuem Ruhm empor, um sich in die Gemächer
Gottes zu singen und vor göttlichen Kritiken
demutsvoll zu besteh‘n – er hob den Schicksalsbecher
an Sängerlipp‘ und -mund, erhob ihn zu den Sternen
und leert‘ ihn auf den Grund. »Ich alter Wortebrecher
will jetzt Gottes Sprach- und Schöpferkunst erlernen!
Ich schwebt‘ schon viel zu lang über Herrscherhäuptern,
nun soll unten mein Platz zu Gottes Füßen sein:
ein jeder künft‘ge Satz soll meine Sprache läutern,
sie vom Korsett der Form, vom Gängelband befrei‘n.«

Sprach‘s voller Grimm und sann, die Augen in die Ferne,
vorbei an seinem Werk, hinaus ins Weltenall,
das dichtend er gewirkt, wo im Skorpion der Sterne
polierter Silbenglanz verkündigt‘, dass Heimdall
im kupferroten Bart, der harsche Götterwächter,
bei Lopodunum weilt‘, wohin ein greiser Gott
sich jüngst verlaufen hatt‘ und tat, als wär‘ nicht echt er
in Mikrobengestalt, sondern winz‘ger Bioschrott
aus einer Heilanstalt, wohin Heimdall den Kunden
ohn‘ große Gegenwehr sogleich zurückgebracht,
nachdem beim Feldscher er den Flücht‘gen hatt‘ gefunden
in arger Überzahl: mehr als vertausendfacht
ergriff Heimdall den Gott, versteckt in tausend Hütten,
in Heimen überall, in Hof und Hall‘, in Schacht
und Stall, und nicht zuletzt: in Heimdalls Lymphozyten.

»Wohlan«, der Barde dacht‘, ob dieser Sternenkunde,
»Ich seh‘ Antares‘ Wink auf den Himmel geschrieben,
er weist im dritten Haus mir meine Schicksalsstunde:
Längst abgelaufen ist, die Dichterzeit hienieden,
gereimt ist jeder Reim, entbunden alle Zeilen
aus der Euterpe Schoß; doch einfach nur nachäffen
der alten Werke Zier und am Vollkomm‘nen feilen,
gilt nichts; drum auf, ich will den guten Heimdall treffen!«

Dacht‘s am neunten Jänner, den zehnten zog er schon
zur eis‘gen Mittagsstund‘ bewaffnet mit der Leier,
die Furcht und Hoffnung regt‘ zu ihrer Saiten Ton,
durch klaftertiefen Schnee über gefror‘ne Weiher
gen Nord und Süd zugleich ins Wortgebirg‘ davon,
spielt‘ dort ein Madrigal mit Echos Sprachgewalt,
das hallt‘ von Berg und Tal, und löscht‘ im Widerhall,
der Sonne grellen Schein, die Schwärze nurmehr strahlt‘,
so tief, so fest, so dicht, dass nur ein Verskristall
von allerreinstem Schliff die Strahlen schneiden konnt‘.
Mit Lichtersensen schnitt‘ die Schwärze ihre Ernte,
und nicht ein Schimmer glomm am stockdunklen Horizont,
schwarz die Welt, ‘s Auge blind, bis der Held sich entfernte
vom Hofe Rechimunds, von ungestürmter Feste
der Sueben zu Braga, und ihre Zinn‘n versanken
im schweren schwarzen Teer auf die verbale Geste
der Zung‘ vom Verseschmied; da sie begann zu wanken,
die stark bewehrte Burg, als die Sonn‘ schwarz unterging,
zum Turmalin erstarrt‘, legte der Verse Fluss,
dessen Strom Well‘ an Well‘ unsern Sänger sacht‘ umfing,
sich ins reimgemachte Bett des wachen Durius,
in dem‘s den Barden gleich einer Gallionsfigur
vorm unsichtbaren Kiel durchs eis‘ge Wasser spült‘,
von Tintenschollen tief-gefror‘ner Lit‘ratur
in Frostfolianteneis, das Druckerschwärze kühlt‘;
ab seinem Ledergurt, ragt‘ stolz er aus den Fluten
und schmetterte und sang zu der Leier grausem Spiel.

Des Fangzahnfischen-Schwarm‘ gar unergründlich Routen
folgte des Barden Weg ganz in schwarz und in zivil,
wie Knollenträumer sind, so schwarzschwarz wie Schwarz-
drachen;
So ging er blind auf Fahrt, es war ja nichts zu sehen.
Als unter schwarzer Flagg‘ die Strophen in See stachen,
da beugten tief ihr Knie die fels‘gen Pyrenäen,
willfährig dem Gesang, bis an des Durius Ufer,
verzweigten seinen Strom ins Bett der Garumna,
dem feucht-frivolen Fluss, und in den Arar schuf er
mit schwarzer Ruferstimm‘, wie Halbmond-Lophorina,
einen Volksliedkanal bis an Rhenus‘ Gestaden;
den Saravus entlang im Krähenversfußflug
mit Silbenflügelschlag durch Rabenstrophenschwaden,
umspült vom nassen Reim vorn an des Liedes Bug,
wo Nicers Well‘ getrutzt. – ‘s nahm die Walhallafahrt
ein End‘ am Schwarzen Stein in Lopodunums Hafen
bei hellstem Sonnenschein, wo es alsdann geschah,
dass der Bard‘ und Heimdall einander erstmals trafen,
weil alles Schwarz verschwand wie unser Bard‘ aus Braga;
er löscht‘ des Dunkels Docht, an dem kein Licht kann brennen,
der Helligkeit verschluckt und Finsternis ausspuckt,
er tat‘s, um Heimdall am schwarzen Umhang zu erkennen,
mit großer Terz in Dur, – entstieg dem Aquädukt
aus Versen unversehrt, um dann dem Götterwächter
zu nennen sein Begehr: in Himmelsflur und -weiten,
die Lyra im Gepäck, als eifrig‘ Wörterpächter
auf dessen Weg zu Gott den Rotbart heimbegleiten.
Der derart ward enttarnt, grollte dem Barden nicht,
da er den Sueben sah, geharnischt mit der Leier,
mit baumesstarkem Hals und hehrem Angesicht,
das noch rubinrot glüht‘ vom lyrischen Geseier,
stattdessen hob er an, wie sich‘s für Wächter ziemt,
zur Antwort im Gesang, zur Antwort im Gedicht
mit einer Hütehand, die die des Dichters mimt
und einer Wächterzung‘, die an der Leine spricht.
So gab‘s im Resultat ein Duett solcher Art:

»Reisen wollt Ihr zu Gott? Nun denn, allein zu welchem?«

»Beim höchsten seiner Zunft soll enden meine Fahrt.
Zum Allmächt'gen hin, auf Wogen, nicht auf Wellchen,
lass uns gemeinsam ziehn.«

»Günstig ist dazu die Stund',
denn aus der Götter Schar den mächtigsten im Range,
den Fürst und Göttergott auf all dem Erdenrund
zu ermitteln, der Streit ist ja im vollen Schwange.
Allein die Stätt', an der geführet wird der Streit,
wird vor dem Menschentier strengstens geheimgehalten;
doch gibt es einen Ort, nicht weit in Raum und Zeit,
von dem der Streiter Bahn gesehen werden kann.
Drei Wolkenkratzer sind's, von denen selbst die Alten,
bloß einen kennen nur, nicht die zwei auf Yucatan,
wohin ich gerne Ihn im ersten Schritt hinbringe
via Mid- und Stuttgard an die Küste Mexikos,
indem ich zu dem Takt des Leierschlages singe:
Somos solo los dos, por eso nos vámonos.«

»So ich die Leier zupf', geht's keinen Schritt voran;
so ich sie aber schlag', beginnt ein seltsam Walten,
als zögen Zeit und Raum zusammen im Gespann
an all den Dingen, die wie Blüten sich entfalten,
immer der Sonne zu, in langsam hellem Scheine,
weit langsamer als wir, die schneller als Licht reisen
auf des Himmels Panier, – nur Türme seh' ich keine,
Aschehaufen dafür, die in der Sonne gleißen,
in kalter Glut und Rauch, sowie Schildkrötenbeine.«

»Eine Sonne zählt Er? Ich zähl' ihrer viele:
Alaunus, Nyame, Tsedeq und Amun-Re,
Kamrušepa, Tiwaz im Sonnenflügelspiele,
Amaterasu, Schu, den Skarabäus Chepre,
Vindonnus und Inti, Nuhaj Shams und Vishnu,
der mit dem Schneckenhorn und Lotos im Visier,
Šamaš und Tokapcup, Kinchahau, Tonatiuh,
Aurora, Neith, Eos und Nahhunte sind hier,
dahinter scheinen Utu, Arinna und Ishtanu

vereint zur Zwittersonn‘; der Feuerspeier Sachmet
fehlt nicht auf Helios‘ sechzehnfüß‘gem Hengstgespann,
das Cissonius für Sol über den Himmel lenket,
Pirwa am Zügel führt als astraler Steuermann
dank des Briareus‘ einhundertarm‘gen Listen;
doch von den Türmen fehlt mehr als nur die Spitzen!
Vermutlich die Tat a-theist‘scher Terroristen,
zumindest aber steh‘n noch Nüwas Himmelsstützen.«

»Ich merk‘s, der Himmel drückt, als wär‘ er eine Last,
ein azurblaues Blei, vieltausend Tonnen schwer,
dass zwischen ihn und uns kein einzig Blatt mehr passt;
außer der Temp‘ratur steigt hier rein gar nichts mehr,
ich so wenig wie er; selbst ein Köter macht hier Rast
am Grabstein, worauf steht: ;Hier ruhet das Urmeer‘.«

»Ja, unter Itzli ruht die Ea Arm in Arm
mit Nodons in der Sonn‘, dem werd‘ ich nicht verhehlen,
wie‘s um uns Sucher steht, damit er sich erbarm‘
dort aufzunehm‘n die Fährt‘, wo Aussichtstürme fehlen.«

»Da, der Köter springt auf, schnüffelt mit feuchter Schnauz‘,
stapft in geschwindem Lauf durch den Schnee wie belebt,
ihm nach, bloß weg vom Grab, es ist so warm, schon taut‘s,
‘s ziehn‘ Regenwolken auf, Schnee schmilzt, die Erde bebt,
schon gießt‘s in Strom und Schwall, es weiten sich die Pfützen
zu Teich, zu See und Meer, der Pegel steigt und steigt, –
getroffen sinkt die Sonn‘, im Ohr den Pfeil vom Schützen,
sie sinkt herab ins Meer, eh‘ der Abend noch sich neigt,
der aufgestieg‘ne Dampf, erstarrt zu rotem Stein,
lohnt Rettung nun den Kampf, wenn wir‘s Gebirg‘ erreichen,
dem Regenbogen nach, dem Kläffer hinterdrein,
sonst sind am Ende wir in dem Gewässer Leichen!«

»So ist‘s brav, Nodons, such; such die Götterarena!
Ayauteotl schwebt indes mit Aither heran,
sie bringen Chac und Qun, und Chicchan tropft zu Shala;
Tepeyolloti bebt durchnässt wie Cabracán,
sehr zur Freude von Jam, die Parisya gelockt,

Nammu, Tan Gong und Lir, Poseidon und Neptun
mit dem spitzen Dreizack, auf dem Yuqiang hockt
und lockt wie Quchamama, in deren Schoß nun ruh'n,
Surya und ihr Stamm, in dunkelgrünen Wogen,
zu lecken ihre Wund', welche ihnen hinterrücks
hat zugefügt You Hi mit Pfeil und Regenbogen,
wie die Brücke so bunt, des Weltenmittelstücks,
das Iris und Manzat aus Meerwasser gebaut,
darinnen Mazu schwimmt mit einem Rettungsring;
gleich auf Riganis Wunsch Yaghūt das Wasser staut,
mit schleusenfestem Griff Anahita umschlingt,
Sobek und Wakka-us; Enki den Ziegenfisch,
Schicksalstafeln im Arm, sich angelt ohne Wurm,
von der spektralen Brück', Izanagi taufrisch
mit Izanamis Speer die Feste schafft im Sturm,
drängt zurück das Meer wie Tonacatecuhtli,
macht Platz für Vosegus und Paryacaca,
für Šarruma den Stier auf Ishushinaks Ski,
von Al-Fals rot gewachst, des Alisanus' Lava.«

»Gerade noch geschafft, fest tret' ich wieder auf!
Schon bricht herein die Nacht im stillen Mondenschein,
ein Feuer rasch entfacht, und noch ein Scheit darauf,
es knistert das Gehölz und wärmt mir die Gebein;
genährt nur von der Glut; im Innern bricht sich Bahn
des Berges rotes Blut, ein glühend' Adergeflecht:
als Ofen dienen mir die Kohlen im Vulkan, –
rein geschmolz'nes Erz ergießt sich schmiedgerecht,
daraus hämm're ich mir einen Gedankenhahn
für meine Dichterstirn: sollt' ich Ideen versäumen,
meldet sich trotz Bedarf kein Gedicht zur Stelle,
öffne ich den Hahn und – werd' seh'n, was Andre träumen,
tauchen in des Traumes Strom von Himmel oder Hölle.«

»Sieh einer an, Besuch aus Helheim im Gebirg',
wer hätt' jetzt das gedacht! Hades geführt von Hel,
auch Mictlantecuhtli weilt heut' im Sperrbezirk,
Xolotl kommt und bellt auf Merus Archipel,

Ereschkidal in Schwarz mit den verkohlten Augen,
Ishnikarab trägt Grau und Yabrū trägt noch Grauer,
Allani zählt sich zu denen, die in Blau geh'n,
Išhara trägt allein wegen des Omens Trauer, –
auf dieser Modenschau ist nichts vom letzten Schrei:
Persephone, dazu Proserpina im Schleier,
dafür ist Pluto nackt, sicher wegen Supay,
Napir ist heute frei und morgen schon Freier
von Selene und Nyx, von Change'e und Nanna,
von Arma, der Schwang'ren, trotz Dauerperiode;
Tsukuyomi und Chons, Mama Killa und Luna
komm'n splitterfasernackt nie aus der Göttermode
in Tezcatlipocas und Bolon-Ahaus Schoß,
Nuit, Taranis, Tempt, Humban und Latobius,
die bleichen Spiegel der Finsternis Erebos'
unter dem Sonnenschirm eines Pita Dyaus
und einer Varuna, blau- sonnen- und mondäugig,
darinnen spiegeln sich die Helheimer Nusku,
Iqiqu und Zhu Rong gottglühend und rotfeurig,
Vesta und Hestia im lodernden Dessous
verführ'n Erz mit der Flamm', das jetzt Kilasupir
in Vulkans Esse fegt, des Hephaistos' Schmiede,
wo Cobannus walkt Agnis Flammenrapier;
auch Itzpapalotl, der Schmetterlingsinvalide
mit der Obsidiankling' steht den Fabern Spalier,
fest wie Belisama, doch lang nicht so solide.«

»Schon glüht das Morgenrot am dunklen Horizont,
meint es Schwefel und Pech oder doch Milch und Honig?
Noch schimmern blau die Stern', noch leuchtet bleich der Mond,
doch dräuet schon der Tag, der lohnt oder lohnt nicht,
was immer kommen mag, nie werden wir verschont,
wir sind Stund' in der Zeit und die Zeit in der Chronik,
wir vergeh'n Satz für Satz, werden regiert und bewohnt
von dem Takt des Traktats und von der Texttektonik.«

»Innana und Istar, die Frühaufsteherinnen,
beginnen den Tag wie Tlahuizcalpantecuhtli,

verweben zu Wochen, was die Nornen spinnen,
weben in den Teppich von jeder Biographie
den Lebensfaden von Papayas losem Rocken
aus Tyches Füllhorn und von Ištuštayas Spindel
bis zu Atropos‘ Schnitt der Lebensjünglingslocken
von der Edlen Haupt gleich wie vom Dez des Gesindel.«

»Just zerschneidet ein Blitz wie ein elektrisch‘ Messer
zackig – mehr Riss als Schnitt – den Samt vom Morgenrot:
in blut‘gen Fetzen sinkt der Tag schon ins Gewässer,
das kurz dem Himmelsriss ‘nen glatten Spiegel bot
und bei des Donners Krach zersprang in tausend Splitter,
kräuselnd die stille See, ein nass-selbstähnlich‘ Muster
fraktaler Symmetrie; dagegen das Gewitter
der Ruh‘ ein Ende macht und den jung‘n Tag stockduster,
die Finsternis entfacht, als des Lichts derber Schnitter.«

»K‘awiil und Adad kommen immer mit Quzah
und Apu Illapa, ja, sie kommen nie ohne
Vayu und Tarhunna sowie Nuhm und Dagda,
mit Tarhunz und Teššup, die festlich‘ Hörnerkrone
auf dem solennen Haupt, dem Hepat die Trinkschal‘,
die regenvolle, reicht, gefüllt von Huracán,
dem einbeinigen Gott, geschöpft mit Kyots Gral,
dem heiligen Gefäß aus‘m erwachten Ozean.«

»Am Kiosk dort gibt‘s Schutz und wohl auch Neuigkeiten
aus Gottes großer Welt, allein die Wahl ist klein:
nur aus China ein Blatt mit vielen dünnen Seiten,
der Marmortafeln drei aus römischem Gestein,
und das war alles schon, sonst gibt es keine Zeitung;
da hab‘ ich mehr Yuan, Renminbi und Sesterzen
in meiner Hosentasch‘, mehr jedenfalls als Neigung
zum Erwerb von Papier und and‘ren Faserscherzen,
die mir der Wind zerreißt und die im Regen triefen;
weil Lug und Druck verläuft, ob geschwärzt, ob geweißelt,
nehm‘ ich die Platten mit, die wahren und massiven,
denn es hat nur Bestand, was in den Stein gemeißelt.«

»Am Helm den Taubenstoß, Flügel an den Sandalen
turteln der Artaios, Hermes und Sirampa
zu ihrem Klatsch und Tratsch, der Dichtkunst Erzrivalen,
die kennt Nusa-kor nicht, und auch nicht Innara;
was sich wie Prosa liest, sind Götteranekdoten,
was Gebrinius nicht ficht, schreibt Quwatahulya,
doch wen kehrt das Geschwätz fabulierender Boten,
wen Merkurs Horrorskop, all das Abrakadabra!«

»Im Politikteil hat beinah jedes Wort Gewicht,
mir wird schon schwer der Arm, schwerer noch das Gemüt,
Katastrophen überall, keine Strophen im Gedicht,
um der Sentenzen Klang, hat niemand sich bemüht,
so wenig wie ums Wort, dessen Orthographie, –
mit Latein geht‘s zuend‘, es ist zum Steinerweichen!
Herrscht auf der Erde Krieg mit der Artillerie,
so herrscht er hier im Text mit allerlei Schriftzeichen;
da braucht der Leser Mut, weit mehr noch als Soldaten,
um sich in die Schrift nicht wie in ein Messer zu stürzen,
unter selbiges im freien Fall zu geraten
und anstelle des Texts das Leben zu verkürzen!«

»So viel zur Verfassung, ich seh‘s und hör‘s ja selber,
der Rinder Trog ist leer, es kommen bald die Schlächter
auf die Kuhweide her, allein, was muh‘n die Kälber?«

»Was anderes als Krieg‘, erwartet Ihr, o Wächter?
Sind‘s ihrer doch schon zwei bloß auf der Titeltafel:
Der erste in Chibi und in Troja der zweite,
ein blindes Morden ist‘s – und Ihr nennt das Geschwafel!
Des einen Blinden List der andre prophezeite,
sei‘s ein Schlachtross aus Holz, sei‘s auf dem Fluss ein Feuer,
die Reihen schließt der Tod, die Geschosse wieder lichten;
nicht nur der Waffenschmuck, auch sein Gebrauch ist teuer,
zerstöret und verletzt sind laut jenen Berichten
viel Feind in Feld und Flur, der Danaer ganze Flott‘
nach dem vermeinten Sieg, wie die Schiff‘ des Cao Cao,
gebunden Kett‘ an Kett‘ auf dem brennenden Schafott
an Yangtses rotem Kliff in der Flammen Todesklau‘,

in ihrem Feuergriff, so erbarmungslos wie Gott,
der Odysseus allein ließ Heim und Herd und Frau
sowie einen Sohn, der noch weiter wird aufrüsten
seine Heimat von der Supermacht zum Supergau
von den Höh'n des Kunlun bis zu Ithakas Küsten.«

»Wahrlich, wer wird den Streit auf der Welt bestreiten?
Allein, es gibt den Krieg, wie's Frieden gibt und Glück,
Tiere, Pflanzen, Flüsse, Weltmeere und Gezeiten,
Berge, Mond und Sterne und was das Herz entzückt,
aber angeblich kann den Ares niemand leiden,
und doch ist er ein Gott genau wie all die andern
aus der Urgötter Schar, die in des Schicksals Spur
ausweglos Erdenrund und Waterkant durchwandern.
So streichen Bodb und Mars mit Zepter und Purpur,
einen Krummdolch aus Gold unterm blut'gen Mantel,
mit Cicollus durchs Land, so wirft vierarmig Indra
wie eine Shuriken die heil'ge Vajra-Hantel,
so sind Lenus und Neto einfach da und sind da,
dieweil ein Schöpfergott nicht seinesgleichen schöpft.
Erschrecken mag allein ihre so große Zahl,
die divine Vielfalt, die Angstreserven schröpft.
Doch wozu Angst und Furcht, es bleibt ja keine Wahl,
das Sortiment steht fest in der Götterinventur:
So ist im Vergleich zu der martialen Diversität
der Frieden auf der Erd' eine Monokultur –
er kommt entweder nie oder immer zu spät,
wie auch Eirene, Pax und Shanta Bhava eilen,
was könnten sie zu dritt denn wenden oder schlichten,
wenn Rudianus sich und Condatis verteilen
oder mit Segomo eine Phalanx errichten?
Zählt doch zu deren Heer Huitzilopochtli,
Awqakuk, Camulos, Buluc Chabtán, Hutran,
Caturix, Alator, Andraste und Mextli,
Leucetius, Bishamon, Cocidius, Hachiman,
Medocius und Tirutir, Cnabetius und Anat,
Hasinaw-uk und Mut mit Pfeil und neu'm Neunbogen,
sowie Ninurta, der die Schlang' erschlagen hat,

das Siebenschlundreptil, und wo die Schlachten wogen,
hält bei Šawuška er itzt seine Lagerstatt.
Oder in einem Wort: Sie wesen nur ihr Wesen.
Götter entscheiden nichts und schmieden kein' Komplott,
dazu muss man zunächst die Zeitung richtig lesen.«

»Richtig schreiben zuerst!«

»Sie lesen wie ein Gott,
dann versteht man zuletzt, warum Victoria,
Nike und Andarta und Tyr so wild umworben,
mit Eichensiegeskranz und Glanz und Gloria,
warum am Mistelzweig der Balder ist gestorben
von der Hand des Hermod und des Hödur, dem Blinden.«

»Ganz offen sag ich's hier, so wie Ihr mit mir sprecht,
soll'n sie Agamemnon und Liu Bei Kränze winden,
am Kranze stirbt man nicht, im Kriege und Gefecht
dahingegen sehr wohl und in sehr großer Zahl,
weshalb die Politik mehr sein könnt' als nur Krieg,
drum kurz ins Feuilleton ein Blick, sintemal
verdaulich dort die Kost, kalt serviert in Aspik
ohne Mord und Totschlag.«

»Der Tod besorgt das Grausen,
jetzt wird mir vieles klar! Ah, die ganze Blasphemie,
das Zetern über Krieg und Gau und andre Flausen:
Die Helheimbuben sind in der Göttergalerie
ein Gruselkabinett – das macht Ihm Gänsehaut,
kann ich sehr wohl versteh'n! Hathor, kuhgestaltig,
und die schwarze Kali mit Säbel und Blutschale,
drei Augen auf der Stirn, tanzt auf Shiva gewaltig
den grausen Totentanz; Anubis, dem Schakale
weit ähnlicher als mir; die Todeshieroglyphen
im Hutband der Nephtys und im Rabengefieder
Thanatos wie Ah Puch, die Puls und Blutdruck prüfen
in ihrem Habitus; ein Schreck fährt in die Glieder,
wer Dealgnait sieht oder den grünen Yama,
das Lasso in der Hand, Asase, das Freitagskind,

und Osiris – sie all vollführ'n des Sterbens Drama
in so perfekter Kunst, dass wir eingeschüchtert sind
und dass die Götter flieht, wer nur sie nahe wähnt,
– und doch: mancher schon nahm sich das Leben und tat es,
weil er mit Shinigami nach dem Tod sich gesehnt;
der Sehnsucht zum Beweis verschlang Kronos den Hades,
um vor der Sonderheit des Todes schwarzer Schemen,
vor ihrem Gruselblick zur Zeit der Todesstunde
dem furchtsam' Menschenschlag die engste Angst zu nehmen;
bet' Er im Kriege nur, dass Pinengir Narunde
Ihm richt' im Feld den Sieg, im Freudenhaus den Schwanz;
– im Schützengraben tot mit einer Erektion
ist mir Totentango, nicht nur ein Totentanz!«

»Das klingt doch richtig schon nach meinem Feuilleton,
ein bunter Wörterstrauß mit Stil und Eleganz,
edle Wortgirlanden zu Kommatakonfetti,
ein Heißluftschlangenschloss ohn' Inhalt und Substanz,
es fließt Theaterblut, es beißt kein Bär den Teddy
im verbal'n Puppenhaus Vokabelfirlefanz
und Grammatikwildwuchs im vor Fehlern geschützten
Poesiereservat außerhalb des Verstands,
ein Rätsel für die, die mehr als Federn nützen,
der Widersprüche fromm-freie Zusammenkunft,
hier wird die Tat zum Wort, doch Reibung nicht zur Hitze;
ich bin mir wohl bewusst: trotz beschränkter Vernunft
ist unbeschränkt mein Lied, hat mein Lied eine Spitze
trotz stumpfem Sinn und Witz.«

»Verzeiht, ich kann nicht folgen,
mir schwindelt von der Red', was steht auf Seiner Platte?«

»Genauso geht es mir, auch ich kann Ihm nicht folgen,
als sprächen beide wir gar nicht dieselbe Sprache;
so mach' er seinen Reim dann selbst sich auf die Latte,
die am Morgen ein Mönch in den vergang'nen Tagen
denn an Erleuchtung statt unter der Decke hatte,
womit 'nem Dämon er die Zähne ausgeschlagen;
so also heißt's im Text – was hält Er von der Sache?«

»Da saßen beim Dämon die Zähn‘ wohl ziemlich lose.
Auch ich würd‘ flieh‘n vor solch extremem Mundgeruch
nach Grabes- und Zahnfäul‘ von der Parodontose,
und ‘ner Zunge wie‘n mehr-fach getrag‘nes Leichentuch;
außer Drukpa Kumley hatt‘ in der Unterhose
vom Ständergott Priap ‘nen längeren Besuch;
viel leichter wär‘ ihm das Geschehnis widerfahr‘n,
könnt‘ Buddha so wie der buckelig‘ Kokopelli
mit abgetrenntem Glied, dem Penis, fürbass paar‘n,
dem Penis mit rundum ei‘m Gewinde wie Spirelli,
– das halt ich von der Sach‘, wenn das schon alles ist.«

»Sonst heißt‘s nur lapidar: Sigma-Prozess vertagt.
Was ist damit gemeint?«

»Ooch, der kennt keine Frist,
auch einen Richter nicht, niemand ist angeklagt:
ein Urheberrechtsstreit, ein langwierig‘ Verfahren,
wer Schöpfer ist der Erd‘, darum wird hier gestritten
ohne Gnad‘ Tag für Tag seit 5 Milliarden Jahren;
man hält‘s kaum für möglich, doch Sigma steckt inmitten
der Beweisaufnahm‘ noch; – was die verkompliziert,
ist nicht der Kläger Zahl, auch nicht das Rechtsformat,
es ist noch nicht mal klar, wer denn nun was kopiert‘,
ungeklärt bleibt die Frag‘: Was ist echt, was Plagiat?
Den Schöpfern steh‘n fast so viel Erden gegenüber,
und all‘ erkennen sie in allen ihre Töchter,
‘s geht um Vaterschaft, nicht Gulden oder Stüber:
der Urheber, ist er anerkannt, dann möcht‘ er
den Brief mit Siegelwachs, dass er der erste war.
Der erste mit Patent auf jungfräulich‘ Empfängnis,
das der Heil‘ge Geist einst ausgestellt, heißt Jehova,
doch der ist heut‘ dement und sitzt im Gefängnis
verurteilt wegen schwer-er Vergewaltigung,
der entsinnt sich nicht mehr, wer wie die Erd‘ erfand,
dafür aber, wie schön Maria war und jung;
so schwelgerisch der Geist, so stumm und intrigant
wie ein Teufelsadept, helig statt heilig, trat er

stets in den Zeugenstand, obwohl der Erden Ansicht
schnell verrät, dass kein Gott Mutter ist oder Vater.
Seh Er den grünen Geb, al Uqaizir, den Wicht,
Prithivi und Kab K'uh, Gaia, Tellus, Cyele,
den Titanen voran zieh'n Saturn und Kronos,
seine Schwester Rhea, die sich mit ihm vermählte,
Kl, Jörd und Zipacna, der Krokodile Spross,
vergleich er Daganzipa mit Tlaltecuhtli,
sie könnten allesamt verschiedener kaum sein;
ein einz'ger Zeuger hat gezeuget alle die?
Chnum etwa, Al-Uzzā? Teutates ganz allein?
Chaos und Kotan-kar, Odin mit Augenklappe,
die Zwilling Piguero und Ataguchu vielleicht?
Dhu'l kaffain scheint mir ein Kamerad aus Pappe,
Hanuman, dem der Bart bis zum Affenschwanz reicht?
Tlaloc mit Überbiss und rechteckiger Brille,
oder Poeninus, Itzamná und Hirmin?
Wiraquchi etwa, Iyarri, die Bazille?
Der wilde Susanō will mir nicht in den Sinn
so wenig wie Al-Lāt, dem die Rundungen fehlen,
Pachakamaq und der Zwitter Ometeotl.
Den Alus würd' beizeit' die Schöpfung doch nur quälen;
ist's Bandiaeapolosegus, gäb's nur Trott'l!
Wadd nicht, Cuculcan ist 'ne gefiederte Schlange,
der Donnerhammer Thor baut Wolken, keine Welten,
vor Quetzalcoatl wird Paradiesvögeln bange;
folglich frag ich mich: Wer kann hier als Vater gelten?«

»Muss denn ein Tongefäß dem Töpfer aufs Haar gleichen?
Bin ich nicht Schöpfer auch von Liedern, ohne Lied zu sein?
Steht hinter einer Frag' nicht stets ein Fragezeichen?
Braucht's immer einen Punkt, Wechsel oder Gutschein,
welcher mein Eigentum und mein Besitz bedeutet?
Es ist doch wohl genug im Schöpfereinmaleins,
dass etwas in der Welt, das ich ja nicht erbeutet;
wie ich's auch wend', es bleibt Zubrot des Tätigseins,
eine geschenkte Kost, die nicht besser schmeckt
mit Titel obendrauf, der besagt ‚Alles meins!',

dieweil in jedem Werk von allem alles steckt;
nicht wer ein Werk vollbracht – wo und wann es entstanden,
wie es beschaffen ist, ist Kreativität,
ist Kunst – Besitz und Neid, machen sie nur zuschanden,
der wahre Schöpfer kommt als Eigentümer stets zu spät:
Wahrhaft Urheber kann ein Schöpfergott nur sein,
der vor dem Nichts noch stand, der Heber allererste,
die andren Heber dann kommen weit hinterdrein,
gar viel' Lichtjahre weit und hunderttausend Werste,
wie unermesslich auch die Gaben des Talents,
so steht doch immer schon die Gabe vor dem Geben.
Der Sigma-Prozess ist drum ohne Präzedenz,
denn vorm ersten Geschöpf war zwangsläufig kein Leben
und weder Mensch noch Gott, der des Urgottes Tat,
die Urschöpfung der Erd' im leergefegten Äther
mit Eid bezeugen könnt' Original und Duplikat;
der hier entscheiden muss, ist zugleich Zeug' und Täter.«

»Ach, ganz so schlimm steht's nicht! Nicht um die Zeugenschar:
Bolon Yokte', Ah Mun, Simut und Awilix,
Ixbunic, Manawat, Hismitek und Kothar,
Cise-kor, Kunnecup, A'im und Baigorix,
Hannahanna und Nasr sind geladen und da,
ebenso wie Ninegal, Su'air, Haterishni,
Aschera, Vasegus, Tirosh, Napazapa,
die Mühlräder im Wind, dann scheint eine Legion,
wo ganz wenige nur sind, die sich in Spiegeln spiegeln
wie Kinder des Morpheus, die Enkel des Hypnos
und deren Kinder, die die Wirklichkeit versiegeln,
so pflanzt der Traum sich fort bis hin zum jüngsten Spross,
der keck sein Leben träumt und nichts als Träume kennt,
als ob sich zwischen ihn und Somnus Götter schöben
in großer Zahl und Schar ohn' Anfang und ohn' End',
wo vor den Spiegeln bloß, dahinter und daneben
Jum sum und Oneiroi steh'n, ihres Weges zieh'n,
ganz wie Aryaman, den Lotos in der Vase,
die Keule in der Faust, zieht er nicht – zieht es ihn

seinen Weg, der kein Weg, gar mehr als eine Straße:
es zieht den Albgott durch die Via lactea.
Dies halbe Dutzend ist noch lang keine Brigade,
kein Korps, kein Zug, kein Trupp, noch nicht mal Militär;
das ist aus meiner Sicht unfair und jammerschade,
doch nach der Weltherrschaft steht denen nicht der Sinn.«

»Der Traum find‘t immerhin vor der Wirklichkeit Gnade,
doch ob Traum oder Spleen, wir haben ‘nen Termin!
Das sieht der brave Hund doch ganz genau wie ich:
wie er im Boden scharrt, wie mit dem Schwanz er wedelt,
dass ich‘s kaum besser könnt‘; noch ist er zögerlich,
gleich springt er forsch voran, und jeder Sprung veredelt
das pelzige Geschöpf, dass selbst ein Laie sieht:
Das Springen ist des Hunds Natur in der Natur.
Wohlan, der See ist lang, kurz ist des Seemanns (G)Lied,
die Götter riecht der Hund, er wittert ihre Spur –
noch kürzer ist die Weil‘, bis ich bei ihnen bin!«

»Bis wir bei ihnen sind? Das scheint mir kein Problem,
ein Problem wär‘ vielmehr genau der Gegensinn,
den Göttern zu entflieh‘n, das wär‘ schwer und zudem
auch zu empfehlen nicht dem Weisen wie dem Frommen,
sind Götter doch die Welt, die ich vor Augen habe,
sie sind ja überall, da gibt es kein Entkommen
vor dem Göttergeschlecht, denn ob Gott oder Schwabe,
ist letztlich Etikett, Ansicht und Perspektive,
als ob tatsächlich nicht in jedem Schwab‘ ein Gott
sowie in jedem Gott ein echter Schwabe schliefe!
Nenn Er sie, wie Er will, ich bleib‘ bei meinem Trott,
kenn‘ ich seit Anbeginn doch meine Pappenheimer,
wie den Qupacati und den Napirisha,
die klar und algenrein, geschöpft aus Gottes Eimer,
Nodons den Weg versperr‘n.«

»Nah ist die Arena,
fast riech ich‘s und riech‘s gern, wie der Hund, der nicht knurrt,
der vielmehr freudig bellt und springt bis an die Quelle
vom uferlosen Fluss, weit und breit keine Furt,

zum Queren weder Brück‘ noch eine seichte Stelle
drum in den dichten Wald, bar adäquater Dichtung
beim Ruf der Eul‘ zu Hirsch, zu Wildkatz‘, Dachs und Bär,
schon lichtet sich der Wald, wir steh‘n auf einer Lichtung,
die Fledermäuse hör –, das Wild seh‘ ich nicht mehr;
fast überrennt der Raum mich, dafür entflieht die Zeit:
sonst betrat den Raum ich, während die Zeit verrann,
derweil ist‘s umgekehrt: In der Unendlichkeit
die Zeiger sich verirr‘n, es führt das Wo das Wann
auf‘m Zifferblatt der Uhr.«

»Die Zeit währt nur im Raum
als der Sprache Werk in führender Dimension:
Sekundenzeiger sind Äste im Weltenbaum,
an dem die Bücher blüh‘n, die Früchte und der Lohn
für sprechendes Bemüh‘n an dürren Wörterzweigen,
die auf zu neuem Sinn sich in den Sätzen gabeln,
wenn ich Sequana nenn‘ aus dem Flussgötterreigen,
Atlua und Xiangfei, Shazi, den impassabeln,
vornehm Acheloos, strömend durch Wald und Flur,
vorbei an Yum Kaax, Pan und Arduinna,
am Horn des Erriapus, durch Ch‘aska Quyllur
und auch durch Sucellus, dem Vormund des Husa
und des Callirius, die Andossus etwas lichtet
entgegen Cranus und dem wilden Runtiya
mit Gablerhirschgeweih, auf das Bugius verzichtet,
der Inar Protegé, Yifan Zhang dagegen
begünstigt Arvalus und Xipe Totecs Zottel;
dazu schreit Cama Zotz im Ultraschall, deswegen
schläft Matunus beim Ruf des Chalchiuthecolotl,
schläft fest im Winterschlaf, der zottelige Schwimmer
und brummende Fährmann, der setzet uns nicht über;
es bleibt uns nur Bacab als letzter Hoffnungsschimmer
oder Ritona noch, sonst bringt uns keiner rüber,
und ich hab‘ keine Lust, den endlos langen Weg
zu Coventina hin auf Schusters müden Rappen
im Teufelsritt zu tun; besser ich überleg‘

mir eine andre Weis‘, die weite Reis‘ zu kappen,
– ich lass mir von Nechtan die Sohlen nicht aufreiben!
Den Karhuha ruf‘ ich samt seiner tauben Frau
Kupapa uns zum Schutz, doch kann sie nicht mich hören;
Nezha hat zwar ein Ohr, doch steckt er fest im Stau
von Lugus, Lagamar, den Stadtbauingenieuren,
Kirwasir oder dem blonden Lahuratil,
Okuninashi, der mit Aynu-rakkurs
sonnigem Sexappeal noch jedermann gefiel:
der Frau‘n zur Strecke bringt, bringt längst uns nicht auf Kurs.
Dem breiten Weltenfluss, solange aus dem Rock
Chalchiuhtilicues in Strömen Wasser fließt,
solang springt hinterher, Nodons, als wär‘s ‘n Stock,
in Richtung Weltenmeer und nicht zum Paradies,
nicht zu der Stätte, wo die höchsten Götter walten,
in der Höh, das steht fest, auch ohne GPS,
hier ist ja kein Empfang, – ich könnt‘ Atome spalten
und noch ganz andres tun! Und dieser ganze Stress,
weil irgendein Idiot die biblischen drei Türme
jüngst abefackelt hat! Au, wenn ich den erwisch‘,
aus dem mach‘ ich glatt Brei mit sonstigem Gewürme
und servier‘ eiskalt ihn den Göttern zum Nachtisch!«

»Was murmelt, Heimdall, Er in Seinen roten Bart?
Setz‘ Er doch Seine Bein‘ statt Seiner flinken Zung‘
vorwärts in Bewegung zu enden unsre Fahrt,
ist sie doch schon so nah, die Götterdämmerung.«

»Es dämmert und es graut allerorten, Monsieur,
just darin liegt‘s Problem, die Richt‘gen aufzufinden
in jeder Richtung, zeigt kein Kompass in die Höh,
weist keine Kart‘ den Weg, wo Wege gleich verschwinden,
sobald man sie betritt, wie den Avernorix,
unbefestigt und schmal, oder Esus, die Gasse,
die ihre Wege geh‘n entlang ihres Geschicks
als Götter dritter und fünfter wie siebter Klasse.
Und sieh, da kommt des Wegs mit dem Ziel ganz nach oben,
mit aller Göttermacht rauf in die erste Klasse,

der Aufsteiger Aton am Firmament dort droben,
kommt raschen Schrittes aus der Sterne Hinterhalt.
Bei Atons Ehrgeiz darf man ganz gewiss erwarten,
dass er dort Wohnung nimmt und sich ein Grundstück krallt
zur Miete oder Pacht mit Haus, Aussicht und Garten,
dass er mit Gärtners Kunst, der Gabe des Genies
sein Heim gestalten wird und den Boden bereiten
zu einem rechten und echt prächt'gen Paradies.
Nun, wir werden seh'n, was Aton vollbringt, beizeiten,
wenn wir ihn nicht verlier'n – dorthin ist er verschwunden
in aller Heimlichkeit, ich sah es ganz genau.
Wohlan, ihm nach, ihm nach, lasst im Gefolg' erkunden
uns, wer der größte Gott ist auf der Gartenschau.«

Mir ist, als wäre der wahrscheinlich fetteste Neutronenstern im Universum noch fetter geworden, jedenfalls massereicher. Denn als ich heute aufgestanden bin, hatte ich gefühlt das doppelte Gewicht auf den Beinen, sodass ich wie ein gebücktes Hutzelweibchen am knorrigen Stock zum Spiegel am Spind geschlurft sein muss, um meine Morgentoilette hinter mich zu bringen. So wie ich mich dabei plage, muss der Neutronenstern in der Zeit, in der ich geschlafen habe, mindestens den Rest vom Universum geschluckt haben: Er zieht mich mit aller Gewalt runter. Mein gesenktes Haupt zwingt mich förmlich, die dürren Beinchen anzuschauen, auf denen ich so wackelig stehe, während ich von ihnen die Epilierpflaster mit einem kurzen Ruck abziehe. Dabei hebt sich die Haut vom Schienbein ab wie eine wenige Millimeter hohe Flutwelle, die von links oben nach rechts unten fegt. Das schmerzt kaum noch, weil ich kaum noch Haare besitze. Am ganzen Körper nicht. Dank meiner östrogenreichen Kost muss ich mich selbst im Gesicht nur noch ganz selten rasieren. Heute ist so ein Tag; noch dazu einer, an dem mir das Rasiererhandstück für die Nassrasur so schwer vorkommt, dass ich es nur mit Mühe ans Kinn führen und dort halten kann.

Möglicherweise schleppe ich ja zusätzlich zu meinem Körper noch das Gewicht des Traumes mit mir herum, den ich vor dem Aufwachen hatte. Obwohl ich mir so gut wie nichts aus Träumen mache, außer dass ich sie eben träume, beschäftigt mich dieser Traum, und zwar

aus zwei Gründen. Zum einen habe ich diesen Traum jetzt schon mindestens drei Mal nahezu identisch geträumt; zum anderen habe ich nach jedem Erwachen aus dem Traum mich schwerer gefühlt, so als wäre meinem Dasein ein existenzielles Gewicht zugeladen worden, eine Fracht, die sich bemerkbar macht, ohne dass ich sie sehen kann. Was ich sehen beziehungsweise erinnern kann, das ist der schwergewichtige Inhalt des Traumes.

Im Traum bin ich Autor eines Buches mit dem Titel ‚Ich im Paradies', in dem ich meine Erlebnisse auf der Suche nach dem Paradies verarbeitet habe, ganz wie in ‚Mace in Space', nur realistischer. So realistisch, dass mich die Lektüre des Romans durch mein Leben führt, als würde ich es im Moment der Lektüre durchleben. Diese Wirkung scheint es nur auf mich zu haben, denn ‚Ich im Paradies' hat sehr wohl einen Verlag gefunden, aber keinen einzigen Leser. Das Büchlein war ein kommerzieller Flop, ein Ladenhüter, der nicht lange im Regal stand, sondern ruckzuck in der Makulatur verschwand. Ein verlegerisches Fiasko. Doch das ist nicht das, was mich an dem Traum beunruhigt, echt nicht. Ebenso wenig ist es die enypniodische Wiedergeburt des Profs, der durch den 7raum geistert, weil er keine Ruhe findet, wenn er mich nicht mit seinen Ratschlägen belästigen kann. Nein, was mich so belastet, das ist die Frage, die mir der Prof in jedem dieser Träume stellt, unausweichlich stellt, als könne der Traum kein Jota abweichen von seinem festgefügten Muster, und zwar an dem Punkt, wo wir uns um die Gründe für das Scheitern meines Romans streiten.

Mindestens dreimal hat der Prof die Frage gestellt, und mindestens zweimal habe ich im Traum mit Gewissheit vorweggenommen, dass er die Frage letztlich wieder stellen würde, aber kein einziges Mal konnte ich sie ihm – und vor allem mir – beantworten, obwohl der ganze Traum onierodynamisch auf diese Frage hinausläuft. Und gerade weil die Passage dieser Situation im Traum für mich von Anbeginn an absehbar ist, steigert sich die Spannung jedes Mal ins Unerträgliche, je näher der Zeitpunkt rückt, zu dem der Prof mich fragt, ob der miserable Verkauf des Romans an dessen Ende liegen könne. In meiner existenziellen Verlegenheit habe ich die Frage immer wieder umgehend und ganz entschieden verneint, obwohl mir, so sehr

ich auch sann, eben der Schluss nicht in den Sinn kam. Der Moment, in dem ich eingestehen muss, dass ich das Ende meines Buches nicht kenne, obwohl ich ihn besser kennen müsste als jeder andere, ist dann der katastrophale Moment, in dem die nicht uninteressanten Vorgänge vor der Traumkulisse umschlagen in einen hyperrealen Albtraum.

An diesem Punkt versetzt der Traum mich in eine Wirklichkeit, die zugleich vorhanden ist, ohne bereits geschehen zu sein. In der 7raumhaften Hyperrealität könnte ich ohne weiteres mein Autorenexemplar hervorholen und das Ende einfach nachlesen. An der Authentizität des Textes besteht kein Zweifel. Was in dem Buch steht, ist eindeutig so geschehen. Es besteht kein Unterschied zwischen dem, was ich erlebt, und dem, was ich geschrieben habe. Die Narration ist Realität und umgekehrt. Folglich steht am Ende des Buchs das Ende meiner Lebensgeschichte; und die ist, das empfinde ich ganz stark, noch nicht zu Ende. Die Verfügbarkeit meiner Zukunft in ‚Ich im Paradies' schickt mich in ein verflixtes Dilemma: Einerseits würde ich, der ich hier im Zentrum der Laniakea feststecke, schon gerne wissen, ob sich mir das Tor zum Paradies noch öffnen wird; andererseits kann das Ende, wenn ich es jetzt erfahre, aufgrund der Verstrickung von Sein und Fiktion nur der jetzige Moment sein. Dann wäre mein Leben darin beschlossen, dass ich in der Sackgasse eines Neutronensterns über einen merkwürdigen, wiederkehrenden Traum räsoniere. Das zügelt meine Neugier doch erheblich.

Solange ich meine Neugier zügle, bleibt mir ein Fünkchen Hoffnung, meine Fahrt doch noch im Paradies abschließen zu können. So verlockend es auf den ersten Blick scheinen mag, dem Schicksal vorzugreifen, so ist man in der Folge des Vorgriffs doch mit einer lebensfeindlichen Endgültigkeit konfrontiert, die dem Leben den Charakter einer durchgängigen Metamorphose nimmt und auch das kleinste Entwicklungspotenzial, das organische Existenzen von mineralischen unterscheidet, zur Illusion verdammt. Wenn es dieses Buch aus meinem Traum gibt, werde ich mich also hüten, es zu lesen. Und ich werde die Personen meiden, die es gelesen haben. Die wiederum dürften mir den Entschluss danken, bekommen sie so doch ein paar Seiten mehr für ihr Geld.

Log-File SamSarah 911 C

Nr. 113 Version 1.0
by User: Mace

Die kategoriale Trennung zwischen der Welt der Tiere inklusive Menschen und der Welt der Götter wird im ‚Canticum Suebiae' in dem Grade durchlässiger, wie Barde und Götterwächter tiefer in das Drei-Schichten-Universum vordringen; und sie fällt ganz, als die beiden schließlich am Paradies anlangen bzw. dort landen, wo die Götter ihre unterschiedlichen Weltentwürfe präsentieren. Anhand der Entwürfe sollte entschieden werden, wer von ihnen der größte Gott sei. Weil für die Entscheidung ausschlaggebend sein sollte, welche der präsentierten Welten die paradiesischste ist, festigte sich für die divine Konkurrenz die Bezeichnung ‚Gartenschau'. Im Text selbst werden acht Entwürfe dieser Weltgärten vorgetragen. Diese acht sind lediglich eine selektive Auswahl der 257 verschiedenen Edenentwürfe, für die Talie van Huis Material zusammengetragen hatte in einem Zettelkasten, der in Fachkreisen kurzzeitig als Götterzensus kursierte.

Ein Tulipist der ehemals renommierten Universität Enkhuizen, die heute ein An-Institut an der Tsinghua Universität in Peking ist, hat eine systematische Klassifikation vorgelegt, derzufolge die Paradies AG drei Organisationsebenen kennt: den Schöpfer (Creative Director), die Gärtner (CEOs) und die Bewohner (Produktion). In der Produktion unterscheidet er Bauern, Jäger, Handwerker, Künstler, Wissenschaftler, Händler, Diebe und Politiker. Die Gärtner kümmern sich um Moral, Wohlbefinden, Gesundheit, Fruchtbarkeit und Wohlstand sowie die gesellschaftliche Partitionierung und Sozialbeziehungen.

Zur Visualisierung der unterschiedlich angelegten Gärten wählte der Tulipist für die Dichte von Sozialbeziehungen vier Polyeder (Tetraeder, Hexaeder, Dodekaeder und Ikosaederstumpf), deren Kanten in der moralischen Dimension je nach Strenge der Sittengesetze entweder fehlten oder dargestellt wurden als Gummiseil, als Kette oder als Stange in vier verschiedenen Größen je nach Kleinteiligkeit, die schließlich noch grau, schwarz-weiß, rot oder bunt angemalt waren, je fröhlicher und ausgelassener das Befinden der Bewohner im jeweiligen Paradies bewertet wurde. Anhand dieser Systematik identifi-

zierte der Forscher im ‚Canticum Suebiae' eine Autokratie, eine Plutokratie, eine Direkte Demokratie, eine Repräsentative Demokratie, eine Monarchie, einen Sozialismus, eine Aristokratie und eine Anarchie; musste aber einräumen, dass er in der von ihm aufgestellten Systematik ein Paradies aus van Huisens Zettelkasten schuldig bleiben musste. In seinem Artikel vermutete der Autor, dass das fehlende Paradies die Welt sei, die der Barde implizit entworfen habe.

Bedeutsamer als die Systematik scheint mir jedoch die kunstvolle Fassung der paradiesischen Qualitäten einer Welt dahingehend, dass deren Ausprägung in eine Abhängigkeit gestellt wird zu den Personen, die in dieser Welt leben und je nach Lebensphase ihren Lebensraum anders beurteilen, weshalb sie ihre Welt in dem Maße umzubauen trachten, wie sich in dieser Welt ihre Identität gewandelt hat. Den Wandel beschreibt die Tulpenzüchterin als einen Kreislauf von Schöpfung und Auflösung. Würde sich Geschöpftes nicht wieder auflösen, käme die Schöpfung irgendwann zu einem Ende oder Stillstand. Dieser Kreislauf eröffnet einem Ich immer zwei Perspektiven: die des Schöpfers (Blühen) und die des Geschöpften (Verwelken). Als Schöpfer/Geschöpftes durchläuft es am Beispiel des schwäbischen Barden den schöpferischen Kreislauf in vier Phasen, deren erste im Aufbau eines Ich besteht, das dann durch lebensweltliche Erschütterungen urgeformt wird zu einem Werkstück, worin in der dritten Phase die Konturen einer Identität aufgedrückt werden, die als Archetypus für unser Schöpfer-Ich fungieren, noch während dieses Ich sich in der vierten Phase auflöst und stirbt, wobei und wohingegen das geschöpfte Ich sich seine Beweglichkeit bewahrt und in die nächste Runde der Metamorphose eintritt.

»Ich wachse, wie ich schreit', werd' größer Schritt um Schritt,
je weiter von der Welt ich nähernd mich entferne,
desto mehr schrumpft die Welt weit unter jed's Limit,
Planeten eben noch, jetzt schon Melonenkerne.
Was nun hat denn dies bloß wieder zu bedeuten?«

»Das ist ein Paradies. Anstatt sich zu befehden
in vernichtendem Kampf, präsentier'n sie den Leuten
das Höchste ihrer Kunst: die Welt als Garten Eden.«

»Ein Paradies? Zwei, drei? Hör ich da viele läuten?«

»Ganz recht gehört, hier hat ein jeder Gott sein Eden.«

»Wie wird von denen dann der Sieger auserkoren,
damit ich meinen Herrn erkenn‘, denn darum reist‘ ich
schlussendlich ja hierher?«

»Es kennt keine Juroren
die Göttergartenschau; wer Sieger ist, das weist sich
an jedes Gottes Werk aus sich und eig‘ner Kraft,
gestützt nur auf den Plan grundlegender Ideen,
was ein gutes Werk ist, was ihm Bestand verschafft,
es einzigartig macht, kann Er ja selber sehen,
es gibt kein ander‘ Maß als das geschöpfte Werk,
es gibt kein ander‘ Preis als der Geschöpfe Dank,
ihr Lobpreis und ihr Lied, welches die Bande stärkt
zwischen dem Kassenstand und dem Kredit der Bank,
zwischen dem Schöpfer selbst und all seinen Geschöpfen.«

»Das nenn ich in sich selbst ein Gottvertrauen haben,
unbegrenzt grenzenlos, mit gar nichts zu erschöpfen,
am Schöpfer sollen sich all die Geschöpfe laben,
durch welches Labsal er an Größe zugewinnt;
dies Eden scheint mir ein Perpetuum mobile.«

»Das trifft‘s im Kern durchaus mein Suebengötterkind,
Er beschreibt‘s kurz und knapp, genau, wie ich es seh‘,
doch schöpft das Paradies sich aus sich selber nicht,
dazu braucht‘s Gärtner auch, die‘s Paradies bestellen,
also Götter vom Fach mit Hell- und Übersicht,
die auf ihren Parzellen fachmännisch Bäume fällen
und die Sträucher vorm Haus mit der Sense roden,
ihrem Beritt gemäß und auch dem des Bauherrn,
damit den Garten dann alle Bewohner loben,
ihn loben und gutheißen, ihn preisen als modern.«

»In diesem Paradies, da sind die Silos voll,
sind die Erträge hoch, erzielt in Monopolen
ohne Besteuerung, die Einfuhr kost‘ kein Zoll;

davon wird dem, der hat, gar völlig unverhohlen
beinahe alles noch zur Hab‘ hinzu gegeben;
davon wird dem, der hat, ein wenig dann gestohlen,
wo kaum ein Reicher, doch ganz viele Arme leben,
hier macht jeder Jagd auf Wild und Immobilien
und Paarungspartner gar, denn nur wer alles hat,
hat Einfluss und auch Ruhm in mächtigen Familien,
in Herrscherdynastien, am Stock und in der Windel,
wo letztlich jeder stiehlt, gedeiht das Diebsgeschlecht,
und es verkümmern dort die Armen mit Gesindel.
Sag an, Wächter Heimdall, ist das gut und gerecht?«

»Gerecht? Auf jeden Fall! Für die Gerechtigkeit
in Shivas Garten sorgt Hawcha, der oft gepriesen,
vereint mit Libertas die Einwohner befreit
ganz von der Ketten Zwang in diesen Paradiesen,
wo Ometotchtli leicht die diebische Laverna
mit Erntegut berauscht, das Ceres aufgeboten
dank des Kumarbis Biss, so lauten die Interna,
mit aufgesperrtem Maul in Ans geschwoll‘ne Hoden;
berauscht mit Hooris Pret und des Abpua Fischen,
mit Blumen und Gewächs aus Telipinus Boden,
welche Organ‘ und Leib dank der Carna erfrischen.
Dem tänzelnden Hippie beschert Nantosuelta
so gänzlich nebenbei stets prallgefüllte Kassen
und ein Leben voll und ganz im Überflussdelta,
darein Xochiquetztal und Xochipilli passen,
die Zwilling‘, liebestoll – wer frei ist, hat auch Freier;
wer aber Mitra hat, liebt mit Heiratsvertrag
nach getaner Arbeit aus Angst vorm Pleitegeier.
Ist Zelos geschäftig in dem bestellten Hag,
nimmt es mich Wunder nicht, dass von den Gärtnern all
Tyche und Fortuna mit die fleißigsten sind.«

»Des Gerechten Idee scheint mir hier in jedem Fall
höchst individuell, mein Götterwächterkind,
weil personifiziert, kaum greif- und angreifbar;

ein jeder Garten wird derart zum Paradies.
Ich brauch‘ kein Diebespack, so viel ist sonnenklar,
aus Eden raus damit und hinein in ein Verlies;
Ordnung und Gesetz müssen unumschränkt gelten
ohn‘ Gatter und ohn‘ Zaun: ein Mann, ein Wort, ein Garten!
In aller Welten Welt braucht es Händler und Helden,
braucht‘s Normen und Vollzug in jeglichen Spielarten.«

»Dann dürfte Enlils Werk besonders Ihm gefallen,
des unbstritt‘nen Thron, Halmašuit befestigt
mit scharfer Fängenkraft all seiner Adlerkrallen,
der Maul und Diebe sperrt, Gesetzlose belästigt
nach den Geboten der schlauen Sia Weisheit
mit sturem Widderkopf, die einst Atums Gemächt,
dem gespalt‘nen, entstieg, götterklug und gescheit
wie Ahura Mazda, der vor Omoikanes
Intelligenz noch glänzt, sodass Uollas Luxus,
– von Daikoku schwarzreich Kreiertes und Getanes –,
zuhauf vorhanden ist und dank des Bes Ratschluss,
dem verkrüppelten Zwerg mit Fratz‘ und Löwenmähne,
weiter wächst und gebiert, so wie Ninigis Reis
und des Opochtli Beut‘ erfüll‘n Fünfjahrespläne
des Heilers Ixtlilton gesunder Kost und Speis‘.
Deshalb verspricht nicht leer, Jurōjin langes Leben,
bewirkt Sa‘d viel Glück nicht nur in Parvatis
züchtigem Ehebett, von weicher Brust umgeben –
so streng und so lustvoll ist Enlils Paradies.«

»Jedoch, dass morgen gilt, was heute ist, gewährt
mir bündig kein Gesetz, die Willkür bannt kein Zaun
ob die Tat den Tag besteht, noch eine Woche währt
oder weit länger gar, hängt an des Herrschers Laun‘.
Mehr Kontinuität entsteht, wenn am Gesetz
denn alle mitgewirkt, dann ist das eigne Reden
für die Gerechtigkeit kein folgenlos‘ Geschwätz
dann ringen Ideen nur um die Wohlfahrt in Eden,
ringen und zwingen dann im Verein die besten.«

»Beim Jupiter, ich schwör‘, das ist der Garten Zeus‘
der genossenschaftlich angelegt, um zu testen,
was Prydein ersann fürs Gerüst und Gehäus‘
der Bürger Pflicht und Recht, gefasst in Chang Jies Zeichen,
die magisch wundersam Hirse wachsen ließen
herab vom Himmelszelt, sodass die nahrungsreichen
Götter Ruhurater und Nap-ratep sprießen,
da Artemis die Jagd und Ahcitzamalcum
den Fischefang besorgt, zumal der Hirten Vieh
der bärtige Tammuz dick mästet um und um.
Der Ruda Sinnenrausch verlockt zwangsläufig die
Langfinger aus dem Kreis von Furrinas Gespielen,
die Juventus verjüngt, und doch bleibt es beim alten
Gut, weil Cai Shen & Co. stets neu‘ Gewinn‘ erzielen
bei so viel Fruchtbarkeit der Cihuacoatl.
Wer mutig wie Virtus, aus eig‘ner Kraft zu denken,
und wie Noreia klug, sitzt weiland fest im Sattel,
dass Bussumarius und Uzume verrenken
die Glieder elegant, dieser beim kleinen Tanz,
jener beim großen Kuss. Wenn‘s Qawillaqa juckt,
dann küsst die Eier sie und saugt an seinem Schwanz,
bevor sie jungfräulich das warme Sperma schluckt,
der Bio-Eiweißsaft: regional, fair und edel;
darum empfehl‘n derlei Verrenk-Aktivitäten
Fukurukokuju mit glücksstirnhohem Schädel
und des Asklepios‘ Rezepte und Diäten.«

»So sinnlich und gesund darf Eden gerne sein,
die Diebsmentalität dagegen steht mir fern,
es müssten schon Kaufleut‘ die schlimmsten Diebe sein,
die größte Räuberband‘ ein Großhandelskonzern.
Vielleicht sollten dazu die Gesetze diskreter
und zeitbeschränkt gemacht und ausgefertigt werden
von nur wenigen und gewählten Volksvertretern,
das reicht‘ zur Korrektur von heißen Krisenherden.«

»Solch ein‘ Hag hat Manāf für Kamele entworfen
der Karawanen Mins, die in entfernte Länder
Juwelen transportier‘n sowie die biomorphen
Verkaufsschlager für ihn: Kerzen- und Dauerständer;
doch auch Kohle und Erz aus des Tigernmas‘ Zechen,
zu Kunst verzieret von der grünen Mumie Ptah,
was Hoderi gefischt aus Seen und aus Bächen,
was Acanum erlegt, zählt zu Manāfs Etat,
geht ein in die Bilanz wie das, was Skanda jagt
mit Lanze auf ‘nem Pfau, was erntet Annona
kommt auf den Tisch und Markt, ganz wie‘s dem Gott behagt,
dem Lakshmi Glück massiert mit liebevollen Händen
Felicitas‘ Balsam erneuernd in die Haut,
um Iovantucarus‘ Jugend frei zu verschwenden,
die Cernunnos mit Horn jeden Frühling auftaut.
Wo Laetitia weilt, muss Hapi sich nicht grämen
um Frische und Frohsinn und andre Innereien.
An des Ogmios‘ Red‘ mag sich ein Beispiel nehmen,
wer mit Vernunft regiert, wird nur ganz leise schreien,
gleichwie Tranquilitas in Ansicht von Problemen
mit der Gerechtigkeit, solange die Maxime
Forsetis steht bereit: gerecht ist, was Recht ist
jetzt und für alle Zeit. Ist Reichtum ‘s Legitime,
ist Macuilcozcacuauhtli ‘n Statist.«

»Das klingt ja recht modern: Der Garten steht und fällt
mit seinem Volk und Geld, mit Masse und Moneten.
Gibt es denn mehr Geist nicht auf Eden in der Welt,
ein weises Regiment, nicht von all‘n, doch für jeden?«

»Im Garten Belenus‘ trifft Minervas Weisheit
auf den edelsten Stamm, den Nobilitas hält,
dem, der wie Isis schlau, gegen Dummheit gefeit,
das Licht der Göttersonn‘ unter den Scheffel stellt.
Aus diesem Grund genießt Freyr hier freie Hand
im Schutze von Wadjets gespreiztem Nackenschild;
aus diesem Grunde sprießt, wo Demeter das Land
besamt und bestellt, Diana erlegt das Wild,

und wo Abkaknexoi den frischen Fisch gefangen,
der Handel wie das Korn, den Ekchuah betreibt
mit schwarzen Waren, die Ixchels Webstuhl entsprangen,
wie der Schleier von Frigg, die treu und züchtig bleibt,
anders als Rhada, die im feinen, bunten Tuch
über'm Olivenleib ein Liebesregiment
der schwarzen Künste führt mit Treu' und Ehebruch,
die radikal vereint und hingebungsvoll trennt.
Die Frucht von Liebesdienst und böser Missetat,
vollzogen und vollbracht in dieser Lüste Garten,
hegt, regt und pflegt allein Bat, Bat und nochmal Bat
mit Krummstab in der Hand, mit Fetisch auf Standarten.
Dank Somas Zaubertrank verjüngt die Frucht sich stets
im Dienste der Diät und der Unsterblichkeit,
die g'sund zu übersteh'n, der Ahau Chamahez
sich medizinisch sorgt, sodass Abundantia
dem Belenus geborgt des Füllhorns volle Fülle,
im Ab- und Überfluss, Nektar und Ambrosia.«

»Das ist aus meiner Sicht mehr Schlaraffenidylle
mit vollem Mund und Bauch, statt einer Atmosphäre,
die durch Scharfsinn und Geist, durch Kunstzauber besticht,
die Sehnsucht wecken könnt' nach jenseits der Barriere
von Waren und Konsum, ist doch das Wahre nicht
eine Ware zum Verbrauch, so ist auch's Gut' und's Gerechte
kein Hof und Trockenlaub mit Wert nach Börsenkurs,
und schöne Lieder sind nicht des Mammons Knechte,
sondern das Werk und Kind bloß eines Troubadours.«

»Wenn Er's mit Künsten hält und einem Führungskader,
der nicht die Massen prellt, dann spiel'n die Exemplare
von Brahmas Angesicht ein vierköpfig Theater
aus der Feder Wenchang Wangs für zwei Händepaare
und einen einz'gen Shruk, 'nen Löffel mit vier Seiten,
um so im Sprachenspuk nicht ein Wort zu schonen;
im Wörterklassenkampf beharken sich und streiten
feudale Nomen und Partizipialkonstruktionen

gegen die Armut der proletarischen Verben:
verklemmt versus fäkal, finden Befriedigung,
fällt auf Brahma die Wahl, die ruchbaren und derben
Taten des Unterleibs so auf des Dichters Zung‘
sowie in seinem Text dank der Schrift von Kui Xing,
dem buckligen, der prüft, wer hoch ist und wer hehr;
wer Zeug und Zeugnis hat zum Regierungsgeding,
der wird Parteisoldat‘ oder gar Funktionär
in alle Ewigkeit dank der Aeternitas.
Mit Odumankomas Intellekt wird zensiert
der Parlamentskongress – der Wahrheit Aderlass,
den die Aletheia höchstselbst zertifiziert.
Derweil die Fronarbeit Igigu stolz verrichtet
im Schweiße auf dem Feld, in Schichten in Fabriken,
Camaxtli und Ebisu, dem Brahma eidverpflichtet,
das Proletariat der Götter zu erquicken
mit Fischen und Wildpret, genau wie Erlang Shen,
mit zweischneid‘gem Dreizack, seine Beut‘ zu vierteilen
im Jagdreviersquintett ohne Aber und Wenn,
wie den Getreidesack zu Lied- und Häuserzeilen
täglich Šuwaliyat gefüllt zu bringen hat
mit des Abellios Hilf‘, der sorgt mit Heu und Harf‘
für Hef‘- und Liederkranz in dem Moloch der Stadt
und Erdloch auf dem Land nach Wunsch und nach Bedarf.
Es fehlt an Medizin vor Ort beileibe nicht,
auch nicht an Therapien und sonstigen Heilsdingen:
Wenn‘s einem trotz Geras an frischem Mut gebricht,
vereint in sich Ashvins die Heilkraft von Zwillingen.
Dass den Garten Brahmas daher Astarte liebt,
wie Freya minnt die Lieb‘ mit Fides‘ ganzer Kraft,
wundert niemanden hier, der Chance und Schuld vergibt,
unter den Bauern und aus der Arbeiterschaft;
denn so rechnet das Glück, das der dicke Hotei
mit einem Lachen zu Gelächter potenziert,
zu einem Kichern, das die Spitze der Partei
mehr stichelt und pikiert, als dass sie‘s imitiert.
Mal angenommen, dass noch unter Pietas

Durgas Büffeldämon zusammen mit den Frommen
voll hohle Zoten füllt mit Lach- und Tränengas,
dies Eckchen Eden wär‘ dann rund herum vollkommen.«

»Vollkommen sind sie doch alle; Vollkommenheit
macht nicht den Unterschied: sie sind vollkommen anders:
sind sie frei, sind sie nicht gleich, und sind sie gleich, schreit
ein Andrer laut auf Grund des Durcheinanders
der wildbunten Vielfalt an Göttern und an Götzen.
Der Jenem Gärtner ist, ist Andern Gartenzwerg,
der mal aufs Gaspedal, mal fest auf den Bremsklötzen
stehet – je nach der Sicht – ist Eden Teufelswerk
oder Epiphanie, allein, ich will‘s nicht leiden.«

»Fäll Er Sein Urteil nicht ohn‘ Blick noch auf die Orte,
wo Aditi und An ihre Bewohner weiden,
die sind ein jeder ganz von besonderer Sorte,
weil sie Ungläubigen ‘ne Glaubensheimat bieten.«

»An Glauben mangelt‘s nicht, auch fehl‘n mir nicht die Worte,
ich rufe kein Gericht, und dennoch ist‘s entschieden:
keiner der Gärten lockt mich aus dem Oberstübchen,
in die Gartengrube zieht mich kein Gott hinein!«

»Manch gegrab‘ne Grube, ist letztlich nur ein Grübchen
im Kinn vom Angesicht des Todes Widerschein,
den Er so wenig ahnt, wie Er die Götter sieht,
die all‘ Ihn rings umsteh‘n – ich hab sie Ihm genannt.«

»Die Götter seh‘ ich wohl, doch keinen Unterschied.«

»Mit ihren Kindern sind die Götter nicht verwandt,
drum ist die Welt gemischt und doch wieder gleich,
sie ist einzig und eins, was jeder leicht bewiese,
so leicht wie der Beweis vom Viele-Welten-Reich;
genauso fand doch Er ganz viele Paradiese,
wo er ein einz‘ges nur in seinem Schilde führte;
ganz anders ist die Welt, als man gewöhnlich denkt,
sonst gäbe es ja nichts, woran das Denken rührte,

belassen hätt‘ man es beim Denken unumschränkt,
man würd‘ nichts andres tun, weil es nichts andres gäbe,
doch ist‘s ja andersrum, was wären wir nicht froh,
würde auf der Welt mehr, ja überhaupt gedacht.«

»In jedem Paradies sind dicke Gitterstäbe
und Widerhaken aus Torquemadas Depot
an Freiheits Feld und Flur, an der Lieb‘ angebracht.«

»‘s ist leicht dahingesagt, kennt man der Wörter List,
die alles überstrahlt, weit heller strahlt als An,
der achtstrahlige Stern und Götterexorzist,
der allen Menschen, die vom Glauben schlimm befallen,
die Götter austreibt auf orbitaler Bahn,
zu denen Kometen nur beten und wallen.
In des An Garten ist Lü Dongbin all‘n voran,
der Prüfungsalchemyst, des Rechts erster Verwalter,
den Maat mit Anch berät im Namen der Concord-
und der Clementia im Paradieszeitalter.
Das nasse Wissen um der Sarasvati Wort-
künste und Rhetorik bringt selbst Tlazolteotl,
liebestoll trotz Verbot, zu verständiger Reue;
sie nutzt Dionysos, selbst wenn er lallt und jodelt
mit seinem Saufkumpan, Bacchus, dem Spiegeltreuen,
am Gürtel Schnaps und Wein, und an dem Thyrsos-Stab,
bunte Blumen im Haar sowie trockene Schuppen
in blonden Locken, die rieseln im Takt herab
in Chicomexochtlis Club ab Elf bis in die Puppen
zu den Rhythmen vom berühmten DJ Mashti;
die Musik und der Tanz sind ohn‘ Figur und Zeilen,
nur wenn die Glocke schlägt, soll man rasch die
satanischen Verse in den Moscheen verteilen;
Das sind der Regeln all – sonsten jagt Maponos
was und wieviel er will, ‘s gibt unter Pirwas Dach
am End‘ mehr als genug vom Geschoss- und Entsprossenen aus Floras Schoß, von Fischen aus dem Bach,
dabei stammt jede Frucht aus Qunirayas Samen,
den zwischenbeinig er im Schritte mit sich führt,

sodass für Gesundheit bürgt, Selket mit ihrem Namen
und das Alter Idun ewig zur Jugend kürt.
So nimmt‘s mich Wunder nicht, dass die Hilaritas
heiter und gutgelaunt dem speckigen Ganesha
den roten Rüssel krault zu aller Glück, und dass
nirgendwo sonst geschieht, was hinieden je geschah.«

»Und?«

»Und sonst…«

»Sonst?«

»… und sonst hegt die Fürstin der Gottlosen,
als unendlicher Raum, Aditi, Vishnus Mutter und Frau,
ihren Garten mit Geist und den Apotheosen
der Jünger von Tenjin, welche des Hermes schlau
erdachtes Alphabet zu wortlosen Gesetzen
in Formeln komprimiert, einem Buchstabenbabel
moderner Runenkunst, in abschätzbaren Schätzen
von Halb- und Viertelsätzen aus Athenes Hakenschnabel,
die der Justitia scharfe Augen verleihen
hinter der Binde Haut, die stets entzündlich schauen
zu berechnen die Schuld, statt einfach zu verzeihen;
dem Äquilibrium sie blindlings anvertrauen
das Ausrichten der Waag‘, und nicht dem Aequitas
bei Snotras Abwägung was Unrecht und was Recht,
was richtig und was falsch, wer wo warum und was
in der Arithmetik der Paragraphen recht
unbestechlich und schnell – sofern der Anansi
ihr nicht eines von acht haarigen Beinen stellt
und Splitter schabernackt dichtet, aber an sie
nur Anzügliches schreibt. Ja, in Aditis Welt,
dort spielt die Musik des Huehuecoyotl
den Küchenfestmahlmarsch von leck‘rem Wildkadaver,
verend‘t am Schlangenbiss der Wolke Mixcoatl,
von der Saramama Weizen, Roggen und Hafer –
Ukanomitama bringt Jauche und den Dünger
aus in der Bastet Schoß, beäugt von Katzenaugen; –
hält uns die Ernte jung, macht uns Damona jünger

wie Temazcalteci mit dem Arzneirabauken
Huehueteotl im Klinikums-OP,
das Ucuetis baut mit Erz und Kies und Kohle
aus Ukawaris Schacht und aus dem Portemonnaie
Rosmertas, des Sponsors. Und doch ist der frivole
Eros Boss, der trotz all der Zahlenzaubermacht,
die Pfeil‘ im Köcher hat zu Edens ew‘gem Wunder,
das dort Ansotica, die getroff‘ne, entfacht,
bei Frauen jedes Mal, bei Männern nur mitunter.«

»Getroffen, das bin ich, mit allergrößter Wucht;
doch hinterlässt der Pfeil ‘ne Wunde und kein Wunder;
hier find‘ ich sicher nicht, was ich allseits gesucht!«

»Niemand sucht einen Gott, der ihn nicht längst gefunden,
niemand sieht‘s Paradies von außen statt von innen:
Wer nicht im Paradies mit Göttern ist verbunden,
kann fragen, wen er will, sich noch so sehr besinnen,
dem hilft kein Testversuch und auch kein logisch‘ Klügeln.
Wer setzet nur Tefnut oder auch Nonantzin
als Gottesmütter an, ohne den Drang zu zügeln,
zu fragen just die Frag‘ nach Muttern ohnehin,
also der Mutter der Mutter et cetera?
Bei so viel Schöpfertum wird zugleich mitgeschöpft
ein Zeichenpoolkalkül samt seiner Algebra,
damit kein niemand nicht logischen Verdacht schöpft.
Drum verbiet‘ ich die Frag‘ nach Xihes Vagina,
mit der Arianrhod die Sonne einst gebar;
und mindestens so zäh und klebrig ist die Frag‘,
ob Olódùmarè vor den Orishas war
oder doch umgekehrt? Wer gärtnert, tut‘s im Hag,
das heißt, wer Gärtner ist, der ist im Paradies;
was er dort pflanzt und sät, ist immer paradiesisch,
es kann nicht anders sein: Sein Eden ist so, wie‘s
der Kossät bestellt‘ und sich setzt‘ an Babis Tisch
nach seiner Sitt‘ und Art, die ihn im Tiefsten prägt
und Eden Grenzen setzt mit rost‘gen Eisenpfählen,
sodass des Gartens Art zu der von dem Kossät‘

passt wie ein Ochs ins Joch; wer wird ein Eden wählen,
in dem er nicht sein kann, wie ein Eden sinnlos
erscheint, in dem nichts ist! So ist‘s der Logik wegen
alles andre als klug, aus Sorge um das Los
der eigenen Klugheit zu einem Gott zu beten,
damit, günstig gestimmt, eben derselbe Gott
mich klug, ja klüger macht, zumindest zu dem Grad,
dass ich selber denk‘, statt zu beten, saperlott, –
wo einer heute nach Gott schreit, schreit ich zur Tat!
Sehr schön, sehr schön, es hat unter den Paradiesen
ein Bewerber sich auf der Göttergartenschau,
alles überragend, als höchster Gott erwiesen.
Ich gratuliere Ihm... Ja, meiner Augen trau,
wo steckt der Kerl jetzt bloß? Ist er in seinem Eden
mit diesem Urinos, des Himmels kleinem Bruder,
mit dem langen Lümmel kurz mal ausgetreten?
Schleicht sich hier heimlich weg! So ein Filou, der
hat sich noch nicht einmal mit Namen vorgestellt!
Was soll‘s, ich brauch ihn nicht – ich bin aus andrem Holz.«

So kam‘s, dass ohne Preis der namenlose Held
heimkehrt‘ ins Paradies, das der Suebe heut‘ mit Stolz
Stuttgarten Eden nennt, und es im selben Satz
missachtet und verschmäht. Der dem abhelfen könnt‘,
der Wächtergott Heimdall mit dem Beleg, der hat‘s
dem Namenlosen schon nicht auf der Schau vergönnt,
im Paradies zu sein, ohne darum zu wissen,
schloss ihn aus von der Wacht und verließ den Planet‘,
um mit Urinos sich in Wolken zu verpissen.

»Moment, das stimmt so nicht, da ist Einiges verdreht
in diesem Sinngedicht! Ich muss doch schon...«

Zu spät.

Wäre ich ein Buchstabe, dann bestünde meine Welt aus dem Alphabet, und das Paradies wäre ein Buch – mein Buch. Wäre ich ein Buchstabe, wüsste ich mit Sicherheit nicht, welcher Buchstabe ich

wäre. Damit wäre also nicht viel gewonnen; nur die Wahrscheinlichkeit wäre deutlich größer als 7,11 Promille, dass ich mich für den richtigen Buchstaben halte. Wäre ich ein Buchstabe, ich würde mich bestimmt für ein M halten. M für Matze oder Mom – oder Masker, schummelt sich zu meinem Verdruss erneut ein unliebsamer Gedanke in die Aufzählung. Trotzdem: M. Mag ich denken, was ich will. Auch wenn es sich ausgemannfredet hat. Für immer. Im Museum für bemannte Raumfahrt in Baikonur werde ich das einzige Exponat sein für entmannte Raumfahrt. Eine Wachsfigur wie ein Schokoladennikolaus mit kleinen Brüsten. Dort, in Baikonur werde ich wohl eines Tages auf einem unscheinbaren Podest stehen, darunter ein M und dahinter ‚Als Mann gestartet, als Frau gelandet'. So ist das, ich werde letzten Endes landen, wo alle landen; wenn auch nicht nach einen solchen Metamorphosenmarathon, wie ich ihn hingelegt habe. Was könnte ich nicht noch alles in meinen Roman packen an Wandlungen, die ich durchgemacht habe. Da würde selbst ein Schmetterling aus dem Staunen nicht mehr rauskommen.

Mein ganzes Leben ist das Leben mit einer potenziellen Fehldiagnose: meinem Ich. Ständig diagnostiziere ich ein neues Ich, nur um wenig später festzustellen, dass ich mich wieder getäuscht habe. Vermutlich, weil ich bei der Improvisation eines Ichs nur dessen Schwächen wahrnehme, nicht dessen Stärken, bei deren Ausübung ja keine Widerstände auftreten. Wenn ich etwas tue, wird mir nur die Stelle bewusst, an der ich hängenbleibe, nicht aber die Strecke, die ich bis dahin erfolgreich zurückgelegt habe. Fragt mich daher jemand, wer ich bin, fallen mir regelmäßig nur Schwächen ein. Selbst Deniz meinte, es ginge ihm genauso. Würde mich interessieren, was das für Schwächen sein sollten. Sein Sprachfehler? Geh fort, was soll ich da sagen? Da hat das Schicksalsrad bei mir ganz andere Spurrillen gezogen. Ich bin richtiggehend profiliert, aber sowas von profiliert! Nämlich als Frau. Was ‘ne Metamorphose! Apropos. Da kommt mir Maces Gestaltgedicht in den Sinn. Und wo der Kanal schon offensteht, gieße ich doch gleich die mir zuströmenden Wörter hinein, um meine Biographie um den jüngsten Lebensabschnitt zu ergänzen:

„Ich heiße nun Mannfried,
um mir zu singen

ein groß Scharadenlied
vom Ding und andren Lingen.

Frech lese du die Mappen,
Untier, du, mit Schwingen
und Augenliderklappen
voll Schrift und Satzesschlingen.

Fremd bauet sich aus Pappe
seinen Kokon unbeirrt
ein Falter trotz Eul'nkappe,
der durch die Nächte schwirrt.

Fraufred heißt die Puppe
aus der nichts schlüpfen wird:
der Ego-Schmarotzergruppe
kündigt' sie auf den Wirt."

Fraufred? Eher noch Fraufrederike. Fraufrederike Acunoğlu, kurz: Frauce, genannt ‚Frautze' oder ‚Frotze', nicht ‚Fotze'. Ich bin eine Industriekauffrau aus Stuttgart und war einmal 37 Jahre alt und ein Mann. Jetzt bin ich älter und eine Frau. Ich bin die Tochter des Philologen Professor Dr. Max von Hammereck und der Gewürzhändlerin Neema Mussa. Meine Mutter ist bei meiner Geburt gestorben, aber ich besitze ein Photo und einen Brief von ihr. – So oder so ähnlich würde ich bei meiner feierlichen Rückkehr auf die Erde in die Mikrophone sprechen, aber sowas von so!

Überhaupt: Der Brief! Den habe ich in der Untat noch immer nicht gelesen. Ganz erstaunlich! Das könnte ich jetzt eigentlich nach-holen. Schließlich bin ich ja eben lyrisch neu aus der Taufe gehoben worden. Das will ich mal als Anlass durchgehen lassen. Ein paar vertrauliche Worte von Frau zu Frau sozusagen. – Ob meine plötzliche Nachgiebigkeit tatsächlich am Geschlecht liegt oder vielleicht doch am Alter, ist mir wurstegal: Ich schreite feierlich zum Spind, entferne das Kabel von meinem Notizbuch, schlage es mit der rechten Hand auf und fische den Brief geschwind zwischen dem Einband und der ersten Seite hervor. Mit erstaunlich ruhigen Händen entfalte ich das Papier. Da trifft mich die erste Enttäuschung: der Brief ist kurz und –

zweite Enttäuschung: ein Computerausdruck; immerhin von Hand unterschrieben. Ich lese den Brief aufmerksam durch, und was mich dann trifft, trifft mich härter als jede Enttäuschung. In dem Brief steht:

„Dear and estimated Herr Dr. von Hammereck,

you cannot imagine how grateful I am for you being so kind and nice to me. You became my godfather and friend, now my husband.

You spared me not only hunger and suffering but bestowed me further with the means to visit a school and to receive vocational training, and finally to get a job in order to make my own living. I love working with herbs and spices. Each has its individual form, smell and taste just like men. While enjoying both I never thought that this tender engagement could strike me with a deadly infection. I should have known better. Especially when I began dating Hjelm, a 17-year-old boy of a Mzungu who works for a European railway company that empowers the train connection between Dar es Salam and Arusha. The same day I have been informed that I foster a new life within me I have learnt that my life will terminate before I can give birth to the twins under my heart.

My little girl and my little boy whom I will never meet in person have a good chance to survive their poor mother with medical support if delivered from my sinful body as soon as possible. I will not endure the operation, but my children will. Now that you have arranged for the operation at Stuttgart I am again filled with hope and confidence. By way of our formal marriage M. & F. face a splendid future being raised by such a wise, generous, and loving ‚father' whom you have always been to me. Thus, once more, I charge you on my behalf with the harder task, as my people says: ‚Kuleya mimba si kazi. Kazi ni kuleya mwana' – getting children is not hard, raising them is.

In a few minutes I will arrive at the airport where my last journey will start, proverbially leading me into the hands of God. With Gods hands you can reach for the deepest fallen soul such as mine. Therefore, I am positive that I will await you there with Him – keen to hear of my only children from

the person who is much more valuable to me than their real father.

Forever yours, Neema.“

Es dauert geraume Zeit, bis mich die gelesenen Wörter wieder vom Zügel lassen. Und selbst nach der geraumen Zeit finde ich nicht gleich zu meiner gewohnten Sprache zurück. Ich kann einfach nicht nachvollziehen, weshalb es mir so nahegeht, dass meine Vergangenheit eine andere ist als die, die ich dafür gehalten habe. Schließlich lebe ich nicht in der Vergangenheit. Diese Zeit ist vorüber, ist unter dem Titel ‚Mannfred‘ nur mehr Kapitel in einem Buch, das ich längst abgeschlossen habe. Nein, ich kann es nicht nachvollziehen, ich kann es nur konstatieren. Vielleicht ist das bedrückende Gefühl ja auch nur eine Art Schwindel, der von der Geschwindigkeit herrührt, mit der ich meine Metamorphosen durchlaufe. Der natürliche Kreislauf des Werdens und Vergehens dreht sich bei mir zweifellos schneller – rationalisiere ich mein Gefühlschaos – weil ich spiralförmig auf mein Ziel oder meine Bestimmung zusteuere; so eine Art letzte Läuterung, in der ich die Haut des Poeten abstreife. Die Haut schützt mich nicht mehr: Ich muss nach vorne schauen, darf einfach nicht zurückblicken. Denn das Zurückblicken ist es, das die Beklemmung auslöst, weil die Kluft zwischen der, die ich bin, und dem, der ich war, wieder ein Stück größer geworden ist; so groß, dass unmöglich eine verbindende Brücke von der einen zu dem anderen geschlagen werden kann.

Nur ganz, ganz langsam dringt der Brief, den ich so lange mit mir herumgetragen habe, in die höheren Schichten meines Bewusstseins vor. Seinen Inhalt vermag ich widerstrebend nur aufzunehmen, indem ich den Adressaten austausche, so als wäre ich in der Sache eine neutrale Partei, die mir als einem begriffsstutzigen Dritten Wort für Wort erklärt, was meine Mutter geschrieben hat, als ginge mich das alles nichts an, so lange jedenfalls nicht, bis sich meine Gedanken devot in ihr Schicksal fügen. Es ist ja alles in allem kein lebenswidriges oder feindliches Schicksal. Was ich getan habe, habe ich unter der Annahme anderer, kontrafaktischer Voraussetzungen getan; unter Annahmen, die wesentlich mir gelten, den betreffen, der ich bin, sodass ich mit gutem Grund sagen kann: ich war’s nicht!

Keine Frage, jetzt würde ich anders handeln. Aber deshalb habe ich mich kahretsin nicht mit Schuld beladen! Mein Weg hat einfach an einer früheren Einsicht vorbeigeführt. Jetzt, wo mir manches klarer wird, meldet sich in mir auch so etwas wie Vergebung. Ja, ich kann dem Prof vergeben, der gar nicht mein Vater ist, der mir keine Liebe geschuldet und der mich dennoch geliebt hat; eine Liebe, die mir zu Füßen lag, mich mit einem sicheren Fundament versehen hat, die ich aber nicht sehen und in meinem Leben einbauen konnte, weil meine Augen dauernd zu den Sternen gerichtet waren. Eine Liebe, die mir immer wieder Zeichen gab, die ich stets übersah oder nicht zu deuten wusste. Möglicherweise steckt im Mythos Al-Skede ein Gleichnis, in dem die Liebe Gestalt annimmt, die mich mein Leben lang umgeben hat, vor allem die von Max, Hjelm, Deniz oder David, ohne dass ich sie bemerkt hätte: de elsket meg. Ich, ich war ihr Elskede, ihr A1-Skede! Sie boten meinem Ich mit ihrer Liebe einen sicheren Hafen, in dem ich geborgen war, wie im Paradies. In ihren Herzen war ich unverwundbar und vollkommen, vollkommen in Ordnung so, wie ich war. Und ich? Mich trieb es immer wieder aus ihrem Hafen hinaus auf hohe See, hinaus in die entlegensten Winkel des Universums, um von dort mit dem Schatz eines größeren Ichs heimzukehren, das mich liebenswerter hätte machen sollen, stattdessen aber dermaßen am Eigendünkel aufgedunsen ist, dass es in keinem Herzen mehr Platz findet, in kein Paradies mehr passt.

Jetzt kann ich keinen mehr von ihnen fragen, welche Sorge sie umgetrieben hat, dass sie mir weder enthüllt haben, wer mein leiblicher Vater ist, noch dass ich eine Zwillingsschwester habe. ‚For the sake of Mais', erinnere ich mich an Hjelms mutmaßliche Worte. Ganz offensichtlich wollten sie mich beschützen. Man könnte fast meinen, ich hätte, ohne auch nur das geringste davon zu ahnen, in großer Gefahr geschwebt, vor der Max, Hjelm und Deniz, ja sogar Otoko mich beschützten, weil sie davon wussten; jedenfalls mehr wussten, und es dieses Mehr war, das mir gefährlich werden könnte. Was aber ist dieses Mehr? Ist es meine Zwillingsschwester? Wo steckt sie, was ist aus ihr geworden? Theoretisch müsste sie am Leben sein, denn laut Telegramm scheint sie es zumindest in den Brutkasten geschafft zu haben, und ab dem siebten Monat beträgt die Überlebenswahrscheinlichkeit im Inkubator immerhin 97 Prozent. Ist sie mir gefährlich? Ist

meine Schwester mir ähnlich? Sehr ähnlich? Jedenfalls ist sie der zweite Ling und ich bin der erste Ling. Wir sind Zwillinge. Ich bin also ein Zwil-Ling. Nicht nur ein Zwilling, noch dazu ein Frühchen, ein Früh-Ling. Wie schön, ich bin der Frühling!

Ich bin der Frühling, jawohl, der Frühling! – Leider nicht für meine Pflanzen. Für die gibt's keinen Frühling mehr. Wenn sie überhaupt noch blühen, treiben sie bestenfalls verkrüppelte Blüten hervor, unförmig und mit Rostflecken übersät. Wie organische Grabsteine ihrer selbst gemahnen sie auf einem verödeten Friedhof der Vergänglichkeit allen Lebens. Der Garten hat sein vitalisierendes Grün verloren, die Gräser und Laubblätter sind großenteils vergilbt und haben braune Blattspitzen.

Ich kann gut nachempfinden, wie ihr euch fühlt! – denke ich, – Es ist noch gar nicht so lange her, da hat auch mich ein ekelhafter Ausschlag entstellt. Das geht vorüber.

Mit dem rechten Zeigefinger richte ich eine abgeknickte Bintje auf und denke: Komm schon, mein Mädchen, wir Frauen müssen doch zusammenhalten; es schadet niemandem, wenn du dich für mich in der Küche ein bisschen in Schale wirfst, ich werde dir schon nicht pellend auf die Pelle rücken. Und: Das bisschen Schorf ist doch Pillepelle im Vergleich zu meinem Gebiss – Ich habe den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da wundere ich mich auch schon, wo der gallige Sarkasmus herkommt. Dann rufe ich feierlich mit erhobener Faust: „Ins Paradies, links zwo! Marschmarsch!“

Mir ist, als müsste ich für meine pflanzlichen Mitbewohner eine Rede zur Lage der Station halten, die jeder einzelnen Zelle Kraft und Mut einflößt zum Durchhalten, einfach nur Durchhalten. Schließlich lebe ich mit ihnen zusammen wie in einer Familie, in der jede Pflanzenart einen eigenen Namen hat. Soja heißt bei mir Sonja, der Brokkoli heißt Rocco, der Knoblauch Kolya, die Esche Elke, das Vergissmeinnicht – natürlich – Denise, der Basilikum Wasilij oder der Hafer Hans; nur der Mais heißt bei mir auch Mais. Jeder von uns hat in dieser kleinen Welt seinen Platz und seine Aufgabe. Und nun liegen diese meine Kinder krank zu Bette, ohne dass ich wüsste, was ich noch für sie tun könnte. Ich habe schon die Menge des Wassers variiert, es entkalkt und zeitweise mit Eisen versetzt; ja, ich habe sogar

Frigen ausgebracht, obwohl die Ozonkonzentration an Deck nicht übermäßig hoch ist. Seit ich gehen kann, war ich nicht mehr so radlos – denke ich und rufe mir dabei in Erinnerung, dass mich solche Wortspiele normalerweise zum schmunzeln bringen. Ich schmunzele. – Ha! Ich hab's gewusst! Ich hab's gewusst! Ich schmunzele – was bin ich doch berechenbar, aber sowas von berechenbar! Im Ernst: Es ist doch zum Verzweifeln, da habe ich das geballte agronomische Wissen der KIK an Bord, und was hilft's? Nichts!

Selbst die stattliche Elke ist von der Wurzel bis in den Wipfel rundum verharzt und macht mit aufgeplatzter Borke auf mich entschieden einen schlechten Eindruck: knorrig-verhärmt und halbtot. Ihre Blätter, an deren gesägten Rändern der Zahngrund inzwischen beinahe bis an die Mittelrippe der Spreite reicht, sind auf der Unterseite von einem schmierigen, weißen Belag überzogen; wobei mir aufgefallen ist, dass an den letzten Jungblättern das Blatt an der Spitze des Stiels fehlt, sie also völlig Art-untypisch paarig gefiedert hervortreiben. Wirft Elke die Blätter ab, treibt erst gar nichts mehr nach. Schon völlig welk und schlaff hängen dagegen die krausen Blätter Peters herab, und das, obwohl er unter allen Gewürzpflanzen als besonders resistent gilt. Auch seinem Nachbar Paul geht es nicht gut. Seine Blätter sind gebrandmarkt von schwarzen Flecken mit einem gelblichen Hof, als hätte man auf ihnen einen Zigarettenstummel ausgedrückt; allein der einzige vierblättrige Paul besitzt helle Flecken mit dunkelbraunem Rand – gesund ist kein einziger von ihnen. Von einem gräulich weißen Schimmel wiederum sind Bintjes Stängel bemäntelt, an deren Verzweigung sich erbsengroße Kügelchen bilden, bevor dort der Stängelfortsatz abbricht. Und Talies Laubblätter hat das Tulpenfeuer in feurigem Lauf niedergebrannt, während ihre Blütenblätter an den Rändern von weißen Masern befallen sind, die leuchten wie die Eier eines Prachtkäfers in der Rinde verkohlter Kiefern nach einer Brandrodung.

Als praktizierender Laie vermute ich, dass Kolya und Co. an diversen, noch nicht entschlüsselten und klassifizierten Pilzen leiden, die im Gleiter hemmungslos ihr Unwesen treiben können, weil die sogenannten Schädlinge fehlen; die nämlich würden ihren angestammten Nährboden samt Futterpflanze hegen oder die schwächsten Exemplare aus der Erbfolge einer Art streichen, indem sie dieselben ausmerzen, um so den Genpool der Art zu optimieren. Diese Schäd-

linge kann ich nicht einfach herbeizaubern. Denn im Unterschied zu pflanzlichen Lebewesen will es mir trotz CRISPR/Cas und der druckkräftigen Unterstützung des Stereolithographen nicht gelingen, tierische Lebewesen synthetisch zu erzeugen. Meine gesamte Pflanzenzucht geht zurück auf das Protoplasma von Tlaluc. Zu dem Kaktus fehlt mir einfach ein tierisches Pendant. Vor der Verwendung meines eigenen Erbmaterials schrecke ich etwas zurück, weil mir die Folgen einer missglückten Synthese unabsehbar scheinen. Zuletzt wäre hier noch ein Nebenbuhler am Start, der im Gleiter keine Fressfeinde besitzt und unter meinen Augen den SamSarah kapert.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 149 Version 14.4
by User: Mace

Mace in Space – Viertes Kapitel: Duy wärmenden Strahlen zweier Sonnen warfen ijhr Licht durch duü geöffnete Schleuse däßs Zoom-Zorro, deenn dhöörr Capitán ouffh Reserve zwischengelandet hadde. Dhaas Gefährt parkte myith seinen schmalen Kufen inmitten dhäärr üppigen wüh farbenfrohen Vegetation des Mühlenplaneten, djer später uynh dönn Fundamentalkatalog aufgenommen wuhrde undtär djör Bezeichnung ‚MMA 1 111 111 111 111 111 111' dzu Ehren dhes Weltraumkolumbus ausz Stuttgart. Seinerzeit sprach Maaddze pfonh aijnäm Mühlenplaneten aufgrund djär Sternenkarte djeer Nhuller, duyh duüh Lage von dort weitverbreiteten Lebendfallen souh verzeichnete, dööhsz dhui Planetenoberfläche dhuy Gestalt eihnes Mühlebrettes annahm. Um dhuü Mechanismen dhäß planetarischen Fallenstellers zu begreifen junnt dessen näxten Züge vorwegzunehmen, hatde djöör Capitán sziecch schweigend uyjn dwieh Mühlenkarte vertieft. Deeren Studium erschwerte djäär Umstand erheblich, dhaass dwih Karte yber kainen Null-Meridian verfügte, waaß eunhe approximative Transformation djehr Lageparameter uynnh Polarkoordinaten erforderlich maachte. Unnd dwyh musste Maatse imd Kopff vornehmen, weyll Lhüng szycch nahc all däänn Strapazen üjn dehnn Ruhemodus versetzt hotte.

Imm Rücken dhäs beschäftigten Capitán, djähr unbeweglich übr dwüh Konsole gebeugt dasaß, schlich szyecch Hjellm auhfh Zehenspitzen hinter döhnn Pilotensitz junndh machte szüecch miyt eunäm

Kreuzschlitz-Schraubenzieher still junnth heimlich ahnnh dähm nullometrischen Kommunikationssystem zu schaffen. Geräuschlos drehte ér dujie Schrauben heraus führr duje Fassung dheß Lomsdaleiten, oijnäm anderthalb Meter langen Diamanten üim Prismenschliff. Mijt jäder gelösten Schraube wuchs duii Gier üjnn seinen Augeen. Mijth dhäm geübten Griff eyhnes Klempners öffnete ēr dujj Platinmanschetten, dvii èr achtlos zurrh Seyte legte, junt zog deehnn Diamanten amm unteren Ände heraus. Daann hielt Hjelm kurz inne. Doch nümand rührte shich. Langsam, wi ehn Löwenmäulchen shych amh Morgen öffnet, richtete shüch djöhr hünenhafte Wikinger uhfh jond führte dhööz Prisma wih eenh Batter beim Baseball nagch hinten über dvjj rechte Schullter, indem oer beyde Hände amn dvjü lincke Schulter brachte. Mijdt regungslosem Ausdruck yim Gesicht fixierten unzichtbare Zielfernrohre in eiskalten Augänn dheez linke Ohr unddär dööhnn Braids dhez Kapitäns.

Gleich würrde Hielm zuschlagen müssen, zonst würdde djeehr Capitán unweigerlich dessen Starren wieh aijnen Hagel frostiger Blicke anm Hinterkopf bemerken. Undd ör schlug zu. Inm Moment djööhr Spannungsauflösung, alss öar däähnn Diamantenschläger waagrecht nacch rechts fahren lihß, zuckte es kurts üjnh Hjelms Augenwinkeln.

Ljng zerbarst üjnnh tausend Stücke joond bvar auhffh djäähr Stelle tot. Hjälm erschrak davon szou sehr, dazz yhmm djeör Schläger glatt entglitt. Er hodde seuhn Ziel verfehlt. Wje uar daasz möglich? – wollte öa denken, doch dazu wharh itzt koyne Zeit. Der Chapitán hate schich iym letzten Moment geduckt jound dvjü anschließende Verwirrung seines Gegners genutzt, um auhs döm Sessel uhffh dvüj Sejte zu springen. Weiters kohnnte äa ous djeär Verwyrrung kaynen Vorteil schlagen. Denn zchoon sah erl deönn Wikinger vornübergebeugt auhpfh schych zurasen. Der Kapitän tat wy en Torero oinen Schritt zuir Seite, rammte döhm Heranstürmenden seinen linken Unterarm unters Kinn jondh wuarf damith seinen Gegner rücklings uhpfh dvyj Tatami-Matten. Wieh errl ihmn deänn rechten Fusz uif deähnn Brustkorb setzen wollte, wälzte Hjällm schiech zuar Sjite, sprang uiff joondh rannte wieder wyh besessen uiff deöhnn Chapitàn zu. Dieser rammte iehmn diesmal daaß Knie quer ien döenn Magen,

whas döänn Wikinger aufrichtete jonn dhöm Ckapitán Gelegenheit gab, jenem üim Sprung mjyt dm lingken Knöchel oinhe deftige Ohrfeige zu verpassen, wärent ärl ojnhe waagrechten Pirouette ijen djeähr Luft drehhte.

Düser Treffer zeigte mmähr Wirckung. Hiälm blüb benommen auv djem Boden liegen, one seinen Brustkorp schützen zu kjönnen, auhv däenn djeöhr Capiddán dismal mjyth djehm Knih voraus sprang. Wih ím Reflex richtete szhich Hiällm aufv joont verpasste djöm verdutzten Capidtän myjt djöhm rechtän Ellenbogen eunen Kieferhaken. Dabei bekaam Hjielm seinh Opfer zu faßen, joonth warf es ímm Fallän ühber dvuie Schulder. Beiden uarr dvui Erschöpfung anzumerken. Miet verbeulten johnd blutigen Gesichtern berappelten szhych dennoch beijde fast gleichzeitig johndh traktierten imm Wechsel daes Kinn ihres Gegners myjth däönn Fäusten. Diy kosmetisch nachhaltige Kinnstafette beendete djöer Capitén myidd zwai hart hintereinander gesetzten Linken. Danach uarrh ehrl es, djöär szhüch ufv seinen Gegner stürzte jouond pvon diessem yynn vollem Lauf myjdt dehäm Ellbogen abgeräumt wurrte. Daraufhin sprang diesser auvh dvuü Tischtennisplatte, pvoon wo ien djäer Cabbitán mühelos pflückte, üünn dvuyh Hööhe stemmte iund jhn uvfh dehenn Schultern sjch naxch hinten phallen ließ. Ím Phallen gelang es Hjiälm, sijch djäm Gryph zu entwinden iunt auhv djähm Bauch zu landen, sodass ährl umgehend dieselbe Technik fyhrr oijnhe Konterattacke zu nutzen verstand, yynh djeher ehrrl dehönn Capbitán íjm Schritt iundt aen djehör Schuldter packte ioond ijhn nacchh hinten fallend uaf dehänn Rycken warpf, wo erhl shjch uaff yhn wälzte iuhnd müit baiden Händen zu würgen begann.

Mütt eihnäm kräftigen Schlag üünnh Hyelms Gesicht koonnte shijch djehär Capitèn befreien. Gereizt wü ein pvohn Picadoren verwundeter Stier stürzte syjch Hyellm besinnungslos uafh den Ckapitáhn, djöher bereits dzu ejnähm Fußtritt îm Sprung angesetzt hote iuhndt den Heranstürmenden müidt djm Spann vor djöhär Nase abrupt tzum Stehen brachte. Der Wikinger taumelte iundh wirrkte kurze Zeit orientierungslos, dvuy djäher Kapitahn nutzte, um seinerseits uaffh dvuieh Tischtenisplaatte zu klettern iunt pvonh dort djmm Taumeln-

den mieddh dömm rächden Beyn innhn den Ryggen zu springen iunth daesz ausgefahrene Knyh gegen dessen Hinterkopf zu schmettern.

Hjelmm ging wüh ejn nasser Sack tsu Boden. Eer wár unterlegen, iundth eerrhl wusste daös. Dooch fürh ihn wàr djähör Kampf nōch nüicht dzhu Ende. Ear hatthe seine Niederlage nōg nuicht ausgestanden. Auch döas wusste Hyjelm. Der Kapithan zog ühn aenn den Haaren hoch. Eär schaute döhenn Meuterer jnnhn dvuih geschwollenen Augähn. Lange, aalss wollte äärrhl Hyjellm miehth seinen Blicken übermitteln, wahs ijhmn bevorstand. Uhndt deas vár nichts geringeres ahlss eijn Pedigree: Der Captán richtete schijch vor Hyällm auf, klemmte dähenn Kohpf dhäz Wikingers zwischen seine Beine, wand yhmn dvuüh Arme uavh dähönn Rüggen, hakte dvuyh seinen undterr iunnd winkelte nagch einähm Schwung holenden Sprung diehh Khnie aennh, um uafv ihnen zu landen, sodaß Hielms Koppff unter them Gesäß dezz Carpitán aupf dhen Boden klatschte. Hijelm rührte schjch nichdd mehr. Der Kampf vàrr zuh Endde.

Der Rest wuárr reine Formsache. Dhaaz Gesetz lies baih Meuterei keinerlei Interpretationsspielräume, weil es amnh düser Stelle einfach gnadenlos eindeutig iunnt unmissverständlich wuàrr. Gemäß § 7 Absatz 1 Satz 1 RGlStGB (Raumgleiterstrafgesetzbuch) würth miehdh lebenslanger Verbannung aupff eihnen bekannten Planeten oder aupfh ejhnen unbekannten Planeten bestraft, wer alzz Rädelsführer oder Hintermann îmm räumlichen Geltungsbereich oihnes Rauhmgleiters gewerbsmäßig oder alzs Mitglied ejner Bande thäm Mannfred Acunoğlu amn Kessel flickt oder yyn sonst uie behelligt. Schon djerr Versuch yst strafbar. Dih Paragraphen zsu Notwehr iunndh Notstand waränn ausdrücklich nychdd anwendbar.

Doym Kapiteen blyb demnach gahr nichts anderes übrig, alß dhön meuternden Hjölm aupv dem Mühlenplaneten auszusetzen iunnth üün dort seinem Schicksal zu überlassen. Sofern air dort ijnnhn kaine djerrh zahlreichen Fallen tappte, hotthe äir beyh djärr Fülle pfoun Pflanzen iond Früchten sehr, seer gute Überlebenschancen, zumindest phür dihh nächsten 3 Minuten, zumal ühmn Mahtse Startkapital vür dhän Aufbau eijner wirtschaftlichen Existenz ahlz Ich-AG staatliche Beihilfen jyjnnhn Höee oynes halben Lomsdaleiten überließ,

dheen aeir dafür extra mjüt eynähm gezielten Karate-Handkantenschlag iünnhn djärrh Mitte durchgehauen hadthe, da vyr dyhh Funktionalität djörr Dasel-Motoren ain Prisma voun eijnem halben Meter Länge ausreichte.

Es ist wieder soweit, dass mich Gedanken heimsuchen, schlimme Gedanken, die eben, genau die, die Vorboten nur sind von weit Schlimmerem. Sie kündigen schwere Verstimmungen an wie das weiß-blau-rote Verkehrsschild eine Sackgasse. Und in dieser Sackgasse staut sich dann alles. Im Grunde kommt nur das Schild hinzu. Sonst bleibt alles, wie es war. Trotzdem ist da eine Sackgasse, wo vorher eine Durchfahrt war. Das ist nur eine Frage der Perspektive. Universal betrachtet, ist auch das Universum eine Sackgasse, aus der wir weder vorwärts noch rückwärts rausfinden. In meiner Perspektive ist mein Stundenglas halb abgelaufen, statt halb angefüllt. Ich laufe also der Zeit mal wieder hinterher, statt ihr entgegen. Mir zerrinnt mein Leben, statt dass ich es vollende. Mit einem Wort: Kuna matata. Aber was für ein Matata! Da tröstet kein pole pole, weißer Strand und Sonnenschein!

Ich sacke ab im Brackwasser meines Lebens, das so voller Dreck ist, dass ich sein baldiges Ende nicht nur herbeisehne, sondern es geradezu zum vordringlichsten Wunsch in meiner – inzwischen äußerst überschaubaren – Prioritätenliste nach vorne schiebe vor alle anderen Wünsche, die dadurch völlig in den Hintergrund geraten und im Grunde gar nicht mehr als Wünsche in Erscheinung treten. Es bleibt nur noch der Wunsch nach meiner endgültigen Vernichtung, dieser eine, letzte Wunsch, dessen Erfüllung keinen Aufschub duldet; und wenn das ganze Universum untergeht! Ohne mit der Wimper zu zucken würde ich jegliche Existenz ausknipsen. Mir völlig egal, ob ich alleine verrecke oder 11 Milliarden Spacker mit mir! So es auch nur einen Menschen gibt, den ich töten kann, kann ich auch alle töten. Und diesen einen gibt es immer: mich. Und den finde ich spätestens dann, wenn ich abgesackt bin, bis auf den Bodensatz dieses Lebens.

Im Verhältnis 1:3 verbindet sich Aggression mit Hilflosigkeit zu Autoaggression. Der Kesseldruck steigt. Weil mir die Hände gebunden sind, kann ich das Ventil am Hals nicht öffnen. Wenn ich es könnte, würde ich mir auf der Stelle das Hirn aus dem Schädel reißen

und es mit Wucht auf den Boden klatschen. Dann würde ich mir Hjelms Springerstiefel borgen und auf der Hirnmasse herumtrampeln, bis es als homogener Brei in die Risse des Asphalts sickert, nur um ganz sicher zu sein, dass ich wirklich tot bin und nicht wieder zu mir komme. Ich bebe vor Zorn, vor Enttäuschung; enttäuscht, dass meinem Vorsatz mit der tatenlosen Blockade eines bis zur Muskelstarre angespannten Körpers begegne. Zumindest schlagen werde ich mich ja noch dürfen; ist doch die Suche nach dem Paradies nichts anderes als ein Topfschlagen. Warum also nicht auch Kopfschlagen. Ich schlage mir mit der flachen Hand ins Gesicht. Das schmerzt viel zu wenig. Ich müsste die Stirn mit Schwung an die Scheibe schlagen, denke ich. Dann formt sich in mir der Vorsatz, die Stirn mit Schwung an die Scheibe zu schlagen. Ich schlage die Stirn mit Schwung an die Scheibe.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 163 Version 1.0
by User: Mace

Mir ist beim Korrekturlesen der Schlussfassung von ‚Mace in Space' aufgefallen, dass an einigen Stellen Wörter, teilweise sogar ganze Absätze fehlen, wodurch der Inhalt eine andere Wendung nimmt oder gar völlig entstellt wird. Ich bin jetzt schon zu lange hier draußen, um noch an Sabotage zu glauben. Soweit ich das überblicke, liegt der Fehler vielmehr in den SSD-Karten. Denn vor dem Speichern, waren die Aufzeichnungen noch stimmig und vollständig. Ich habe nun die Befürchtung, dass der Buchstabenfraß bei jedem Aufruf weiter wächst wie Rost beim Kontakt mit Sauerstoff sich tiefer ins Blech frisst, bis zuletzt gar nichts mehr von mir zu lesen sein wird. Dann wäre die ganze Mühe umsonst gewesen, was sich anfühlt, als hätte ich nie gelebt. Diese Befürchtung wird genährt von dem Umstand, dass meine Kräfte spürbar schwinden und ich mir greisenhaft alt vorkomme. Mein letztes Stückchen Leben steckt in diesen Aufzeichnungen wie in einem zur Urne umfunktionierten Tachographen.

In diesem Sinne würde es mich enorm beruhigen, wenn auf meine Nachwelt ein gesichertes Ich von mir käme, zeitlebens mir kein Ich sichern konnte. ich habe an mir vorbei gelebt, näher bei Anderen zu leben. Ich habe mein Ich überantwortet, damit ihnen gelingt, was mir vorenthalten blieb: ein umfassendes Bild von meiner Persönlichkeit. Daher außerordentlich , dass ich genügend Material hinterlasse für die Rekonstruktion meines Ich, ich bin fast geneigt von dem ich schon eine gewisse Vorstellung hätte. Hinweise dazu finden sich ja genug im Text. Aber jedem beliebig rekonstruierten Ich zufrieden, wenn nicht erfahren werde, welcher Art das Ich sein wird, das . Dürfte ich die Rekonstruktion in Auftrag geben, hieße mein Auftrag: Schreiben Sie mein Ich im Paradies. Ich aber wünschen, dass mich Andere

als jemanden ansähen, der Paradies eingerichtet und hat.

Mit einem dumpfen Hall, als hätte man mir eine Glasglocke über die Ohren gestülpt, tauche ich in das Gewässer einer tiefen, hohlen Grotte, die sich verengt, je tiefer ich in sie eintauche, und je tiefer ich in sie eintauche, desto zäher und gallertiger wird das Gewässer, das wie Harz an mir klebt und jeden Schwimmzug quälender macht, und ganz allmählich wie feuchter Beton aushärtet. Mir ist, als müsste ich mit Händen Tonnen dieser sich verdichtenden Masse wegschieben, um einen Millimeter vorwärts zu kommen, derweil das Fluidum mich erbarmungslos in seinen plastischen Schraubstock klemmt. Doch ist es weniger der Druck der Klemmbacken, den ich spüre als vielmehr die Blicke, die drückender auf mir ruhen.

Es sieht mich jemand an. Ich sehe zurück, sehe aber statt einer Person nur Farben: Gelb, Ocker, Braun, tranchiert in konturlose, fließende Formen, die sich aus einem Zu- und Abstrom von Helligkeit und Schatten ergeben. Darüber, dahinter, darin sehe ich das Sehen. Ich sehe, wie die Farben mich ansehen aus toten, unbegrenzten Augen; genauer: aus nur einem Auge, einem riesigen Auge, von dem man nur die überdimensionale Pupille sieht, aus deren tiefschwarzem Zentrum spiralförmig Farbpigmente hervorquellen, die vor meinen Augen zu einem Haufen Schleim verklumpen. Sehendes und Gesehenes drängt sich darin auf engstem Raum, taucht auf, geht wieder unter. Das Farbenauge verschlingt meine Sicht, es blendet wie tausend Sonnen, die ihren Lichtstrahl umgekehrt haben, und die Farbpigmente auf der schleimigen Palette in einen tosenden Strudel saugen, einen Farbkreis, der sich wild dreht wie ein Glücksrad ohne Nadel. Die darin verblassenden Farben wärmen mich. Ich fühle mich leicht und geborgen zwischen den unsichtbaren Farben, im Schutze ihrer Farblosigkeit.

Dazu erklingt im Hintergrund eine mir vertraute Weise, die sich mal nähert, mal entfernt wie die Gezeiten von Ebbe und Flut, ein stilles Plätschern und Meeresrauschen, schwerelos getragen von einem feuchten Äther, der in immateriellen Wellen meine Aufmerksamkeit umspült. Die Wellen heben und senken sich kaum merklich, wiegen und schaukeln mich durch die verblassenden Farben, arglos Ein-

drücke einsammelnd, bis die Wahrnehmung eine Schwere erreicht, dass ich wieder herabsinke, sinke, ohne dagegen anschwimmen zu können, immer tiefer, umflort von einem Elixier, das flüchtig nach Rosen, Tomaten und Lavendel duftet und mich auf Duftkissen polstert, wo das Sinken zum Fallen wird, zum freien Fall: ich stürze im unendlichen Raum auf einen Punkt im Nichts, schnell, sehr schnell, schneller als Licht, falle aus dem Raum heraus in eine schwerelose Leere, das Universum hinter mir lassend, um mich herum nur nichts, nichts und noch mal nichts, eine leere Mannigfaltigkeit des Nichts.

Noch baumele ich an einer feinen Nabelschnur, an einem Lebensfaden, der tiefe Trauer webt ins Nichtunglück, an dem sich Momentaufnahmen meines Lebens abseilen, wie ich im Gras im Schlossgarten liege, wie ich eine Pusteblume blase, wie mir der Blinddarm entfernt wird, wie ich Badeschaum rieche, wie ich meine Schultüte prüfend in der Hand halte, wie ich meine Initialen in die Buche hinterm Haus schnitze; die unspektakulären Eindrücke aus meinen Leben offenbaren sich mir wie Blitzlichter aus der Ewigkeit, bei denen ich weder verweilen kann noch will, weil sie mir zum einen alle gleichwertig und gleichberechtigt vorkommen, sodass ich keine der in Zeitraffer eingeblendeten Episoden hervorheben könnte, und weil ich zum andern keine Episode dadurch verpassen möchte, dass ich mich bei einer von ihnen länger aufhalte als bei anderen. Noch ehe ich es denken kann, wird der Blitz in der Gegenwart einschlagen. Schon leuchtet er die Umrisse der Grotte aus, in die ich eingetaucht bin, deren Ausgang sich verengt zu einem fahlen Lichtlein am Ende, dem ich zustrebe, von einem befreienden Weiß, vollkommen rund, so wunderbar vollkommen – es dreht sich, das muss der Mond sein, der Mond – mit zwei roten Punkten und einem roten Strich – und noch einem roten Strich!

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 101 Version 2.0
by User: Mace

Ich war felsenfest davon überzeugt, ich sei für immer gestrandet im Orbit des Neutronensterns, der seinen ehernen Griff der Gravitation nimmer lockern werde. Dem ist nicht so. Aus unerfindlichen Gründen – ich vermute zur Sicherung der zentralen Schaltkreise – sind die Antriebe im Bordsystem zurückgesetzt worden auf die Werkseinstellungen. Es verhält sich nämlich so, dass im Grundzustand die Antriebssysteme mit einem Code aktiviert werden müssen. Ohne Aktivierungscode passiert mit dem 911er rein gar nichts. Da hätte ich noch so lange Britisches Bingo spielen und zufällige Dezimalkoordinaten für Zufallsdestinationen eingeben können, ich wäre noch immer nicht weg von hier.

Solch grundlegende Dinge gehören eigentlich zum Briefing vor dem Antritt eines so waghalsigen Unterfangens. Das werde ich den Statthalter schon noch wissen lassen. Auf den Eintrag der Werkseinstellungen bin ich jedenfalls nur gestoßen, weil ich im System nach überzähligen Tanks gesucht habe, die ich als Futtersilo hätte nutzen können. Laut Handbuch ist der Aktivierungscode meines Leiters 3527. Da hätte ich freilich auch selbst drauf kommen können. Es konnte ja nur 3527 sein! Dennoch sei der Code hier hinterlegt, falls das System sich erneut zurücksetzt. Jetzt funktioniert alles wieder tadellos. Die Daselmotoren surren, als hätten sie eine Generalsinspektion durchlaufen. CU@home.

Meine Wahrnehmung gerät aus den Fugen. Ich sehe das Kontinuum der Welt wie die einzelnen Bilder auf einer Filmrolle, wobei die Abstände zwischen den Bildern immer größer werden, in denen ich nichts wahrnehme, nur denke, ich denke, als ich ein kleiner Junge war Mom was passiert mit miwo bin hilfe muss da wieder rein, aber die Schlüssel, ich habe die Schlübin ich ein Idiot, was machmuss da wieder rein wenn der Prof heimkommt ist doch schon toich war da war da im Spidavid lach doch wieder schau ich bin da wo ich schweife ab ich muss driften nicht driften jetzt nicht verrückt du meine Güte jetzt bloß nicht verdas legt sich wieschon mal Grippe was kann ich

gegen Grippe mach mich nicht wahnfieber messen ich bin krank brauche einen Arwo soll ich denn jetzt einen Arzt herich kenne keinen freitags war im Internat Sprechstuwar nie krank, wenn ich gefehlt habe, habe ich geschwäfeige viel zu feige ist das bitter.

Ich hocke im Interregio nach Pforzheim. Die Sitzpolster gehören mal wieder überzogen. Was soll's, ich sitze bequem in meinem Sportrolli. Wie konnte ich nur meine Beine, ich habe sie doch nie bewegt können Myokos Myo Arzt was hat er gesagt Myokos Myocholosis Rückenmark weitergewandert ins Gehirn schizophren schlimmer als Lähmung GedankenlähmChip auf dem Chip ist schuld kann Depresshabe ich gehört die Spacker an mir herumgöttern warum hat mir Max niemand geholfen hilft mir Hilfe ich kann schon für mich das geht vorüber gestern, ach, ich wollte doch kann ich jetzt nimuss mich erst sortieruhe ich brauche Ruhschlaf ja schlaf wie Traum ich nicht mehr aufwache was wenn ich nicht mehr aufwache in einer Irrenanstalt aufwache zwangsernährt in Zwangsjacke und Windeln vollgeschissen schreiende Patienten Pillen damit ich schlafe ja schlafen traumlos schlanicht mehr aufwachen ein Schlafleben es kann nichts passich schlafhoffentlich wach ich bald.

Den kenne ich doch. Das bin ich. Und doch kann's ich nicht sein, bin ich doch hier schräg über mir. Und überhaupt, wie sehe ich aus. Kaum wiederzuerkennen. Woran habe ich mich erkannt? Gar nicht. Ich weiß, dass ich das bin. Das kann nur ich sein. Wenn ich mich denke, denke ich eine Person. Schließlich bin ich ja eine Person. Wie anders sollte ich mich denken? Wenn ich von mir träume, träume ich von einer Person. Von einer Person, die ich bin. Das ist doch die Gelegenheit, mich kennen zu lernen. Ich könnte auf mich zugehen und ein abtastendes Gespräch beginnen. Gute Idee, aber ich will nicht, ich kann nicht. Ich hänge da schräg oben fest, kann nicht einmal den Blickwinkel ändern. Auch ist nur die Sicht auf mich gerichtet; alle übrigen Sinne sind unten bei mir angesiedelt: Ich sehe einen, der hört, riecht, schmeckt, tastet – und das bin ich. Zweimal ich. Oder einmal ich – ein Ich, das an zwei verschiedenen Orten lokalisierbar ist. Und warum nur an zwei Orten, warum nicht an allen? Ist das ein Albtraum? Ich träume nicht. Ich befinde mich im leeren Weltraum und fülle ihn mit Sprache.

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 167 Version 5.7
by User: Mace

~~Lings~~ Gedicht ohne , Deni cunoğlu zugeeignet, von Mannfred Acunoğlu, geschrieben und im Quadranten 7523. Al R chte beim Urheber:

Üch liehpte am ine
de ja
lin ing
Ho es El

ling
Mon er
er nie uller
ist ine .

h iehpe
üßd Per .

a a a
Es erg ie
ni id da

op nes zy e ey
mar El Sk e d
e gun n
Mir Sand lieh e c .

Ö üßd rradiß
Au ör hpe.

€É_ÂËþ7ý“0“cù¿˜ÆÐAPöØ%ŒI□ó`Ž÷“hd“rgó¢Wmð³â¦……
íê¦y™ÂóS‰?1¢#nÁs©$·€°áìcÅ‰,K˜˜0ð@~

Warm, warmwarm, es ist angenehm warm, waahrm wie einem Embryo im Uterus – Mom – Wärme strömt in mich ein, Wärme strömt aus mir aus. Zimmer- und Körpertemperatur gleichen sich an. Ich schwebe wieder in der Schwerelosigkeit. Ohne Anstrengung parite ich durch die Kabine des 911ers, als wäre ich die Kabine selbst und schließe die Augen. Warm, mollig warm. Ich lasse mich driften,

wähne mich am Eingang zur Unendlichkeit und will die Augen gar nicht wieder aufmachen. Als ich sie dennoch öffne, ist die Farbigkeit entwichen; verschwunden, wie die vertrockneten Gräser, der Stumpf der abgestorbenen Elke, die zu Grabe getragenen Denisen, die verbrannten Talies und der verschimmelte Hans; nichts mehr zu sehen von aufgeschlitzten Polstern, zertrümmerten Bordelementen, verschmierten Frontscheiben und auch nichts von Haftnotizen. In verschiedenen Grünschattierungen sehe ich wie durch ein Nachtsichtgerät eine bis auf die kleinste Schraube reparierte und blitzblank aufgeräumte Gleiterkabine, in der die Armaturen geschäftig blinken. Neben dem Pilotensessel ist das Hologramm der Erde projiziert, die sich dreht wie ein Globus ohne Aufhängung.

Das alles erstaunt mich nicht im geringsten. Ich nehme die radikale Veränderung meiner Umwelt völlig teilnahmslos zur Kenntnis. Was kümmert's mich, solange mir so angenehm warm ist. Nur von halb rechts weht ein kühler Hauch herüber. Der zieht mich sanft an wie ein Staubsauger mit 641 W; mit den Beinen voran zieht's mich ins Heck, wo ich eigentlich nicht hin will. Ich strecke meine Arme nach vorne aus, als könnte ich auf diese Weise die Richtung umkehren, agiere aber weitgehend kraft- und willenlos, sodass ich unvermindert der Rückwand entgegentreibe. Eigentlich hätte ich dort längst aufprallen müssen. Ich hebe den Kopf, um ihn zu wenden und den Abstand zur Rückwand zu bemessen, da sehe ich gespiegelt in der Frontscheibe das US-Signal leuchten. Das Signal leuchtet grün und die Schleuse steht offen. Die Schleuse steht tatsächlich offen. Und ich schwebe geradewegs auf sie zu. Der offenen Schleuse entweicht Kühle. Fühlt sich nicht an, wie das Tor zum Paradies, eher indifferent. Ich werde die ultimative Schranke passieren und mein Puls schlägt keinen Schlag schneller. Gut so!

Mir ist, als könnte ich das Neltie hören, wie zum Abschied, irgendwie lispelnd: „Paradiez. Daz izt daz Paradiez. Daz izt nicht daz Paradiez. Daz izt daz Paradiez."

Wie ich meinen Kopf wende, meine ich im Augenwinkel eine Silhouette im Pilotensitz wahrzunehmen; nicht wirklich eine Silhouette, eher ein Gesicht; auch nicht wirklich ein Gesicht, eher eine Maske –

eine Maske mit hellen Bäckchen und dunklen Sehschlitzen. Unpassenderweise kommen mir jetzt lauter Dinge in den Kopf, die ich unbedingt noch erledigen will. Ich würde gerne noch die Koordinaten ablesen, damit ich weiß, wo ich den Gleiter verlasse; ich würde gerne noch einmal meine Aufzeichnungen durchgehen, um festzustellen, ob es seine Richtigkeit mit dem hat, der ich war; ich würde gerne mir noch einmal einen Teller Kässpätzle zubereiten und danach eine Venenosita rauchen; ja und ich würde gerne noch einmal mit Deniz schlafen, keine wilde Nummer, sondern eine scheidende Vereinigung in stiller Zärtlichkeit; ich würde gerne – ich spüre, dass für weitere Ausführungen keine Zeit ist, dass ich jetzt keine Ausflüchte mehr suchen kann. Ich bin an der Schleuse. Das ist die Grenze.

Ich bin in der Schleuse. Ich bin über die Grenze. Mich fröstelt. Wieder strecke ich mich nach vorne. Wieder hebe ich sehnsuchtsvoll den Blick. Aber von der Kabine ist nichts mehr zu sehen. Das Schleusentor ist völlig intransparent. Dahinter ist es kalt und still. Und es stinkt. Stinkt nach Verwesung. Mich würgt. Da sehe ich eine Gestalt im Eck. Sitzend. Der Hals, in dessen lederartig gegerbte Haut eine Halskette schneidet, ist unnatürlich nach hinten gebogen, sodass die Nasenlöcher eines fleischlos platten Riechorgans fast senkrecht emporragen zwischen den knochigen Wangen eines Schädels, der auf mich den Eindruck macht, als wäre er mit einer gespannten Lederfolie überzogen. Die runzeligen Lippen haben sich nach oben und unten zurückgeschoben und die riesig wirkenden Zähne freigelegt. Die weit aufgerissenen Augen geben in diesem grünen Licht der skelettierten Gestalt ein gespenstisches Aussehen. Das zu Braids geflochtene Haar hängt spröde und brüchig am Hinterkopf herab. Es ist, als wolle die Gestalt mit dem Verwesungsgeruch, der aus ihrem leicht geöffneten Mund dringt, mir etwas sagen, kann es aber nicht, weil ihr die Kette den Hals abschneidet – die keine Kette ist, sondern ein Kabel, ein längsgestreiftes Kabel, das im Nacken über Kreuz gewunden ist. Die eingeschnittene Lederhaut zerfällt unterhalb des Kabels wie Schuppen zu Staub, als ich an der halb verwesten Gestalt vorüberrausche wie an Birken und Haselsträuchern. Als ich sehe, dass die Gestalt in einem Rollstuhl sitzt, bin ich bereits an ihr vorbei. Ich habe nur noch Ohren für Sarah, die den Countdown runterzählt. Sie ist schon bei fünf. Für die Fahrt ins Paradies. Vier. Wohin auch im-

mer. Drei. Es wird kalt, kälter. Zwei. Ich bin ganz dicht, dichter. Eins. Diiiecht! N0ll! N0ll! N0ll!

Log-File SamSarah 911 C
Nr. 161 Version 1.0
by User: Maçk

Mace in Space – Epilog: Hast du, Leser, dich vorgewagt bis an die Stelle im Buch, die nur die Einfältigsten unter den kleingeistigen Seelenkrämern für dessen Ende halten, darfst du dich im Schutze der Lektüre zu einem erlesenen Kreis rechnen – zum Freundeskreis des Autors. So du ihm Wort für Wort gefolgt bist, steht dir das Paradies nun offen, und du bist eingeladen, ihm dorthin zu folgen und ihm an seiner paradiesischen Stätte bis ans tatsächliche Ende des Buches, bis ans Ende deiner Tage Gesellschaft zu leisten. Zögere nicht, denn der Tag ist nah, den, in deiner naturgemäßen Abwesenheit, Andere als deinen letzten beurkunden werden. Denn dir, Leser, ist längst aufgegangen, dass die letzten Seiten, die du, in der fehlgeleiteten Erwartung eines Resümees, gründlicher studierst als den Mittelteil, so als ließen sich die aus Nachlässigkeit eingefangenen Lücken im Nachhinein noch irgendwie schließen, auch deine letzten Regungen sind – ob vorwärts, ob rückwärts, ändert jetzt nichts mehr. So schnell ist ein Leben durchgeblättert. Bis zur letzten Seite. Jetzt erst, Leser, mag dir dein Wagnis in vollem Umfang aufgehen, so weit, dass du die Lektüre aufschieben möchtest, den Text ausdehnen und weitere Abschnitte hinzudichten. Nur zu. Dafür ist es zu spät. Nur zu spät.

Fürchtest du dich jetzt? Zu Recht! Vergeblich erheischst du Hoffnung mit schielendem Blick auf die verbleibenden Zeilen. Es ist vorbei und aus. Du wolltest dorthin, jetzt bist du da. Mit deinem Blick bist du am Ende, nicht mit dem Text. Die Buchdeckel haben keine Macht über den Text. Du schon. Aber du blickst ängstlich auf den Schluss. So steht die Vertreibung aus deinem Paradies unmittelbar bevor; aus eigener Schuld, aus schwerer Schuld. Was stehst du auch mit zügelloser Ungeduld auf dem Gaspedal, wenn du keinen Gang eingelegt hast und deine Phantasie leerläuft? Da muss das Paradies sich aufheizen bis zur Explosion. Mit jedem Satz hat das Buch dich davor gewarnt. Das ganze Buch ist eine Warnung. Und jetzt? Jetzt fürchtest

du dich, weil du vor dem Paradies stehst und nicht weißt, auf welcher Seite davon.

Du stehst vor dem Paradies und weißt nicht, auf welcher Seite davon? Hat dich das Buch denn gar nichts gelehrt, hast du die Mühen seiner verständigen Lektüre verabsäumt, seinen Sinn nicht niedergerungen? Du möchtest in einem Wort wissen, was das Paradies ist und wo Mace/Frauce sich befindet? O Leser, dir leuchtet ein kleines Licht! Wage mehr! Wage mehr, als nur zu lesen! Wage, zu denken und schaue deinem Ich dabei direkt ins Antlitz! Ohne den Mut des Narziss, der den eines bloßen Lesers noch einmal weit übersteigt, wirst du dein Ich immer nur von hinten sehen, wirst Du immer vor dem Ausgang des Paradieses stehen, nie vor seinem Eingang, obwohl das Tor identisch ist. Fürchte dich! Fürchte dich vor dir! Doch fürchte dich nicht vor dem Paradies! Dort ist Hilfe nah, direkt vor deinen Augen: du hältst sie in Händen.

Das Buch hat nicht nur gewarnt, es hat auch versprochen; es gab bereitwillig das längst eingelöste Versprechen, den Lesemutigen zu belohnen; und zwar mit der vollen Wahrheit. Dem stellt sich das Buch auf jeder Seite und weicht auch am Ende nicht aus, so du noch da bist, dabei bist, Leser. Für dich und – in persona – deinesgleichen ist eine geistige Parkbucht mit Hinweisen eingerichtet, die eine Schneise schlägt in den Text des Buches und dir Auskunft darüber geben, was das Paradies ist. Diese Schneise kannst du auf zwei geraden Wegen, die beide direkt zum selben Ziel führen, durchmessen: Auf einem römischen und auf einem israelischen Weg, von denen du den einen zur Verifikation des anderen beschreiten magst, um ganz sicherzugehen, damit du auf den letzten Seiten nicht noch vom Wege abkommst.

Der römische Weg führt zurück auf den Olymp, zu Jupiter und seinen Kumpanen aus dem ‚Canticum Suebiae' und verläuft folgendermaßen. Die Namen der sämtlichen 463 Götter, die im Text dieses Buches persönlich genannt sind, ergeben eine Buchstabenfolge, die zur Lösung führt, wenn sie ihrem Alter nach aufsteigend nebeneinander aufgeschrieben werden. Stehen so die Götternamen chronologisch geordnet, markiert eine Gottheit die Mitte. Die Anzahl Buchstaben des Namens dieses Mediangottes gibt dir die Zahl vor, die du

vom Beginn der Folge nach hinten zählen musst, um zum ersten Buchstaben der Lösung zu gelangen. Dieser Buchstabe fällt zwangsläufig in den Namen einer anderen Gottheit, dessen Anzahl Buchstaben dir die Länge für den nächsten Sprung in der Buchstabenfolge vorgibt. Nach diesem Algorithmus verfahre, bis die so zusammengetragenen Buchstaben dir das Paradies offenbaren. Bedenke dabei, dass du einen Joker hast, den du einmal statt der Buchstabenanzahl eines Götternamens einsetzen musst, um zum nächsten Lösungsbuchstaben zu gelangen. Dieser Joker ist Maces Glückszahl: die 13.

Auf dem israelischen Weg begegnen dir statt der Buchstaben Ziffern, hebräisch Sephirot, die unmittelbar den Emanationen des Lebensbaums in der Thora entstammen. Von denen interessieren dich diejenigen Ziffern, die hoffnungslos ungerade sind, nämlich die Primzahlen. Unter ihnen versteckt sich eine ganz besondere Primzahl, die Primlingszahl. Primlingszahlen bestehen selbst wieder aus Primzahlen, wie bspw. 37 aus den Primzahlen 3 und 7 besteht. Du findest, Leser, die gesuchte Primlingszahl, indem du zuerst die Quersumme bildest der Ziffern sämtlicher 389 im Text von ‚Ich im Paradies' selbstständig vorkommender Primzahlen und dann die einzelnen Quersummen addierst. Die resultierende Primlingszahl bringt dich in den Besitz der Weisheit, חכמה geheißen, die dich auf die unmittelbare Bedeutung der Symbole im verborgenen Kontext führt, indem du die kabbalistische Primfaktorzerlegung umkehrst:

$$כ^{(ה-ת)}\cdot מ \qquad כ^{ה}\cdot מ \qquad כ^{ה}\cdot ה\cdot מ \qquad כ$$

Welchen Weg du auch beschreitest, den römischen oder den israelischen, an dessen Ende wird dir unzweifelhaft sein, dass du ihn bis zu Ende gegangen bist, denn an seinem Ende steht die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, unverstellt und rein. Das Paradies. Du kannst es im Grunde nicht verfehlen, so wenig wie ein Berg den Felsen oder die Sonne das Licht verfehlen kann. Anders sähe es aus, wenn sie lesen könnten. Dann betrieben beide die Exegese ihres Seins, bis sie flach und stockdunkel wären. Deshalb, lieber Leser, liest du in einem Buch, das kein Buch ist, sondern ein Fels, einen Text, der kein Text ist, sondern pures Licht. In diesem Licht wird es sich weisen, ob es mit dir am Ende zu Ende geht. Rockst du, leuchtest du? Singst du,

liest du? Ja, dann kann's losgehen: alles zurück auf N0ll. Nein, dann darf ich mich wortlos verabschieden, lieber Leser, und dir danken, dass du fast bis zum Ende durchgehalten hast, denn mit dir endet das Buch, endet der Text. Hier.